Neues deutsches

Original = Theater

mit Beiträgen

von

Albini, v. Artner, v. Auffenberg, v. Babenfeld, Bärmann, Bäuerle, Bayer, Becker, v. Bentzel-Sternau, v. Berge, v. Biedenfeld, Birch, Blum, Blumenhagen, Bondi, Caſtelli, Clauren, Coſtenoble, Deinhardſtein, Dietrich, Döring, Duller, Ellmenreich, Emil, Fleiſcher, v. Fouque, v. Gaal, Gebhard, Gehe, Gerle, Gleich, Gräffer, Grieſel, Grillparzer, Halirſch, Harring, Harrys, Hell, Herloßſohn, Herzenskron, v. Holbein, v. Holtei, Köllner, Kuffner, Kuhn, v. Kurländer, Langer, Lembert, v. Leonhard, Manfred, Meisl, Muſſik, Müchler, v. Püchler, Rabenalt, Raupach, Reil, Römer, Rouſſeau, Schikaneder, v. Schlechta, Schumacher, Seidl, Sellen, v. Seyfried, Slawik, Sondershauſen, Steinmann, v. Stephanie, Straube, Swinka, Töpfer, Told, Viebert, J. N. Vogl, W. Vogel, Weidmann, v. Weißenthurn, v. Weud, Wittich, v. Zedlitz, u. a. m.

herausgegeben

von

S. W. Schieſſler.

Sechstes Bändchen neuer Folge enthält:

Der Streitſüchtige, von Deinhardſtein.

Der Geiſt der Vernichtung und der Genius des Lebens, von J. A. Gleich.

Prag, 1829.

Bei C. W. Enders.

22484.

Der Streitsüchtige.

Charakter-Lustspiel

in

zwei Aufzügen,

von

Deinhardstein.

Prag, 1829.

Bei C. W. Enders.

Personen:

Bastian von Zehmen, Obrist.

Friederike, seine Tochter.

Emma, seine Nichte.

Modestus Nelkenstein, fürstlicher Rath und Garten-Director.

Gustav von Linden.

1927.224,16
Deutsches Lit. 8,434

Erſter Aufzug.

(Zimmer im Hauſe des Obriſten, mit Mittel- und Seitenthüren.)

Erſter Auftritt.

Emma (ſitzt am Tiſche und ſtickt) Friederike (raſch eintretend)

Friederike.

Stell' Dir vor, Emma! Guſtav iſt noch immer nicht hier!

Emma (fortarbeitend.) Das iſt Deine Schuld. Die Männer ſind deſto unartiger, je mehr man ſich von ihnen gefallen läßt.

Fried. Wenn er nicht längſtens in einer Viertelſtunde da iſt, mußt Du ihm ſchreiben; ich laſſe Dir ſonſt wahrhaftig keine Ruhe. Du kannſt nicht glauben, wie mir zu Muthe iſt, ſeit der Vater meine Hand dem fatalen Garten-Director verſprochen hat. Sag' mir nur, was ich anfangen ſoll?

Emma (aufſtehend.) Das, was ich Dir ſo oft ſchon geſagt habe: Linden bereden, daß er geradezu bei'm Vater um Dich anhält.

Hättest Du's früher gethan, es wäre wahrscheinlich nicht so weit gekommen, wie jetzt; aber so bist Du immer. Eine gewisse Scheu haben, ist recht, aber auch nur eine gewisse.

Fried. Ach, liebe Emma! Diese Scheu hat ihren guten Grund gehabt. — (schmeichelnd) Kannst Du mir's verzeihen, daß ich Dir, meiner theuern, meiner einzigen Freundin ein wichtiges Geheimniß verschwieg? Es ist zum ersten Mahle geschehen.

Emma. Leider, hab' ich jetzt keine Zeit, böse zu werden. Was war's denn?

Fried. Du weißt, daß der Vater noch in seinem Alter unser'm Geschlechte ziemlich zugethan ist.

Emma. O ja, das ist mir bekannt. Seit einiger Zeit hat er auch an mir ein besonderes Gefallen genommen.

Fried. Das weißt Du aber nicht: daß er um Lindens Schwester angehalten, und dieser sie ihm abgeschlagen hat. Gustav hat mir zwar verbothen, es Dir zu sagen; allein nun muß ich's thun, da ich doch Niemand habe, außer Dir, der sich meiner annimmt. Du kennst den Vater, wie leicht er gereizt ist, und gerade bei dieser Seite.

Emma. (nach einer Pause) Seine Schwester abgeschlagen? Das ist in der That etwas fatal! Er war ihm ohnedieß nicht gewogen, und nun kommt noch dieser Umstand dazu! Da ist freilich wenig Hoffnung. Es war aber auch ein unglücklicher Gedanke, Dir von all' den tausend Liebhabern, die in der Welt

herumlaufen, den auszusuchen, dessen Character mit dem Deines Vaters geradezu im Widerspruche steht. Der Eine kann keine Gegenrede vertragen und der Andere widerspricht zehn Mahl in einer Minute; der Eine wird von einem schiefen Worte zum Zorn gereizt, der Andere könnte ein Lamm zum Tieger machen. Kurz und gut, es wäre das Beste, wenn Linden nie wieder käme.

Fried. Wär' er hier, einen Finger wollt' ich darum geben.

Emma. Er wird die Hand haben wollen, wenn er kommt.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Zehmen.

Zehm. Guten Morgen, Nichte! (zu Friederiken) Was hängst denn Du wieder das Köpfchen, wie eine Nelke im Sonnenschein?

Fried. Ach, lieber Vater, schweigen Sie mir nur von allen Nelken!

Zehm. Sie erinnern Dich doch an Deinen Bräutigam.

Emma. Meinen Sie Nelkenstein? Der ist eigentlich mehr ein Stein als eine Nelke.

Zehm. (etwas unwillig) Immer haben Sie an diesem Mann etwas auszusetzen, und ich weiß nicht was? Ist er nicht verständig, reich, gut, ehrlich, treu? ein Mann von Wort? und ein Mann von Ansehen, und über alles dieß: das Bild eines Lebensphilosophen, wie es keinen mehr gibt!

Emma. Das mag er alles seyn; aber liebenswürdig ist er nicht, und das ist bei uns die Hauptsache.

Zehm. (spitzig) Und Linden gleicht er nicht, nicht wahr?

Emma. Da haben Sie recht, dem gleicht er nicht.

Zehm. Freilich ist er weder so übermüthig, noch so naseweis.

Emma. Natürlich, weil er um so viel älter ist.

Zehm. Weder so hochmüthig, noch so streitsüchtig.

Emma. Die Pflanzen können dem Director nicht widersprechen, und sonst hat er keinen Umgang.

Zehm. Linden ist ein vorlauter, übermüthiger Mensch, dem man die Hochmuthsflügel stutzen muß.

Emma. Linden ist ein leidenschaftlicher, aber ein verständiger und guter Mensch.

Zehm. Ich weiß es von jeher, welch besondern Antheil Sie an ihm genommen haben.

Emma. Von einem besondern Antheil weiß ich nichts.

Zehm. Aber ich, und jetzt um so viel mehr, da Sie roth werden.

Emma. (etwas verwirrt) Warum haben Sie mir so fest in's Gesicht geschaut?

Zehm. Liebe Nichte, ich habe Ihnen schon oft in's Gesicht geschaut, und Sie sind nie roth geworden. Verstellen Sie sich nicht; diese Röthe haben gewisse

Erinnerungen auf Ihre Wangen getrieben, und ich weiß recht gut, welche.

Dritter Auftritt.

Vorige. Nelkenstein (in einfacher grüner Kleidung, mit einem Blumenstrauß in der Hand.)

Zehm. Guten Tag Bräutigam!

Nelkenst. Guten Tag! (zu Friederiken, der er den Blumenstrauß gibt) Da hab' ich Ihnen Blumen gebracht, mein Fräulein, frische Blumen, wie sie nun eben in dem fürstlichen Garten zu finden sind, nicht besser und nicht schlechter.

Fried. Ich danke Ihnen dafür. (Sie legt den Strauß auf den Tisch.)

Nelkenst. (den Strauß nicht aus den Augen lassend.) Wollten Sie diese durstenden Dingerchen nicht lieber gleich mit etwas Wasser versehen? sie erhalten so die Couleure länger und den Duft. (mit Beziehung) Es ist auch Vergiß — mein — nicht dabei, und das vergeht bald im Trocknen.

Fried. Ich will's gleich besorgen. (Läuft mit dem Strauße fort, leise zu Emma.) Komm bald nach! (ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige, ohne Friederike.

Nelkenst. (ihr nachsehend) Ein brav Gemüth scheint sie zu haben, meine liebenswürdige Braut.

Zehm. Sie ist ein gutes Kind. Ihr könnt angenehme Tage mit ihr verleben.

Nelkenst. Ich will ihrer Ruhe nicht das Mindeste in den Weg legen; sie soll bei mir ein Leben haben wie eine Pflanze.

Emma. Die Pflanzen kommen also bei Ihnen noch vor der Braut?

Nelkenst. Das heißt: ein Frauenzimmer ist im Grunde selbst eine Pflanze.

Emma. Das läßt sich hören. Womit vergleichen Sie uns denn?

Nelkenst. Nun, rathen Sie ein Mahl.

Emma. Mit einer Rose?

Nelkenst. Nein.

Zehm. Warum nicht? Mit einer Klatschrose.

Emma (droht ihm mit dem Finger, dann zu Nelkenstein) Mit einer Lilie?

Nelkenst. Eben so wenig.

Emma. Also womit denn?

Nelkenst. Mit einer Distel.

Emma. Sie impertinenter Herr Director!

Nelkenst. Hören Sie erst den Grund, mein Fräulein, bevor Sie mich lästern. — Sehen Sie: eine Distel steht so stolz da, um und um von Stacheln umgeben, wie das Frauenzimmer; wer sich ihr nur von weitem nahet, den droht sie zu bestrafen für seinen Fürwitz, wie das Frauenzimmer. Wer aber nicht darauf achtet, und recht nahe, so nahe als möglich hintritt, dem hängt

ſie ſich ſelber an, und iſt nicht mehr wegzubringen, wie daß Frauenzimmer. Was ſagen Sie nun zu dem Vergleiche?

Emma. Daß ich Ihnen beide Augen auskratzen würde, wenn ich die Diſtel wäre, zu welcher Sie ganz nahe treten wollten, Sie unartiger Herr! (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Zehmen. Nelkenſtein.

Nelkenſt. (ihr nachrufend) Unartig? — So hören Sie doch!

Zehm. (mit unterdrückter Heftigkeit) Das habt Ihr ein wenig zu arg gemacht, mein Freund.

Nelkenſt. Aber weßhalb? Was hat ſie denn an einer Diſtel auszuſetzen? Es gibt ja wunderliebliche Arten derſelben. Zum Beiſpiel: die Carduus marianus, — und dann vollends die Brauchbarkeit: wie viele Thiere tragen nicht Verlangen darnach?

Zehm. Außer dem Eſel iſt mir keines bekannt.

Nelkenſt. Da iſt auch der Diſtelfink und einige Käferarten und Gewürme.

Zehm. Ihr ſeyd aber weder ein Käfer, noch ein Wurm.

Nelkenſt. Ich meinte nur.

Zehm. (aufwallend) Ihr habt nichts zu meinen! Kein Widerſprechen! ſchweigt!

Nelkenſt. (blickt ſchweigend zur Erde.)

Zehm. Geht nachher zu Eurer Braut und ver-

söhnt sie mit allerlei Redensarten. — Nun, was ist Euch denn mit einem Mahle?

Nelkenst. Ihr habt mich da so erschreckt, daß es mir ordentlich in die Glieder gefahren ist.

Zehm. Widersprecht mir nicht! Ihr kennt mich, das leid' ich nicht! Außer meiner Frau hat mir Niemand widersprochen. — Unter Ander'm! — (sich umsehend, halblaut) Habt Ihr nicht, als Ihr vorhin gekommen seyd, Linden hier gesehen?

Nelkenst. Ich hab' ihn nicht gesehen, aber wenn Ihr einen Auftrag an ihn habt, so sagt nur mir's; denn finden muß ich den Patron, und sollt' es meine Kräutersammlung gelten! Wißt Ihr, was er mir angethan hat?

Zehm. (freudig) Hat er Euch beleidigt? — Das wäre köstlich! Womit denn?

Nelkenst. Stellt Euch vor: Wir streiten über Pflanzen, und dabei sagt er mir, es gäbe keine Zinnia revoluta.

Zehm. Sonst nichts?

Nelkenst. Das nennt Ihr nichts? Dem Garten-Directer so was in's Angesicht zu behaupten? Dann bin ich kein Mensch, wenn das keine Zinnia ist. Aber ich will ihn zu Schanden machen, denkt an mich! Das Exemplar der Zinnia liegt schon in Eurem Vorzimmer, und noch heute halt' ich ihm es unter die Nase.

Zehm. Thut es in's Himmels Namen; aber nebenbei müßt Ihr auch mir einen Gefallen thun. Dieser Mensch schleicht sich in einem fort um meine Nichte

herum und sagt ihr allerlei Artigkeiten. Das ist mir nun fatal. Sie scheint sich aber auch diese Artigkeiten gerne sagen zu lassen, und das ist mir wieder fatal. Wenn Ihr daher so was von einem Verhältniß zwischen Beiden bemerken solltet, macht mir's zu wissen, versteht Ihr?

Nelkenst. Ich versprech' es Euch.

Zehm. Er ist mir überhaupt ein Dorn im Auge, dieser Linden, den ich weg haben muß, je eher, je lieber.

Nelkenst. Er ist allerdings ein wenig streitsüchtig.

Zehm. Ein wenig? Wenn's ihm einfällt, so widerspricht er, daß Euer Kleid grün ist und Euer Haar grau.

Nelkenst. Das Letzte wäre so übel nicht.

Zehm. Ich sehe nicht ein, warum ich mir von diesem vorlauten Menschen mein schwarzäugigtes Nichtchen sollte wegkapern lassen? Denn, unter uns gesagt: ich habe selber Absichten auf sie, und das ist ein Grund mit, warum Ihr meine Tochter bekommt; ich möchte mit Euch die alten Liebhaber in die Mode bringen, daß man sich nicht schämen dürfte, Euch zu folgen.

Nelkenst. (lächelnd) Die neuen Moden sind jetzt gewöhnlich was Altes.

Zehm. Also macht die Augen auf, Freund! daß ich ihn aus dem Hause bringe, dafür steh' ich Euch. Ich habe da meinen eigenen Plan. (Sieht sich um.)

Doch kommt lieber auf mein Zimmer, man ist nicht ganz sicher hier. (Beide gehen.)

Nelkenst. (schon an der Thür) Wenn mir nur Eure Tochter die Bewerbung nicht übel nimmt.

Zehm. Was sollte sie?

Nelkenst. Freilich! Der Herr hat mich mit zeitlichen Gütern gesegnet, und die Mäßigkeit, der ich mich immer beflissen, hat mir auch die Zierlichkeit des Leibes erhalten.

Zehm. Und wenn sie Euch auch nicht wollte, so hat's nichts zu bedeuten; Ihr habt mein Wort und wißt, was das sagen will. In derlei Dingen bin ich Herr im Hause, Ihr kennt mich dafür. (Beide in's Nebenzimmer ab.)

Sechster Auftritt.

Linden (tritt durch die Mittelthür ein.) Emma (folgt ihm.)

Emma. Sind Sie endlich da? Sie sind mir ein wahrer Störenfried. Das ganze Haus haben Sie in Unordnung gebracht. Friederike hat sich aus Aerger über Sie in ihrem Zimmer eingeschlossen; Nelkenstein läuft mit einer Pflanze in der Hand wie ein Unsinniger im Hause umher, und mein Oheim fragt nach Ihnen zwanzig Mahl in einem Athem. Wenn das so fortgeht, machen Sie uns Alle verrückt.

Linden. Ihr Oheim hat nach mir gefragt, sagen Sie? Hör' ich auch recht?

Emma. Hat nach Ihnen gefragt, ist heute un-

gewöhnlich gut gelaunt und wird gleich hier seyn. Nehmen Sie sich daher zusammen. Sie müssen bei ihm um Friederikens Hand anhalten. Friederike wünscht es und ich befehl' es.

Lind. Heute noch? — jetzt? Ich muß gestehen, es überrascht mich ein wenig. Nichts habe ich im Grunde sehnlicher gewünscht als diesen Augenblick, und doch beb' ich nun vor ihm zurück, da er hier ist.

Emma. Behalten Sie nur immer etwas von dieser Scheu, wenn Sie mit dem Onkel reden, Ihnen kann sie nicht schaden; aber reden müssen Sie mit ihm, es ist die höchste Zeit und die letzte.

Linden. So mag es denn in's Himmels Namen d'rum seyn.

Emma. Reden Sie gerade heraus, und so bescheiden als möglich; vor Allem aber verbannen Sie die Rechthaberei, Sie wissen, er kann das nicht leiden.

Linden. Aber ich versichere Sie, Emma, ich habe wirklich meistens recht, man will mir's nur nicht glauben.

Emma. Hatten Sie da auch recht, als Sie bei der letzten Schachparthie mit dem Onkel behaupteten, der Läufer ziehe zuweilen auch wie das Pferd?

Linden. Sie kennen mich ja: ich ärgere mich gleich über Alles, und da kommt mir ein gewisser Nebel vor die Augen, und bei'm Herzen fängt mich's an zu drücken, — da sag' ich denn verschiedene Dinge, über die ich mich hernach wieder ärgere, daß ich sie gesagt habe. Glauben Sie mir, ich komme oft den ganzen Tag nicht

aus dem Aerger heraus. Aber ich will's ihm noch heute abbitten.

Emma. Vor Allem denken Sie daran, wie Sie mit Glück um Friederiken anhalten wollen.

Linden. Emma! Emma! wenn meine Wünsche in Erfüllung gehen, hat mein Glück keine Grenzen! Ich war vorher so trübe und so verstimmt, und nun Sie hier sind, haben Sie mich froh gemacht, und guter Dinge durch und durch. Ich könnte vor lauter Lust die Welt umarmen und will auch gleich bei Ihnen anfangen. (umarmt sie.)

Zehm. (tritt ein.)

Emma. (macht sich los.) Lassen Sie mich, Gustav! Was fällt Ihnen ein? (läuft ab.)

Siebenter Auftritt.

Linden. Zehmen.

Zehm. (spitzig) Ich bedauere recht sehr, daß ich Sie gestört habe, Herr von Linden.

Lind. (lächelnd) Hat gar nichts zu bedeuten; es war nur ein kleines Vorpostengefecht der Freundschaft.

Zehm. Wobei der Sieg wahrscheinlich auf Ihrer Seite war?

Linden. Es kam leider nicht bis zum Siege. Auch muß ich Ihnen gestehen, Herr Obrist, daß ich jetzt zwar hergekommen bin, selbst zu siegen, noch mehr aber Ihnen die Gelegenheit zu einem schönern Siege zu geben.

Zehm. Wir Soldaten greifen da gerne zu. Mit wem soll ich's aufnehmen?

Linden. Mit Ihrer eigenen Person.

Zehm. Sie sprechen im Geiste der neuen Schule, mein Herr, ich verstehe Sie nicht.

Lind. Werden Sie mich auch dann nicht verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich jetzt in derselben Angelegenheit vor Ihnen stehe, in welcher Sie letzthin vor mir gestanden sind, als Sie um die Hand meiner Schwester warben, und daß ich von Ihrer Großmuth erwarte, Sie würden meinen Antrag nicht so abweisen, wie ich es wider Willen mit dem Ihrigen habe thun müssen.

Zehm. (für sich) Er wirbt um Emma. — (laut) Mein Herr! Ich habe da nichts zu entscheiden. Glauben Sie denn die Liebe des Mädchens zu besitzen?

Linden. Ich bin davon überzeugt.

Zehm. Kein Wunder! wovon wären Sie nicht überzeugt.

Lind. Der Tod meines Vaters hat mich in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gesetzt.

Zehm. Ich gratulire zum Letzten und bedaure den Ersten.

Linden. Noch heute erwarte ich mein Beförderungs-Dekret zum fürstlichen Rathe.

Zehm. Kann Ihnen nicht fehlen.

Lind. Mein Benehmen kennen Sie. —

Zehm. (Tabak nehmend.) Ja! das kenn' ich.

Lind. Was darf ich hoffen?

Zehm. (nach einer kleinen Pause) Vermögen hat

das Mädchen nicht; ihren Vater nennt man einen ehrlichen Mann, aber auch einen armen.

Linden. Bei einem Manne seiner Art fragt man wohl, wie viel er Verdienste, aber nicht, wie viel er Vermögen hat.

Zehm. Haben Sie ihn denn gekannt?

Lind. (verwundert) Sie scherzen!

Zehm. Nicht im Geringsten. Er starb in der Türkei und es sind nun an die zwanzig Jahre, daß er todt ist.

Linden (für sich) Ich glaube, er ist verrückt! — (laut) Von wem sprechen Sie denn?

Zehm. Von ihrem Vater.

Lind. Nun ja! der sind ja Sie.

Zehm. Was fällt Ihnen ein? Ich bin ihr Oheim.

Linden (verwundert) Also ist sie nicht Ihre Tochter?

Zehm. Friederike ist meine Tochter, Emma aber ist meine Nichte.

Lind. Ich spreche ja von Friederiken.

Zehm. (auffahrend) Höll' und Teufel! Lieben Sie denn mein ganzes Haus?

Lind. Ihre Tochter lieb' ich, das hab' ich Ihnen ja gesagt.

Zehm. Das haben Sie mir nicht gesagt. Von Emma haben Sie gesprochen, und das ist meine Nichte.

Lind. Von Ihrer Tochter habe ich gesprochen und nicht von Ihrer Nichte.

Zehm. Das hab' ich aber nicht gewußt.

Lind. Iſt das meine Schuld, wenn Sie nicht wiſſen, wovon ich ſpreche?

Zehm. Darum hätten Sie ſich erklären ſollen.

Lind. Ich habe mich auch erklärt.

Zehm. Nein, ſage ich, mein Herr! Sie haben ſich nicht erklärt! Sie haben mir meinen Irrthum nicht benommen!

Lind. Iſt es denn mein Geſchäft, Ihnen Ihre Irrthümer zu benehmen?

Zehm. Mein Herr! — Doch — Sie ſollen mich nicht ärgern. — Alſo Sie werben um die Hand meiner Tochter? Nun hab' ich Sie doch recht verſtanden, nicht wahr?

Lind. Ich bin hier, Sie um Ihre Einwilligung zu bitten.

Zehm. Nun ich Ihre offene Frage weiß, kann ich Ihnen offen darauf antworten, nämlich: daß ich Ihnen dieſe Einwilligung nicht geben kann.

Linden. (erſchüttert) Herr Obriſt! Sie weiſen mich ab?

Zehm. Ich muß. Sehen Sie, wir ſind hier in gleicher Lage: wenn wir den beſten Willen haben, einander dienlich zu ſeyn, — es geht nicht.

Lind. Ich verſtehe, ich verſtehe!

Zehm. Für's Erſte iſt meine Tochter ſchon Braut, die Braut eines ſehr verſtändigen, beſcheidenen Mannes, der fürſtlicher Rath iſt, und der mein Wort hat; dann —

Lind. Nun? Dann? —

Zehm. Dann finde ich es etwas ſonderbar, die

Tochter einem Manne zu geben, dessen Bewerbungen damit anfangen, den Vater zu beleidigen.

Lind. Das Sonderbarste, Herr Obrist, ist wohl, daß Sie den Beleidigten spielen. Ich komme in Ihr Haus, ich werbe um die Hand Ihrer Tochter, ich liebe Ihre Tochter, sie liebt mich wieder. Die Natur hat mich nicht vernachlässigt und das Glück hat mich begünstigt; das Alles ist nichts Sonderbares. Sie aber, mein Herr, der Sie sich verstellen, als ob Sie von jenem Verhältnisse gar keine Kenntniß gehabt hätten, und es absichtlich auf Ihre Nichte beziehen, der Sie mir mein Geheimniß entlocken, um eine unedle Rache an mir zu nehmen, für den Korb, den Ihnen meine Schwester gab, der Sie dann die Maske abwerfen, und mich gehen heißen — Sie sind der Beleidiger und nicht ich!

Zehm. Von Ihrem Verhältnisse mit meiner Tochter habe ich nie etwas gemerkt, folglich auch nie etwas gewußt. Daß ich Sie mit Emma im Verdacht hatte, hat seine guten Gründe gehabt, und für Mißverständnisse kann ich nicht.

Lind. Leere Ausflüchte, mein Herr! nichts als leere Ausflüchte! Wenn Sie Vater seyn wollen, so müssen Sie sich um die Verhältnisse Ihrer Tochter bekümmern, das ist Ihre Pflicht.

Zehm. Ihre Pflicht, Herr von Linden, ist es, sich nicht durch Widersprechen Ihre kostbare Gesundheit zu verkürzen.

Lind. Was geht Sie meine Gesundheit an? Und was wollen Sie mit dem Widersprechen? — Es gibt

nur Ausſprüche, aber keinen Widerſpruch. Ich habe dieſe Meinung, Sie eine andere; Sie ſind nicht der meinigen, und ich der Ihrigen nicht: nun kann ich ja von Ihnen eben ſo gut ſagen, daß Sie mir widerſprechen, als Sie, daß ich Ihnen widerſpreche. Es iſt ja noch nicht ein Mahl ausgemacht, daß blau blau, roth roth iſt, und daß mir nicht das Blaue wie roth, und Ihnen das Rothe wie blau vorkommt. Nichts iſt apodiktiſch gewiß, wie können Sie da vom Widerſprechen reden?

Zehm. Doch, doch, mein Herr! Zwei Dinge ſind gewiß: daß meine Tochter morgen mit Nelkenſtein vermählt wird, und daß ich in allem Uebrigen Ihr gehorſamer Diener bin. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Linden (allein.)

(wie außer ſich.) Höll' und Teufel! Das ſoll er büßen! Wer bin ich denn, daß ich das dulde? Zurückgeſetzt, beſchimpft, verrathen, betrogen! Ja, betrogen, betrogen bin ich, es iſt am Tage, Sie Alle ſind mit im Spiel, Sie Alle, Alle! Man hat mich nur dahin bringen wollen, daß ich mich entdecke, um ſich deſto ſicherer an mir rächen zu können. Es iſt Euch nur halb gelungen. Gefangen habt Ihr mich, aber Ihr ſollt daran denken, wie ich Euch's vergelte, nun ich wieder frei bin.

Neunter Auftritt.

Linden. Friederike.

Lind. Sie kommen zur guten Stunde, mein Fräulein! So eben ging Ihr Herr Vater fort, und hat mich mit meinem Heirathsantrage abgewiesen.

Fried. (erschüttert) Abgewiesen? Das ist nicht möglich!

Lind. Nicht wahr, daß nimmt Sie Wunder? Davon hätten Sie sich nichts träumen lassen? Hahaha! Wie Sie da stehen! Sie haben Ihre Rolle gut auswendig gelernt.

Fried. Gustav!

Lind. Keine Verstellung, mein Fräulein, wenn ich bitten darf, sie ist hier am unrechten Orte. Ich weiß, leider, nur zu gut, wozu ich Ihnen dienen sollte; freuen Sie sich jedoch nicht zu früh, die Reue könnte nachkommen.

Fried. Ich verstehe Sie nicht.

Lind. (mit immer steigender Heftigkeit.) Aber ich verstehe den Plan Ihrer werthen Familie um desto besser. Ich weise Ihren Vater ab, der um die Hand meiner Schwester wirbt, Sie dringen heute in mich, um Ihre Hand bei Ihrem Vater anzuhalten. Sie finden ihn ganz mild, ganz für unsere Liebe gestimmt. — Emma sucht mich darin zu bestärken, — ich gehe in die Falle, werde abgewiesen, kalt, mit Hohn, mit Verachtung, wie ein Schulknabe abgewiesen; früher hingehalten, bis ich mich ganz klar und deutlich erkläre, und dann abgewiesen.

Blind müßt' ich seyn, wenn ich nicht in Allem dem Ihren tückischen Plan sehen sollte. Der Bräutigam ist im Hause, mich mußte man daher wegbringen; geradezu gehe ich nicht, also auf diese Art, wo der werthe Herr Vater die Rache wegen dem Korb in den Kauf bringt.

Fried. Gustav! verdien' ich diesen entsetzlichen Verdacht?

Lind. Was Sie verdienen, mein Fräulein, weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß man in Ihrem Hause nach Verdienste wenig zu fragen pflegt. Allein, denken Sie an mich: ich will diesen Schimpf so rein von mir abwaschen, daß man auch nicht Ein Fleckchen mehr davon sehen soll.

Fried. Gustav! Sie haben mir oft gesagt, daß Sie mich lieben. Ihr Stolz, Ihre unselige Neigung zum Streite, die Hitze Ihres Blutes, welche Sie nicht zu bezähmen wissen, machen Sie und mich unglücklich, das fühlen Sie, das haben Sie selbst mir gestanden; hundert Mahl haben Sie mir Aenderung gelobt, — wie halten Sie Wort?

Lind. Mein Stolz? meine Streitsucht? Welch ein Ton ist's, den Sie sich gegen mich erlauben, Fräulein Zehmen? Zu viel nur habe ich mir in Ihrem Hause gefallen lassen, das ist mein Fehler, zu viel von Ihrem Vater, zu viel von Ihrer vorlauten Freundin, zu viel von Ihnen! Aber meine Geduld ist zu Ende; ich dulde nichts, gar nichts, nicht das Mindeste mehr! Ich bin alt und klug genug, zu wissen, was ich thun oder lassen soll, ich —

(Er faßt ſich plötzlich und ſchrickt zuſammen, als er Friederiken bemerkt, die ihn ruhig und mitleidig anſieht.)

Fried. Halten Sie das, wie Sie wollen, Herr von Linden. (geht ſchnell ab.)

Linden. Friederike! — Gott! was hab' ich gethan? (will ihr nach.)

Zehnter Auftritt.

Linden. Nelkenſtein. (ſtürzt ganz erſchöpft in's Zimmer.)

Nelkenſt. Halt, mein Herr! Sie kommen mir nicht von der Stelle. Sie haben meine Ehre angegriffen, und müſſen mir Genugthuung geben! Da haben Sie die Zinnia revoluta. (Hält ihm die Pflanze vor's Geſicht.)

Lind. Laſſen Sie mich! (will fort.)

Nelkenſt. Ich laſſe Sie nicht, bis Sie widerrufen, was Sie vorhin behauptet haben.

Linden (wie außer ſich.) Laſſen Sie mich, mein Herr!

Nelkenſt. Nein! Ich habe mir Mühe genug gegeben, ſie zu finden. Zwei Tage hat mir's gekoſtet und eine Nacht. Hier iſt die Zinnia.

Lind. (reißt ſich los und ſchleudert Nelkenſtein auf die Seite, daß ihm die Pflanzen auf die Erde fallen.) Geh'n Sie zum Teufel mit Ihrer Zinnia! (ſtürzt ab.)

Nelkenst. (der ruhig die Pflanzen von der Erde aufnimmt.) Jetzt, weil er sich nicht mehr zu helfen weiß, wird er grob. (geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Garten.)

Erster Auftritt.

Friederike (geht über die Bühne). Emma (hinter ihr herrufend).

Emma.

Friederike! Friederike! So hör' doch!

Fried. (sieht sich um).

Emma. Ich suche Dich schon im ganzen Hause.

Fried. (ängstlich) Was ist denn wieder geschehen?

Emma. Etwas, das trauriger aussieht, als es ist.

Fried. Was werd' ich hören?

Emma. Du weißt, daß Linden einen großen Theil seines Vermögens beim Handelshause Bergen in Amsterdam angelegt hatte.

Fried. O ja, auch, daß er's darum gethan hat, weil man allgemein ihm davon abrieth.

Emma. Eben traf die Nachricht vom Fall jenes Hauses ein.

Fried. (erschrocken) Das ist entsetzlich!

Emma. Ich muß Dir gestehen, daß mir's nicht

ganz unlieb ist. Der Verlust kann viel auf seine Besserung einwirken. Nur die Schule des Unglücks bessert Menschen seiner Art.

Fried. Du weißt selbst das Unglück so herum zu kriegen, daß es aussieht wie Glück.

Emma. Wollte Gott, ich könnt' es immer.

Fried. Verliere nur Du nicht den Muth, Emma, sonst weiß ich mir nicht mehr zu helfen. Morgen soll meine Hochzeit mit Nelkenstein seyn: das Wort, welches den Vater bindet, Lindens letztes Betragen gegen ihn, und nun noch der Verlust des Geldes dazu! Ich könnte wahnsinnig werden, wenn ich mir alles das zusammenstelle; denn ich sehe keinen Ausweg vor mir.

Emma. Vor der Hand ist wenigstens nicht Alles verloren. Du kennst den Vater: er ist leicht gereizt, aber auch leicht wieder versöhnt. Ich bin ihm nebenbei nicht ganz gleichgültig; darauf hab' ich gebaut, ihm vorgestellt, daß er bei der letzten Unterredung mit Gustav selbst nicht ganz leidenschaftlos war, daß er mit manch raschem Worte ihn gereizt hat; kurz ich ließ ihm so lang keine Ruhe, bis er mir versprach, Linden noch ein Mahl sehen und freundlich mit ihm reden zu wollen. Alles das hab' ich Linden geschrieben, ihn herbeschieden, und ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Fried. (indem sie Emma stürmisch um den Hals fällt) Emma! Emma! ich weiß nicht, was ich mit Dir anfangen soll.

Emma (sich losmachend.) Vor der Hand mich

am Leben lassen. Siehst Du nun, wie mir Lindens Verlust erwünscht ist? Hat ihn der nicht mürbe gemacht, so wäre immer wenig zu hoffen. Er glaubt sich von uns Allen betrogen, würde sich bei'm Onkel nichts vergeben wollen, und bei'm geringsten Anlasse geriethe dieser wieder in Zorn, und dann wär's aus für imme.. (In die Scene blickend.) Entferne Dich jetzt, ich sehe dort den Onkel und will ihm noch ein Mahl zu Leibe. Geh' nur, geh'! (sie schiebt sie fort.)

Fried. (im Abgehen.) Ich will mich im Gebüsch ein wenig auf's Lauern legen; denn die Unruhe, die in mir tobt, halt' ich nicht aus. (Geht ab in's Gebüsch linker Hand.)

Zweiter Auftritt.

Emma. Zehmen.

Emma. (geht auf den Obristen los und nimmt ihn schmeichelnd bei der Hand.) Jetzt, lieber Onkel, werd' ich sehen, ob Sie mir wirklich gut sind.

Zehm. Wann hab' ich Ihnen je Grund gegeben, daran zu zweifeln, schöne Nichte?

Emma. Bis jetzt eigentlich nie; aber nun ist auch erst der eigentliche Augenblick der Probe gekommen.

Zehm. So?

Emma (ihre Hand auf des Obristen Schulter legend.) Reden Sie freundlich mit ihm.

Zehm. Von wem ist denn die Rede?

Emma. Von Linden.

Zehm. Aber, liebe Emma! —

Emma. Still! Sie haben mir's schon versprochen.

Zehm. Nun ja! Aber sprechen Sie selbst, was soll ich ihm sagen?

Emma. Daß es Ihnen leid thut, ihn so kalt abgewiesen zu haben, daß es eigentlich nicht so gemeint gewesen sey, daß es — — es wird sich Alles finden; reden Sie nur recht freundlich mit ihm.

Zehm. Was soll das helfen? Er wird Friederikens Hand begehren, und da muß ich ihm doch wieder Nein sagen.

Emma. Warum müssen Sie Nein sagen?

Zehm. Der Garten-Director hat mein Wort, das wissen Sie ja, und wäre auch das nicht, müssen nicht der Hochmuth und die Zanksucht dieses Menschen Friederiken in die Grube bringen.

Emma. Das ist nun Alles vorüber, lieber Onkel. Sie werden sich überzeugen.

Zehm. (Emma forschend anblickend.) Ich kann noch immer nicht begreifen, daß Ihnen dieser Mensch so ganz gleichgültig seyn soll, wie Sie mir vorgegeben haben. Daß er Sie immer wie Ihr Schatten umgeben hat, der Antheil, den Sie von jeher an Allem nahmen, was ihn betrifft, der Brief, den Sie, wie ich weiß, heute an ihn geschrieben haben, die Umarmung von gestern — wenn ich mir das Alles so zusammenstelle — aufrichtig, liebe Nichte, so ist mir's nicht denkbar, daß gar kein Verhältniß zwischen Ihnen bestehen soll.

Emma. Gar keines, Onkel, gar keines. Den Antheil nahm ich nicht an Linden, sondern an Friederiken; der Brief betraf wieder Friederiken und nicht mich, und in der Umarmung hat er mich wieder mit Friederiken verwechselt.

Zehm. (sie in's Auge fassend.) Da wäre wohl gar noch für einen ehrlichen Mann Raum in Ihrem Herzen?

Emma. Warum nicht? Wenn er nicht bloß ehrlich wäre? —

Zehm. Wenn er noch Manches dabei wäre? aber wohl gemerkt: von meinem Alter.

Emma. Amor ist ein Kind, er braucht einen verständigen Führer.

Zehm. Und doch war gerade Ihnen hauptsächlich Nelkensteins Alter nicht recht, und er ist in meinen Jahren.

Emma. Nicht doch! Sie sind ja um zwei Jahre jünger; das ist von Bedeutung.

Zehm. Freilich, freilich! In unsern Jahren thut das viel.

Emma. Wenn man aber, mein Herr, für Ihre guten Eigenschaften nicht blind seyn soll; so müssen Sie es auch für die eines Andern nicht seyn.

Zehm. Wenn ich nun ein Auge zudrückte, könnte man darauf rechnen, daß Sie bei guter Gelegenheit ein Gleiches thäten?

Emma. Ich frage jetzt Sie: wollen Sie freundlich und liebevoll mit ihm reden?

Zehm. In's Himmels Namen!

Emma. Und? —

Zehm. Sonst will ich vor der Hand noch nichts. Ein Auge zudrücken, hab' ich gesagt, was ich mit dem andern thun werde, weiß ich noch nicht.

Dritter Auftritt.

Vorige. Linden.

Emma. (Linden erblickend zu Zehmen.) Da ist er schon! — (zu Gustav) Ach! — Nur näher, Herr von Linden! (zu Zehmen) Reden Sie ihn an.

Zehm. (Zu Linden, auf ihn zugehend) Was verschafft mir das Vergnügen, Sie hier zu sehen?

Linden. Sie entschuldigen meine Freiheit, Herr Obrist; allein —

Zehm. (ihn bei der Hand nehmend.) Zwischen Freunden braucht es keiner Entschuldigung, sie sind einander zu jeder Stunde willkommen.

Emma. (zu Zehmen.) So ist's recht! (zu Beiden) Ich will nicht stören, meine Herren! (verneigt sich, dann im Abgehen zu Linden.) Machen Sie Ihre Sachen gut. (ab.)

Vierter Auftritt.

Zehmen. Linden.

Lind. Herr Obrist, ich bin hier, Abschied von Ihnen zu nehmen.

Zehm. Abschied? Sie überraschen mich!

Lind. Ich werde reisen. (für sich) Er soll mich gewiß nicht so demüthig finden, als er glaubt.

Zehm. (ihm die Hand drückend.) Nehmen Sie das Andenken eines theilnehmenden Freundes mit auf den Weg.

Lind. (überrascht, für sich.) Er läßt mich gehen? Will's da hinaus? Ich glaube, Emma hielt mich zum Besten. (laut) Sie sind in der That überaus herablassend, Herr Obrist!

Zehm. Herablassend? Sie scherzen, Herr von Linden! Als Freund möcht' ich mich Ihnen beweisen, und es thut mir leid, wenn Sie das verkennen.

Lind. Wie könnt' ich es auch, nach all' den Proben, die Sie mir davon gegeben haben?

Zehm. Ich war, leider, nie in der Lage dazu.

Lind. Doch, doch! Als Sie jene beispiellose Frechheit, wo ich mit dem Garten-Director um Ihre Tochter in die Schranken treten wollte, so nachsichtsvoll aufnahmen. Das werd' ich Ihnen nie vergessen.

Zehm. Und doch wünscht' ich recht sehr, daß Sie gerade dieses vergessen möchten; daß Sie hier überhaupt mehr meinen Willen beurtheilen möchten, als meine That.

Lind. Ist nicht vonnöthen. Glauben Sie mir, an Allem ist nur meine Eitelkeit Schuld, die mir weiß gemacht hat, meine Jugend gäbe mir einen Vorzug vor Ihrem werthen Freunde.

Zehm. (lächelnd.) In Ihren Augen ist das wenigstens der Fall.

Lind. Nun sind aber meine Augen zufällig besser, als die des alten Directors. —

Zehm. Alt? So alt ist er aber nicht.

Lind. Alt genug, um noch an Liebe denken zu können, ohne ein wenig verrückt zu seyn.

Zehm. (getroffen) Das seh' ich nun nicht ein. —

Lind. Aber ich! Blumen pflanzt man, mit Ihrer Erlaubniß, nicht in den Schnee.

Zehm. Blumen blühen aber auch im Winter, mein Herr!

Lind. Hinter'm Ofen nämlich.

Zehm. Sie scheinen heute sehr gut aufgelegt zu seyn.

Lind. (ihn forschend anblickend.) Haben Sie mir sonst nichts zu sagen?

Zehm. Ich wüßte nicht, was.

Lind. (für sich) Dacht' ich's doch! Aber Ihr sollt es büßen! (laut) So bleibt auch mir nichts übrig, als Ihnen für all' den Spaß zu danken, den ich in Ihrem Hause erlebt habe.

Zehm. (aufwallend) Spaß?! Welchen, wenn ich bitten darf?

Lind. Daß Sie die Hand Ihrer Tochter einem Narren geben wollen, und diesen Narren Ihren Freund nennen.

Zehm. Herr von Linden! Sie scheinen's darauf angelegt zu haben, mich aufzubringen; wenn Sie aber dem Zorne Plaz machen wollen, so schaffen Sie erst das Mitleid weg, das ich mit Ihnen habe.

Lind. Sie sind weichherzig, wer weiß das nicht,

und leicht zu rühren. Auch lieb' ich das Mitleid, zumal bei Personen Ihres Alters: den sogenannten Winterblumen, wie Sie sich vorhin selbst genannt haben.

Zehm. (seine Aufwallung niederkämpfend.) Was Sie sich auch erlauben, mein Herr, setzt mich nur eine kurze Zeit in die Verlegenheit, es ertragen zu dürfen. Sie haben mir ja gesagt: daß Sie reisen. Glück auf den Weg.

Lind. Erlauben? Ich habe Ihnen die Ehre erzeigt, um die Hand Ihrer Tochter zu werben, sonst weiß ich von nichts.

Zehm. Gehorsamer Diener!

Lind. Wenn Sie das vielleicht verdrossen hat, daß ich Ihren alten Freund nicht mehr jung finde, und mir der Umstand, daß Sie ihm die Hand Ihrer Tochter versprochen haben, eben so grausam als lächerlich vorkommt, dafür kann ich nicht, denn es ist ein Mahl so.

Zehmen, (der sich nicht mehr bezähmen kann.) Schweigen Sie, mein Herr, oder ich vergesse mich!

Lind. Sie haben schon vergessen, welche Behandlung Sie einem Manne meiner Art und Ihrem Gaste schuldig sind.

Zehm. Wenn ich es vergessen, haben Sie mich dazu gebracht.

Lind. Nun frage ich Sie noch ein Mahl, ganz ruhig und in aller Demuth, wollen Sie mir die Hand Ihrer Tochter geben oder nicht?

Zehm. Das ist zu viel! So weit hat noch

Niemand die Vermeſſenheit getrieben! Jetzt, nach all' der Beleidigung, die Sie mir angethan haben, begehren Sie meine Einwilligung?

Lind. Ereifern Sie ſich nicht, Herr Obriſt! Nur Ja oder Nein. Sie lieben ja die offenen Fragen.

Zehm. Nein alſo, mein Herr! Nein! Und wenn es das Leben meiner Tochter, und wenn es mein eigenes gelten ſollte! Eh' ermorde ich meine Tochter, bevor ich ſie einem Menſchen Ihres Gleichen gebe.

Lind. Meines Gleichen? Mein Herr, darauf kann man Ihnen nur mit der Piſtole in der Hand antworten.

Zehm. (raſch.) Ich bin's zufrieden.

Lind. Wann beliebt's?

Zehm. (nach kurzem Nachſinnen) Morgen um neun Uhr früh.

Lind. Wo?

Zehm. Im Park, hinter den Linden, beim grünen Gitter.

Melkenſt. (tritt auf.)

Lind. So hab' ich denn hier nichts mehr zu thun. Ich gehe und trete alle meine Rechte dieſem Ihren würdigen Freunde ab. (Melkenſtein auf die Schulter klopfend) Sey'n Sie ſo glücklich, mein Herr, als es Ihnen möglich iſt, aber nehmen Sie ſich in Acht, daß nicht ein ganz kleiner Piſtolenſchuß Sie aus Ihrem ruhigen Vegetiren aufſchreckt, wenn ich mit Ihrem Freunde da fertig bin. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Zehmen. Nelkenſtein.

Nelkenſt. (wie betäubt.) Piſtolenſchuß?! — mein Vegetiren? — Was will er damit ſagen?

Zehm. Es iſt ein unverſchämter Narr! Laßt Euch das nicht anfechten.

Nelkenſt. Vergebt mir, eine Piſtole iſt ganz zum Anfechten gemacht.

Zehm. (ſehr laut.) Bah!!

Nelkenſt. (erſchrickt.) War mir's doch, als ob's ſchon geknallt hätte! — Ich bin ein friedlicher Menſch, was will er mit mir?

Zehm. Um Euere Braut hat er angehalten. Da wißt Ihr's jetzt.

Nelkenſt. Um meine Braut? Und deßhalb will er mir an den Leib?

Zehm. Leeres Drohen.

Nelkenſt. Gehorſamer Diener! Ihr müßt mich vor ihm ſchützen; Ihr ſeyd in den Waffen erfahren, ich bin es nicht.

Zehm. Ich will ihm eine Lection geben, daß er an mich denken ſoll! Vor Allem muß er aus meinem Hauſe.

Nelkenſt. Das iſt gut. Wenn ich in meinem Garten Unkraut bemerke, werf' ich's gleich über die Mauer.

Zehm. Deſto beſſer! Wenn Ihr dieß Geſchäft kennt, ſo übertrag' ich es Euch.

Nelkenſt. Wie verſteh' ich das?

Zehm. Ihr müßt ihn auch über die Mauer werfen. Ihr müßt ihm in meinem Namen sagen: daß ich ihm verbiethe, mein Haus bis morgen zu betreten. Der unverschämte Mensch rennt mir sonst, mir nichts dir nichts unter den Augen herum.

Nelkenst. Warum habt Ihr ihm das nicht selbst gesagt?

Zehm. Weil — das versteht Ihr nicht. Fragt nicht viel und thut, was ich Euch sage.

Nelkenst. Das ist ein halsbrechender Auftrag!

Zehm. (aufwallend.) Ihr hört's ja, Ihr wagt nichts dabei.

Nelkenst. (ihn zur Seite schiebend.) Seyd nur ruhig! Ihr tretet da im Zorn auf eine wunderschöne Genziane. Ich will's ja thun!

Zehm. Bis morgen, versteht Ihr?

Nelkenst. Nur bis morgen?

Zehm. 'S ist nicht nöthig für länger.

Nelkenst. Richtig! Morgen ist meine Hochzeit.

Zehm. So Gott will, ja! und vielleicht noch eine dazu.

Nelkenst. Das wäre!

Zehm. Ich habe mich so geärgert, daß ich fast wünschte, der Bursch ließe mir ein wenig zur Ader. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Nelkenstein (allein.)

Das ist eine fatale Commission! Wie bring' ich's vor? — Wenn er mich nun gar nicht zum Worte kommen läßt? Wenn er — mein Leben ist in der augenscheinlichsten Gefahr. — (nimmt eine Raupe von einem Baume, besieht sie eine Weile und zertritt sie dann.) Sieh' da, eine Raupe! Das Ding setzt den Apfelbäumen gewaltig zu. — Dies Mahl bin ich Bräutigam und nie mehr in meinem Leben! Ich bin auch eigentlich nur zur Braut gekommen, wie die Raupe zum Apfelbaum, und werde vielleicht auch so enden müssen. — Gott sey mir gnädig! da kommt er schon!

Siebenter Auftritt.

Nelkenstein (zieht sich ein wenig zurück.) Linden (tritt hastig auf.)

Lind. Nun ist Alles verloren! Ich habe nichts, nichts mehr zu hoffen; aber jetzt sollen sie mich auch so finden, wie sie mich haben wollten, wenigstens will ich das dabei gewonnen haben, daß ich ohne Zwang mich benehmen kann, wie mir's beliebt (Nelkenstein erblickend) Was wollen Sie hier?

Nelken st. (sich vor ihm verneigend, dann für sich.) Wie bring' ich's vor? (laut) Ich — ich bin einstweilen hier? —

Lind. Das seh' ich, aber was wollen Sie?

Nelkenſt. Der Herr Obriſt — ich —

Lind. Was hat der Obriſt? — Was wollen Sie? — Heraus damit!

Nelkenſt. Ich ſoll Ihnen den Beſuch dieſes Hauſes verbiethen.

Lind. So thun Sie's.

Nelkenſt. Ich verbiethe Ihnen den Beſuch dieſes Hauſes.

Lind. Wer hat Sie dazu ermächtigt?

Nelkenſt. (ſehr höflich) Der Herr Obriſt. — Nur bis morgen.

Lind. So? — Nun, — ſagen Sie dem Herrn Obriſten, daß ich mich ganz in ſeinen Willen füge, daß ich es aber lieber aus ſeinem Munde als aus dem Ihrigen gehört hätte. Haben Sie verſtanden?

Nelkenſt. Vollkommen.

Lind. Wir ſind ja — was man ſagt, — Nebenbuhler?

Nelkenſt. (lächelnd) Ja, — was man ſagt.

Lind. Haben Sie nichts dagegen einzuwenden?

Nelkenſt. Ich? Nicht das Geringſte!

Lind. Ich aber, mein Herr Garten-Director und fürſtlicher Rath, ich habe ſehr viel dagegen einzuwenden.

Nelkenſt. So wenden Sie ein.

Lind. Für's Erſte: daß ein Mann von Ihrem Alter, Ihren Anſichten, Ihrer Benehmungsweiſe, zu jeder Rolle beſſer paßt als zu der eines Liebhabers.

Nelkenſt. Ich bin auch eigentlich kein Liebhaber, ich bin nur ein Bräutigam.

Lind. Diese Stelle kann Ihnen leicht mehr kosten, als sie werth ist.

Nelkenst. Meinen Sie?

Lind. Wenn ich aus dem Hause bin, so bin ich darum doch nicht aus der Welt.

Nelkenst. Leider! — (erschrickt) Das heißt — leider für mich, — daß Sie nämlich aus dem Hause müssen.

Lind. Müssen! — Müssen? — Ich will wohl, aber ich muß nicht.

Nelkenst. Wenn Sie vor der Hand nur wollen.

Lind. Ganz recht, ich will.

Nelkenst. So darf ich also dem Herrn Obristen —?

Lind. Sagen Sie, daß ich gehe; das Uebrige weiß er.

Nelkenst. Ich habe die Ehre, mich ergebenst zu empfehlen. (schnell ab.)

Linden (allein) Und um diesen Menschen zurückgesetzt! beschimpft! weggeschafft! — Hab' ich das verdient? — Liebe — Vermögen — Ehre! Alles, Alles verloren! (er wirft sich auf eine Rasenbank.)

Achter Auftritt.

Linden. Friederike (die aus dem Gebüsch tritt.)

Fried. Um's Himmels willen! was haben Sie gethan?

Lind. (emporspringend) Woher wissen Sie —?

Fried. Ich war, leider, im Gebüsch Zeuge Ihres Gespräches mit dem Vater.

Lind. (sie bei der Hand nehmend, indem er mit Rührung ihr in's Gesicht schaut) Und was haben Sie über mich beschlossen?

Fried. (mit überwallendem Gefühle) Sie zu bemitleiden; denn hassen — und vergessen kann ich Sie nicht.

Lind. (sich das Gesicht verhüllend) Ich Unglückseliger! welchen Engel hab' ich verloren!

Neunter Auftritt.

Vorige. Emma.

Emma (eilig zu Linden.) Machen Sie, daß Sie fortkommen! Nelkenstein folgt mir auf dem Fuße.

Lind. (verwirrt zu Friederiken) Leben Sie wohl! (will fort.)

Emma (hält ihn zurück.) Bleiben Sie! da kommt er schon.

Lind. Wo soll ich mich denn aber verbergen?

Emma. Stellen Sie sich nur hinter Friederiken.

Lind. (stellt sich so hinter Friederiken, daß er von dem Eintretenden nicht gleich gesehen werden kann.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Nelkenstein.

Nelkenst. Ist meine werthe Braut zugegen? Ich habe einen Auftrag an Sie, und sah sie hergehen.

Emma (will ihn anfangs fortschieben, da er aber sich nicht abhalten läßt und vorgeht, tritt sie ihm an die Seite und verhindert ihn, Friederike und Linden, die hinter ihr stehen, sehen zu können.) Sehen Sie sich nicht um.

Nelkenst. Weßhalb?

Emma. Sie verderben uns eine Freude.

Nelkenst. Eine Freude?

Emma. Friederike hat Ihnen einen Blumenstock gekauft. Sie dürfen ihn aber noch nicht sehen

Nelkenst. Einen Blumenstock?

Emma. Ja. Da steht er, hinter Ihnen. Gehen Sie nur, Sie haben ja gehört, daß Sie ihn nicht sehen dürfen.

Nelkenst. Ich will Ihnen nur beweisen —

Emma (ihn fortschiebend.) Jetzt haben Sie nichts zu beweisen.

Nelkenst. Ich will die Blume an dem Duft erkennen, selbst wenn sie den unmerklichsten hat. (er schnuppert um sie her.)

Emma. Geben Sie sich keine Mühe, diese Blume hat keinen Duft.

Nelkenst. (freudig) 'S ist Ritterspor n!

Emma. Von einem Sporn ist was dabei.

Nelkenst. Oder Mannstreu!

Emma. Ist noch in der Frage.

Nelkenst. Oder —

Emma. Gehen Sie nur, Sie werden's schon erfahren. (schiebt ihn fort.)

Nelkenst. (im Abgehen für sich) Das Ding ist mir verdächtig. (ab.)

Emma. Gott sey Dank, daß er fort ist!

Nelkenst. (kommt hinter einem Baume wieder zum Vorschein, indem er Linden erblickt, der vorgetreten ist.) Dacht' ich's doch!

Fried. Eilen Sie jetzt mit mir zu meinem Vater, widerrufen sie, was Sie gesagt haben, bereuen Sie zu seinen Füßen Ihren Fehler, bitten Sie ihn, daß er Ihnen vergebe, es ist keine Zeit zu verlieren. Kommen Sie, kommen Sie!

Lind. (plötzlich sich fühlend.) Mein Fräulein, der Mann, der sich für werth hielt, um Ihre Liebe zu werben, dem kann die Ehre nicht fremd seyn. Ihr Vater mag von mir glauben, daß mein Blut mich zu manchen Uebereilungen treibe, aber er soll auch erfahren, daß der Adel dieses Blutes bisher unbefleckt geblieben und es bleiben wird, bis es verströmt ist. (geht ab.)

Fried. (ihm nachrufend) Gustav! — Gustav! — So hören Sie doch! (folgt ihm.)

Eilfter Auftritt.

Nelkenſtein. Emma.

Nelkenſt. (der bisher wie betäubt da geſtanden, tritt vor zu Emma, Linden nachſehend.) War das der Blumenſtock?

Emma. Ja, der war's.

Nelkenſt. Das iſt eine etwas ſeltſame Ueberraſchung.

Emma. Freilich.

Nelkenſt. Und ein kurioſes Verhältniß.

Emma. Ich glaub' es faſt ſelbſt.

Nelkenſt. Für den Bräutigam mehr als kurios! Mir ſcheint, ſie liebt ihn noch immer.

Emma. Ganz unglaublich.

Nelkenſt. (aufwallend) Ich bin aber ihr Bräutigam!

Emma. Wenigſtens vom Vater gewählt.

Nelkenſt. (nach einer kleinen Pauſe immer wärmer.) Ich laſſe mir Vieles gefallen; das iſt aber zu viel, das iſt unverträglich mit meiner Ehre, mein Fräulein, das leid' ich nicht!

Emma. So würd' ich auch ſagen an Ihrer Stelle.

Nelkenſt. Die Pflanzen haben mich friedfertig gemacht, aber ich weiß dabei ſehr gut, was Recht oder Unrecht iſt. Und kurz und gut, das leid' ich nicht!

Emma. Haben Sie denn dies Verhältniß nie bemerkt?

Nelkenſt. Wie ſollt' ich? Ich habe ja früher vermeint, daß ſich dieſer Herr für Sie intereſſire, und ſpäter, daß Friederike es nicht wage, ſich dem Willen des Vaters zu widerſetzen.

Emma. Man hat Ihnen allerdings hart mitgeſpielt, Herr Director. Sie haben den Liebhaber ſelbſt in's Haus gebracht.

Nelkenſt. Das iſt wahr. — Da waren Sie aber auch mit im Spiele.

Emma. Was hab' ich thun wollen? Sie iſt ein Mahl meine Freundin.

Nelkenſt. Das verdient allerdings Rückſichten; daß ich aber dabei in einer äußerſt fatalen Lage bin, ſehen Sie doch ein?

Emma. Ihre Ruhe iſt gefährdet, ſelbſt Ihr Leben.

Nelkenſt. Daran hab' ich nicht ein Mahl gedacht.

Emma. Linden iſt heftig.

Nelkenſt. Ich weiß es. — Was ſoll ich thun?

Emma. Pflegen Sie nie Pflanzen umzutauſchen, Herr Director?

Nelkenſt. (lächelnd) Verſtehen Sie ſich auch darauf?

Emma. Ey freilich! — Wenn Sie nun für ein kleines, ſchwaches Pflänzlein einen großen, ſchattigen Baum bekommen könnten?

Nelkenſt. Wie meinen Sie das?

Emma. Geben Sie die Liebe hin, und nehmen Sie die Freundſchaft dafür.

Nelkenſt. Die Freundſchaft? — Hm! Das iſt freilich ein Baum von vielem Schatten, aber auch von weniger Frucht. Und wo ſind' ich ein brauchbares Exemplar?

Emma (auf ſich zeigend) In mir, in meiner Freundin, in Linden. Ich kann Ihnen einen ganzen Wald nennen.

Nelkenſt. Ich verſtehe.

Emma. Was haben Sie an einer Braut ohne Liebe?

Nelkenſt. So aber hab' ich die Liebe ohne Braut.

Emma. Lieben Sie denn meine Freundin?

Nelkenſt. Das heißt — ich glaube wohl — ich habe eigentlich nie geliebt.

Emma. Deſto beſſer. Machen Sie gute Miene zum böſen Spiel: entſagen Sie Friederiken.

Nelkenſt. Wenn nur der Vater —

Emma. Er kann es Ihnen doch nicht verargen, wenn Sie Ihre Ruhe und Ihr Leben ſeiner Tochter vorziehen?

Nelkenſt. Natürlich! Was ſoll ich ihm ſagen?

Emma. Sie wollten nicht — Sie hätten ſich beſſer beſonnen — kurz, Sie wären kein Mann zum heirathen.

Nelkenſt. Das iſt auch wahr.

Emma. Alſo, Sie entſagen Friederiken?

Nelkenſt. (freudig) Von ganzem Herzen!

Emma. Ihre Hand darauf!

Nelkenſt. (ihr lächelnd die Hand gebend.) Ihrer Freundin war ſie beſtimmt, und ich gebe ſie Ihnen.

Emma (die Hand zurückziehend.) So hab' ich's nicht gemeint.

Nelkenſt. (ſchnell) Ich auch nicht! Ich habe nur ein Weniges ſcherzen wollen. Es bleibt dabei.

Emma. So iſt's recht!

Zehmen (tritt auf.)

Emma (die ihn bemerkt, zu Nelkenſtein.) Uebrigens ſteht hier der Mann, an den Sie ſich wenden müſſen. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Nelkenſtein. Zehmen.

Zehmen. Was gibt's? Was habt Ihr mir zu ſagen?

Nelkenſt. Seyd nur ruhig, Freund Zehmen, und nicht wieder ſo ungeſtüm!

Zehmen. Was Ihr mir zu ſagen habt? frag' ich Euch!

Nelkenſt. Ihr werdet's gleich hören.

Zehmen. Ich höre noch nichts. Fangt nur ein Mahl an!

Nelkenſt. (nach einer kleinen Pauſe) Ihr wißt, daß ich Eure Tochter heirathen ſoll

Zehm. Wie kommt meine Tochter hier in's Spiel?

Nelkenſt. Wie ſie in's Spiel kommt? Weil ich ſie heirathen ſoll. Seht, — es iſt ſo eine Sache mit dem heirathen.

Zehm. Eine Sache? — Ja freilich iſt's eine Sache.

Nelkenst. Bleibt mir nur hübsch gelassen. Ihr schneidet da schon wieder bedrohliche Gesichter.

Zehm. Schieß't los, ich bitt' Euch um's Himmelswillen!

Nelkenst. Seht, — ich hab' mir's überlegt —

Zehm. Was habt Ihr überlegt?

Nelkenst. Ich habe mich geprüft —

Zehm. Prüft meine Geduld nicht!

Nelkenst. Ich —

Zehm. Nun? — Heraus damit!

Nelkenst. (herausplatzend) Ich bin kein Mann zum heirathen —

Zehm. Halt! — Was ist das?

Nelkenst. Folglich kann auch aus der Hochzeit mit Eurer Tochter nichts werden.

Zehm. Und das sagt Ihr mir heute? am Hochzeittage?

Nelkenst. Glaubt mir, ich hab' mir's wohl überlegt.

Zehm. (mit Gewalt seinen Zorn bekämpfend.) Es ist ganz recht! — Ich hab' Euch nichts mehr zu sagen.

Nelkenst. Ihr könnt mir's unmöglich übel nehmen, wenn ich Eure Tochter nicht will; ich sag's Euch in Wahrheit: es geht nicht!

Zehm. Ihr könnt nicht, oder Ihr wollt nicht, das kommt auf Eins hinaus. Ihr gebt mir mein Wort zurück und ich nehme Euern Antrag an. Seyd Ihr damit zufrieden?

Nelkenst. Vollkommen! Aber ich bitt' Euch, fragt mir die Kleinigkeit ja nicht nach.

Zehm. (der sich kaum mehr zu halten weiß.) Nicht im Geringsten! Aber jetzt bitt' ich Euch, geht!

Nelkenst. Was mich betrifft, ist mir herzlich leid.

Zehm. Ich glaub' Euch; aber geht nur ein Mahl!

Nelkenst. Gott, der Gerechte! wie seht Ihr aus? Mir wird ganz sonderbar zu Muthe!

Zehm. Es gibt gewisse Pflanzen, sagtet Ihr mir ein Mahl, die sich zusammenziehen, wenn ein Sturm im Anzug ist: ich merk' es Euch an, Ihr habt auch eine solche Natur; d'rum geht! Noch bin ich ruhig, muß es seyn, will es seyn; aber Ihr wißt, wenn sich bei mir die Finger ein Mahl zu regen anfangen, steh' ich für nichts. D'rum, wie gesagt, geht lieber, das ist ein besserer Rath, als Ihr jemals dem Fürsten gegeben habt.

Nelkenst. (der sich fortgeschlichen hat und schnell abgeht.) Auf baldiges Wiedersehen!

Dreizehnter Auftritt.

Zehmen (allein.)

„Wem der Teufel ein Ei in die Wirthschaft legt, dem wird eine hübsche Tochter geboren!" Das ist das Vernünftigste, was ich in meinem Leben gelesen habe. Zwei Liebhaber hat das Mädel: Der Eine will mich todtschießen, der Andere ärgert mich zu To-

de. Dem Himmel sey's gedankt, daß ich den Einen vom Halse habe, mit dem Andern will ich schon fertig werden.

Vierzehnter Auftritt.

Zehmen. Emma.

Emma. Was ist Ihnen? Onkel? Sie sind ganz verstört.

Zehm. (der sich zu fassen versucht.) Nichts, liebe Emma, nichts von Belang; nun Sie hier sind ist Alles wieder vorüber.

Emma. Was ist vorüber?

Zehm. So was von Aerger über ein Stück Freund.

Emma. Ach! gewiß über Nelkenstein, denn er verließ Sie eben.

Zehm. Stellen Sie sich vor, er geht von der Heirath mit Friederiken zurück, jetzt zurück, am Hochzeittage! Ist das erhört?

Emma. Er hätt' es freilich früher thun sollen.

Zehm. Er hätte nie um meine Tochter anhalten sollen, wenn er wieder zurücktreten wollte.

Emma. Sie hätten ihm die Hand Ihrer Tochter nie zusagen sollen.

Zehm. Wenn es nur nicht so allgemein bekannt wäre, daß meine Tochter Braut ist! daß er nun mit einem Mahle zurücktritt, wird Aufsehen machen.

Emma. Das ist nicht zu läugnen.

Zehm. Was soll ich thun?

Emma. Laſſen Sie die Tochter im Brautſtande, und ſehen Sie ſich nach einem andern Bräutigam um.

Zehm. Liebe Nichte, den findet man nicht ſo leicht.

Emma. Ueberlaſſen Sie die Sorge nur mir. Weiber haben in dem Falle geübtere Augen.

Zehm. Mir iſt Jeder recht, mit dem Sie zufrieden ſind, bis auf Einen.

Emma. Wenn es nun aber eben der Eine wäre?

Zehm. Dann macht' ich es wie der Garten-Director, und ſagte Nein!

Emma. Auch wenn Sie mir einen Gefallen damit erzeigen würden?

Zehm. (nach einer kleinen Pauſe.) Auch dann!

Emma. Sie eigenſinniger Onkel!

Zehm. Ich bin nicht eigenſinnig und auch Onkel bin ich nicht gerne mehr.

Emma. Was haben Sie gegen Linden?

Zehm. Das iſt eine etwas ſeltſame Frage.

Emma. Sie nennen ihn ſtolz, eigenſinnig.

Zehm. (lächelnd) Das thu' ich.

Emma. Daß er ſtreitſüchtig geweſen, iſt wahr.

Zehm. Geweſen?

Emma. Geweſen, ja! lieber Onkel! daß er's nun nicht mehr iſt, darauf gebe ich Ihnen mein Leben zum Pfande.

Zehm. Die Veränderung iſt erwünſcht, nur ein wenig ſchnell.

Emma. Der rechte Augenblick macht Raupen zu Schmetterlingen.

Zehm. Ein Schmetterling zu seyn ist aber keine gute Empfehlung für einen Bräutigam.

Emma. Bedenken Sie das Glück Ihrer Tochter. Ohne Lindens Besitz ist ihre Ruhe für immer dahin, und wie Er sie liebt, wird sie Keiner mehr lieben.

Zehm. Sagen Sie ihm das in's Gesicht, so behauptet er selbst das Gegentheil.

Emma. Er liebt auch Sie, lieber Onkel.

Zehm. Das heißt: er will mich todtschießen.

Emma. Können Sie die Herzhaftigkeit des Mannes tadeln?

Zehm. (zutraulich) Das ist wahr, Herz hat er.

Emma. Und Verstand und Güte, und hundert andere Eigenschaften, die ihn empfehlen. Krank war er nur; nun ist er geheilt. Das andere Hinderniß ist durch Nelkensteins Rücktritt gehoben. Handeln Sie großmüthig.

Zehm. Ich brauche nur Repressalien, nichts weiter.

Emma. Darf man sie auch gegen einen Unglücklichen brauchen?

Zehm. Unglücklich?

Emma. Das ist er, und wie Keiner vielleicht. Die unselige Krankheit seines Gemüths hat ihm auch die Ungnade des Ministers zugezogen. Er hat, wie er eben erfuhr, die angesuchte Beförderung nicht erhalten. Gestern aber erhielt er die Nachricht vom

Fall des Hauſes Bergen in Amſterdam, wo er den größten Theil ſeines Vermögens angelegt hatte. Vermögen, Liebe, Beförderung, das Vertrauen auf ſich und die Freundſchaft Anderer, Alles, Alles hat er verloren.

Zehm. (ſchnell und tief ergriffen) Vermögen! — die Beförderung! — Alles, ſagen Sie? Das iſt in der That entſetzlich! Da muß ihm geholfen werden. Ich will ſelbſt zum Miniſter; er hat mich ein Mahl ſeinen Freund genannt, ich will ihn jetzt daran erinnern. Glauben Sie mir, es geht mir ſehr nahe. Es ſoll ihm geholfen werden.

Emma (ſeine Hand drückend, mit tiefer Rührung.) Sie ſind ein vortrefflicher Mann!

Zehm. Dem beſcheidenen Unglücklichen bieth' ich gern die Hand, den übermüthigen Glücklichen muß ich todtſchießen.

Emma. Wenn aber der Glückliche ein Mahl todt iſt, was ſoll der Unglückliche mit der dargebothenen Hand anfangen?

Zehm. (mit Betonung) Ja, liebes Kind, losbrennen muß ich ein Mahl, und das noch in dieſer Stunde: mit dem Schlag neun hinter den Linden, im Park, gleich bei dem grünen Gitter.

Emma (es ergreifend.) Ah! — Wenn Ihnen nun dort gerade mit dem Schlag dieſer Stunde ein Weſen meiner Art in die Arme fällt?

Zehm. Dann geht der Schuß fehl und die Reihe iſt an ihm.

Emma. Wenn nun aber auch ihm Etwas in die Arme fallen will?

Zehm. Dann — ja! — wer kann für Dinge, die vom Himmel herab, uns in die Arme fallen? Ich schließe die meinigen fest zu, und da kommt man so leicht nicht wieder heraus.

Emma. Darf er die seinigen auch zuschließen?

Zehm. (etwas verlegen) Das kann er halten wie er will; ich habe mit seinen Armen nichts zu schaffen.

Emma (freudig.) Onkel! — versteh' ich Sie recht?

Zehm. Was machen Sie aus mir? Ich weiß nicht, wie mir Ihnen gegenüber zu Muthe ist! Ich liebe Sie — bald wie eine Nichte, bald wie eine Tochter, bald etwas d'rüber. Was haben Sie aus mir gemacht!

Emma. Wenn es nach meinem Willen geht: einen glücklichen Menschen!

Zehm. Wirklich? — Wirklich? — Ist das Ihr Wille?

Emma (seine Hand ergreifend) In einer Viertelstunde lieg' ich in Ihren Armen, und dann —

Zehm. Dann —?

Emma. Dann mag der Himmel für das Weitere sorgen. (läuft ab)

Fünfzehnter Auftritt.

Zehmen (allein, ihr nachsehend.)

Komm' nur, Du herrliches Geschöpf! komm' nur

in meine Arme! Hab' ich Dich nur ein Mahl darin, Du kommſt mir gewiß ſo bald nicht wieder heraus.

(geht ab.)

Sechzehnter Auftritt.

(Im Park.)

Linden (raſch auftretend.) Der Obriſt noch nicht hier? Es muß bald neun Uhr ſeyn. (ſieht nach der Uhr.) Fünf Minuten fehlen noch. Gott ſey gedankt, er hat den erſten Schuß, er kann mir die Ruhe geben, die ich brauche und die ich ſuche, und ich hoffe, er wird es thun. — Was bleibt mir übrig? Ich bin am Ziele. Die Gnade des Miniſters iſt verſcherzt, der größte Theil meines Vermögens verloren, — verloren Alles — Alles durch mich ſelbſt! Ich habe wie ein Raſender das ſchöne Gebäude meines Glückes zertrümmert! Du allein hätteſt mich retten können, Engel der Liebe und des Lebens — auch Du biſt fort! Geh' unter, du letzter von meinen Träumen! (ab in's Gebüſch.)

Siebzehnter Auftritt.

Zehmen (von der einen, Linden von der andern Seite.)

Zehm. (Linden erblickend.) Ah, ſchon hier? Sie halten Wort. Das freut mich!

Linden. Ich fühle mich doppelt unglücklich, Herr Obriſt, wenn ich Ihnen je Gelegenheit gegeben habe, daran zu zweifeln.

Zehm. (etwas verlegen.) Gezweifelt habe ich eigentlich daran nie; es freut mich nur, daß ich recht hatte.

Lind. Ich danke Ihnen für Ihre Schonung in dieser Stunde. Die Zeit ist um; gehen wir an unser Geschäft.

Zehm. (etwas zögernd.) Ich bin bereit.

Lind. (nach einer kleinen Pause.) Nur noch eine Bitte. — Sie haben einst meine Schwester geliebt. — Sie sehen, Herr Obrist, wie ganz ich Ihr vortreffliches Herz kennen muß, daß ich noch ein Mahl davon spreche. Verhältnisse haben ihr nicht erlaubt, Ihnen mehr zu seyn, als eine wohlwollende Freundin. Das Mädchen ist mir unendlich theuer, und ich habe die liebevolle Sorge, die sie bedarf, ihr zukommen lassen bis zum heutigen Tage. Bei dem Andenken an meinen Vater, der Sie Freund genannt hat, beschwöre ich Sie: sey'n Sie nun an meiner Statt der Beschützer meiner Schwester. Versprechen Sie mir das.

Zehm. (ergriffen.) Meine Hand darauf! — versteht sich, wenn Sie fallen sollten. Sie sprechen davon, wie von einer schon ausgemachten Sache, und das ist sie doch nicht.

Lind. Sie ist's. Ich wünsche, daß Sie mich aus der Welt bringen, und Sie werden mir diesen Gefallen schon thun.

Zehm. Vielleicht! Aber der Ausgang eines Zweikampfes ist ungewiß. Wer bürgt mir denn dafür, daß nicht Ihr Auge schärfer ist als meines, und Ihr Arm fester?

Lind. Ich will's Ihnen schon leicht machen; schießen Sie nur.

Zehm. Mein Herr! Sie scheinen mit dem Tode eben so wenig in Ordnung zu seyn, als Sie es früher mit dem Leben gewesen sind, und die Eile ist bei Beiden gefährlich.

Lind. Ich bin auf's Aeußerste getrieben, was bleibt mir übrig?

Zehm. Verlieren Sie nicht die Zeit, welche Ihnen das Leben gibt, und geben Sie dem Tode Zeit, Sie zu finden. Doch Alles das ist nun vielleicht zu spät; die Stunde ist da, die Pistolen sind geladen. — Wie viel Schritte?

Lind. Drei.

Zehm. Wie's beliebt.

Lind. (ihm die Pistolen hinhaltend.) Hier sind die Waffen.

Zehm. (wählt eine und geht an seinen Platz.) Noch Eins! — Sie haben mich vorhin um die Erfüllung einer Bitte angegangen. Ich habe auch an Sie eine, wenn das Schicksal mich fallen läßt, und bitte Sie um die Erfüllung derselben.

Lind. Ich gelobe sie Ihnen.

Zehm. Friederike wird durch meinen Tod zur Waise. Auch dieses Mädchen ist von Jugend auf an die liebevolle Sorge eines Freundes gewöhnt. Vertrauen um Vertrauen: Tochter um Schwester. Wollen auch Sie an meiner Statt die Sorge für das Glück dieses Mädchens übernehmen?

Lind. Herr Obrist! halten Sie ein!

Zehm. Wollen Sie?

Lind. Ich will.

Zehm. So übergebe ich denn mein Kind mit vollem Vertrauen den Händen eines Mannes, bei welchem Zeit und Erfahrung das Ihrige gethan zu haben scheinen.

Lind. (stürzt zu seinen Füßen.) Herr Obrist! Was hab' ich gethan?

Zehm. Stehen Sie auf, mein Herr! Noch bin ich nicht todt; ich habe bloß von dem Falle gesprochen, wenn ich bleiben sollte. — Gehen Sie an Ihren Posten. — Ich habe den ersten Schuß.

Lind. (steht auf und stellt sich Zehmen gegenüber.)

Zehm. (spannt den Hahn an der Pistole und zielt. In demselben Augenblick stürzt Emma von der einen, Friederike von der andern Seite hervor und fallen, diese Linden, jene dem Obristen, in den Arm.)

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Friederike. Emma.

Zehm. (mit verstelltem Aerger) Was ist das? — Was haben Sie da zu thun? Wer hat Ihnen gesagt?

Lind. (zu Friederiken) Mein Fräulein! Was beginnen Sie?

Zehm. Was wollt Ihr hier?

Emma. Wir sind Ihre Sekundanten, meine Herren.

Zehm. Wer hat Euch gerufen?

Fried. Die Liebe.

Emma. Und die Pflicht.

Zehm. (lächelnd.) Die Pflicht? — Das iſt allerdings ein ehrwürdiger Ruf.

Emma. Was wollen Sie mit dieſen fürchterlichen Waffen. Zur Erde mit ihnen! (ſie nimmt dem Obriſten die Piſtole mit einiger Vorſicht aus der Hand, Friederike dem Linden. Beide laſſen es geſchehen.) Fort mit dieſem Grimm in Ihren Augen! machen Sie dem Lächeln Platz, das ihm ſchon auf die Ferſe tritt.

Zehm. (lächelt.)

Emma. So iſt's recht! Nur noch ein wenig ſanfter. Dieſe Miene kleidet Sie ausnehmend wohl, Onkel!

Zehm. Muthwillige!

Emma (zu Linden gehend.) Und Sie, männliche Magdalene, immer näher herzu! — Früher hatten Sie zu vielen Muth, jetzt haben Sie zu wenig. Machen Sie wieder gut, was Sie gefehlt haben. (ſie führt ihn dem Onkel in die Arme.)

Zehm. (drückt ihn feſt an ſeine Bruſt.)

Emma (in die Hände klatſchend.) Herrlich! herrlich! Ein ſchöner Platz für dieſen Herrn! Aber ich wüßte ihm doch noch einen ſchönern.

Fried. Emma!

Emma. Wer hat Dich gemeint? (zu Zehmen, auf Friederiken und Linden deutend) Darf er?

Zehm. (Linden bei der Hand faſſend.) Wenn ich ihn loslaſſe, wer kommt in meine Arme? und ich bin heute ſchon an's Umarmen gewöhnt.

Emma (umherſehend, mit einigem Zögern.) Es iſt leider Niemand da, — außer mir.

(Sie und der Obriſte nähern ſich allmählig einander, bis ſie Zehmen zuletzt heftig in die Arme ſchließt.)

Zehm. In dieſer Stellung kann ich keinen Unglücklichen ſehen. (Zu Linden, auf Friederiken zeigend.) Nehmen Sie ſie hin!

Lind. (indem er auf Friederiken zuſtürzt.) Friederike! Friederike! Verdien' ich dieſes Glück? (Er umarmt ſie.)

Zehm. (indem er zwiſchen die Liebenden tritt und Linden am Arme nimmt) Halt! nicht ſo raſch, junger Herr! Die Einwilligung gilt nur unter der Bedingung, daß Sie in Ihrem Leben Niemand mehr widerſprechen.

Lind. (ihm die Hand reichend.) Mein Wort darauf, lieber Vater!

Emma (lächelnd zum Obriſten.) Ich ſage gut für ihn. Vor der Hand iſt er geheilt, und für die Rückfälle werden Friederike und der Eheſtand ſorgen.

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Der Geiſt der Vernichtung und der Genius des Lebens.

Original-Zauberſpiel

mit Geſang

in zwei Aufzügen,

von

J. A. Gleich.

Personen:

Devoro, der Geist der Vernichtung.
Florina, der Genius des Lebens.
Cuonza, König eines großen indischen Reiches.
Selinda, seine Gemahlin.
Yamana, Fürst von Golconda.
Kangu, erster Kämmerling } des Jamana.
Hagiar, Ceremonienmeister }
Renur, } Feldherren des Cuonga.
Lamba, }
Dabul, Leibarzt.
Sadir, ein Indianer.
Munka, sein Sohn.
Wolfram, ein Bauer.
Lisba, seine Tochter.
Robert, } zwei junge Bauern.
Benedict, }
1ter, 2ter Marodeur.

Krieger des Cuonga, Krieger und Hofstaat des Yamana, Braminen, Frauen der Selinda; Jäger, Marodeurs, Landleute, Volk, Genien, Schatten.

Erſter Akt.

Großes Lager des Fürſten Cuonga. Im Hintergrunde liegen die Krieger zerſtreut und ſchlummern. Es iſt Nacht.

Erſte Scene.

Selinda, Dabul.

(Dabul erſcheint aus dem großen Zelte links, Selinda weiß gekleidet, und mit lang herabwallenden Haaren kommt von der andern Seite, von einigen Frauen begleitet, die im Hintergrunde bleiben.)

Dabul.

Wie, erhab'ne Königin, Du ſchon wach?

Selinda. Der Schlummer flieht das Lager des Unglücklichen, er iſt ein falſcher Freund, der dem Bedrängten ſchnell den Rücken kehrt. — Sprich, mein Gemahl? —

Dabul. Er ſchläft —

Selinda. Doch — um der Götter willen — nicht ſchon den Todesſchlaf? Du biſt Arzt, Du belauſcheſt die Natur in ihren geheimen Wirkungen. — Tauſenden haſt Du das Leben ſchon gerettet, und

hier, wo der Tod eine unabsehbare Reihe von Unglück nach sich zieht, hier soll seine Macht Hohn sprechen der Kunst und dem forschenden Geiste des Menschen? — Deine Miene bestärkt mein Angstgefühl. —

Dabul. Dich stellte das Geschick auf eine hohe Stufe, und gab Dir Kraft, auch das Aergste zu ertragen — darum fasse Dich; die Kunst ist hier am Ende. — Der Pfeil, der in der Schlacht des Königs Arm zwar nur streifte, war mit Gift getränkt, hier kann nur ein großes Opfer Rettung bringen; denn wird nicht schnell das Gift aus der Wunde gesaugt, so gräbt es immer tiefer an des Lebens Wurzel, und Cuonga ist verloren.

Selinda. Und Keiner soll sich finden, der dieses Opfer brächte? von so Vielen auch nicht ein Einziger? — Tausende sind hier bereitet, im Kampfe ihr Leben zu verbluten, und nicht ein Einziger will für das Leben seines Fürsten sterben? — Durchblick' das weite Land, das mein Gemahl beherrschet, ob nicht vereint nur Eine Stimme Segen spricht über seines Königs Haupt; — gehe umher und frage, ob er nicht mit Vaterhuld Tausende beglückt — der Wittwen Thränen stillt, der Greise Alter wohlthätig zu erleichtern sucht — sorgsam der Jünglinge Talent zu fördern strebt, um ihres künftigen Lebens Glück zu gründen — und Keiner, nicht ein Einziger will sich für diesen Fürsten opfern?

Dabul. Wie gerne würden sie's, allein er selbst verwarf den Rath. Nur im gerechten Kampfe, spricht er, muß ich Menschenleben opfern — nur dann darf

ich's, selbst im Frieden dem Tode zur Beute geben, wenn das Gesetz es heischt — mein eig'nes Daseyn aber will ich nicht auf eines Andern Leiche gründen.

Selinda. Und selbst seine gränzenlose Liebe zu mir konnte ihn nicht vermögen?

Dabul. Auch das stellte ich ihm vor: „ich will," war seine Antwort, „eine Hand, die ich in das Blut eines Schuldlosen tauche, nicht um Selinden's Nacken schlingen." Und nun weiß ich keine Hilfe mehr; einen Trank versteh' ich zwar zu bereiten, der seine Schmerzen lindert, und dieß fordert Eile; aber ihn retten können nur die Götter. (ab.)

Selinda. So muß er denn in der Lebensblüthe enden! Mit ihm stirbt ja vieler Völker Wohl; ihm danken die Heere ihren Ruhm, durch ihn blühen des Friedens schöne Künste, er sorgt mit Wohlthat für die Gegenwart, daß ihre Frucht gedeihe für künftige Generationen, und solch ein Leben soll in düstre Nacht verschwinden, und mir — mir, die durch ihn nur leben kann, soll der ewige Gram die dürren Hände reichen? — Ich war sein Liebstes in der Welt, und für ihn soll sich nicht das Liebste opfern? Ihr ew'gen Götter schenkt mir Kraft! o, sendet auf mich euren Blick herab, daß ich vollenden kann, was Liebe, was als Fürstin mir die Pflicht gebeut, und wollt Ihr meine That einst lohnen, so laßt von jener Welt sein Glück mich schauen!

Der Böse nur kann vor dem Abgrund beben;
Wo Pflicht und Liebe sich so eng vereint

Da blühet jenseits erst das schöne Leben,
Zur Perle wird die Thrän', die hier die Tugend weint.
Mag mich des Abgrund Moderhauch umwehen,
Mag diese Hülle in ihr Nichts vergehen,
Zur Tiefe sink' ich, die kein Sonnenstrahl bescheint,
Ich rette ja des Volkes Vater, und der Gattin Freund!

(Eilt in das Zelt.)

Zweite Scene.

Vorige. Lamba. Renar.

(Allmählich bricht die Morgendämmerung heran; man hört in der Ferne ein Horn ertönen. Die Krieger richten sich auf, und vertheilen sich in die Szene, Renar und Lamba treten vor.)

Lamba. Die Schaaren ordnen sich, nun haben wir nur mehr leichtes Spiel — der Feind kann sich nicht mehr sammeln; die Riesenschlacht, die gestern wir geschlagen, hat seine Kraft erschöpft.

Renar. Es war ein theurer Sieg, ich zittre für des Königs Leben. Genau hab' ich den Arzt bemerkt, als er die Wunde untersucht, sein Gesicht erbleichte, und eine Thräne rollte in den grauen Bart — einen Mann, der vertraut mit solchem Anblick ist, kann die höchste Gefahr nur so erschüttern.

Lamba Laß an das Schlimmste uns nicht immer denken, die Götter sind gerecht und gütig!

Dabul (kommt mit einem Becher zurück.)

Lamba. Bringst Du Hilfe dem geliebten Fürsten?

Dabul. Kann das Werkzeug ohne Hand des Mei-

ſters wirken? Die Natur erzeugt den Baum, der Gärtner kann ihn nur pflegen, wenn der Saft im Innern dorrt, was kann da ſeine Mühe nützen?

Renar. Der Pfeil war vergiftet —

Dabul. Vergifte mit dieſer Nachricht nicht den Muth der Krieger. Alles Geräuſch ſuch' von hier zu entfernen, der Leidende bedarf der Ruhe, — (für ſich) bei ihm wird bald die tiefe Todtenſtille herrſchen. — (Lamba und Renar ziehen ſich zurück, Dabul will in das Zelt, Selinda kommt bleich und wankend heraus.)

Selinda (für ſich) Es iſt vollbracht! — die Hand der Liebe hat der Verweſung den Weg zu meinem Herzen geöffnet; ſo vernichte ſie ſelbſt, das Gebäude, das ſie vor wenig Jahren noch ſo reizend ſchuf.

Dabul. Du warſt beim König?

Selinda. Er ſchläft ſo ſanft — ihm wird bald wohl. — Ich hab' ihn nicht geweckt.

Dabul. Du biſt ſo verſtört, Deine Muskeln zittern, die Bläſſe des Todes hat Dein Geſicht umzogen?! —

Selinda. Freund, ich bin ja nur ein ſchwaches Weib, die erlittene Angſt hat auf mich zu ſehr gewirkt — (lächelnd) das wird wohl auch vorübergehn —

Dabul. Dein Anblick erfüllet mich mit Angſt, Dein ſtieres Auge — ſein Feuer ganz erloſchen —

Selinda. Du irrſt, vor mir verbreitet ſich ein Meer von Seligkeit, das nie vergehen wird!

So taucht die Sonne ihre letzten Strahlen in die Fluthen, weithin den Horizont vergoldend; — zwar ist die Nacht nicht ferne, doch jenseits blüht der heitre Morgen wieder. Ich gehe nun zur Ruhe, Freund! ſtört mich nicht. (zu den Frauen) Hört Ihr? — Niemand ſoll mein Zelt betreten; in eine ſel'ge Zukunft will ich hinüberträumen. — (ab von den Frauen begleitet.)

Dabul. Soll das Entſetzlichſte ich ahnen? — Nein, nein, Nachdenken würde meinen Geiſt nur lähmen — ich brauche Kraft, (auf das Zelt deutend) um da das Aergſte zu ertragen. (Er geht in das Zelt ab.)

Dritte Scene.

Renar, Lamba, Krieger, Dabul, dann Cuonga.

Renar. Die Krieger laſſen ſich nicht mehr zurückhalten, ſie wollen ihres Königs Schickſal wiſſen. (Soldaten erfüllen den Hintergrund, ihre Anführer drängen ſich vor.)

Lamba. Geduldet Euch, Ihr Lieben! ſo eben iſt der Arzt bei ihm, (für ſich) er wird vielleicht nur zu früh uns traurige Nachricht bringen. Des Zeltes Vorhang rauſchet auf — (Dabul kommt aus dem Zelte, die Soldaten drängen näher) Sprich ehrwürd'ger Greis, was haſt Du uns zu verkünden? Du biſt heiter, dieß iſt die Miene eines Trauerbothen nicht. —

Dabul. Wer ſagt Euch, daß ich's bin? Zuerſt

laßt zu dem Himmel mich den Blick richten: wie dank' ich Euch ihr Götter, daß Ihr mich noch des Königs Glück erleben ließet — (laut) er lebt, er wird genesen, der Pfeil hat nur den Arm gestreift. —

Renar. Und dessen Spitze war nicht vergiftet?

Dabul. Ja, sie war's — hier scheiterte die Kunst, der Ew'ge hat geholfen. Aus der Wunde ward zu rechter Zeit das Gift gesaugt; noch fraß es nicht an des Lebens zarten Fäden; noch hat der Muskeln Kraft es nicht gelähmt, in Kurzem wird der Arm geheilt, und der König wieder seine vorige Kraft erhalten.

Renar. Und wer hat diese Hilfe ihm geleistet?

Dabul. Um das fragt nicht, bei den Göttern, ich mag es mir nicht denken! Genug, der König lebt, er sehnet sich in eure Mitte, des Anblickes seiner Kinder will der Vater nicht länger mehr entbehren, (Er geht zum Zelte, Cuonga, auf zwei seiner Krieger gestützt, tritt hervor. Er hat den linken Arm verbunden, alle Krieger drängen sich freudig zu ihm, und sinken auf ihre Knie.)

Cuonga. Willkommen meine Lieben, willkommen! — So wie der junge Sonnenstrahl der Welt ein neues Leben schafft; so erwach' auch ich zur neuen Lust, zur frischen Thätigkeit. Seyd mir noch einmal Ihr alle gegrüßt! Laßt nun die Waffen ruhen. — Gönnt auch dem Feinde einen Ruhetag. Ich trage den Besiegten Frieden an — frommt aber diese Güte nicht — ja dann muß wohl der Krieger sein blutig Handwerk üben. — Dir Lamba übertrage

ich für heut die Sorge für die Krieger — sorg' auch für ihre Freude — sie werden frohes Herzens meiner Wiedergenesung Fest feyern. (er winkt, alle ziehen sich zurück und entfernen sich allmählig.) Renar, eil' schnell zu meiner Gattin, störe sie ja in ihrem Schlummer nicht; doch wenn Du siehst, daß ängstliche Träume sie umschatten, daß der Schmerz zum Räuber an des Schlafes Wohlthat wird — ja dann wecke sie, dann hinterbring' ihr schnell meiner Rettung frohe Kunde, damit ihr erster Blick sich freudig zum segenvollen Himmel wende. (Renar geht ab.)

Dabul. Ich dächt', Du solltest Dich noch schonen, Herr —

Cuonga. Störe nicht mit kalter Pflicht meine frohen Gefühle. Was der Thau der sonnverbrannten Pflanze ist, das wird die Freude für den Menschen; dem Schwächsten gibt sie neue Kraft. Doch vor allem, sprich, wie war's Dir möglich des Giftes, Wirkung zu vernichten?

Dabul. Hier konnte nur ein Wunder helfen. Herr, spähe nicht nach den dunklen Wegen des Geschickes, denke, daß Deine Rettung nur durch den Einfluß der Götter möglich war. —

Cuonga (sieht ihn forschend an, wird aber durch den Eintritt Renars gestört.) Sprich, Renar, Selinda ist schon wach? —

Renar (der mit einigen Kriegern gekommen war) Die Fürstin ist im Lager nicht zu finden. Von Angst und Kummer aufgeregt war diese Nacht ihrer

Ruhe fremd. Sie ließ von ihren Frauen sich bis hieher begleiten, und war in deinem Zelte.

Cuonga. Bei mir?

Renar. Während du schliefest. Nach einer langen Weile, so sagen die Frauen aus, kam sie zurück, sich nicht mehr ähnlich, die Wange todtenbleich, wankend schien des Körpers Kraft sie zu verlassen, ein bittersüßes Lächeln hatte zwar über den Mund sich verbreitet, aber in ihrem Auge schien ein froher Hoffnungsstrahl zu glänzen, denn verklärt strebten ihre Blicke nur zum Himmel empor.

Cuonga (in immer sichtbarerer Unruhe.) Sprich weiter, bring' ein anderes Gefühl in meine Brust, eh' das Schrecklichste zur Reife wird.

Renar. Wie sie in ihr Zelt trat, sprach sie zu den Frauen: Laßt mich allein den Weg betreten, den mir die Götter vorgezeichnet haben, und niemand wag' es, meine Schritte zu belauschen — sie ist fort und dieses Blatt hier, lag —

Cuonga (entreißt ihm das Blatt und liest mit zitternder Stimme.) „Lebe glücklich, mein Gemahl, wir sehn uns alle in der Götter Heimath wieder; ich habe meine schönste Pflicht erfüllt, und meine Liebe mit dem Tode besiegelt." (Er läßt das Blatt fallen, und steht ganz erstarrt.)

Dabul. O meine schreckliche Ahnung!

Renar. Seine Wange erbleicht, er wankt, helfet; den Arzt, ihn erfaßt sonst die Hand des Todes —

Dabul. Herr, um der Götter willen, fasse Dich, gib nicht Raum dem schrecklichen Gefühle,

noch ist's nicht gewiß — eilt — alle — alle — durchsucht die Gegend — und wenn sie auf des Windes Flügeln sich entfernt hätte, Eure Liebe muß die Flüchtige ereilen — (Renar eilt mit den Kriegern ab.) König, denk' an Deine Unterthanen.

Cuonga. Was willst Du denn von mir? bin ich nicht ruhig? hat ein Laut des Schmerzes sich meiner Brust entwunden? — Es ist nicht so — nicht wahr, alter Freund, wir haben uns getäuscht? Es kann, es darf nicht seyn! Die Hölle nur könnte dem Gedanken Worte geben. Sieh mich nicht so forschend an, meine bleiche Wange macht Dich beben? — ich war ja krank, es wird schon besser werden. — Nun will ich allein seyn, hörst Du? Verlaß mich, ich befehl es Dir, sey ohne Sorge — nun so geh doch, wenn dein König es befiehlt.

Dabul. Ihr Ewigen, sendet Trost ihm in das wunde Herz! (entfernt sich.)

Cuonga (nach einer Pause.) Was hat sich ereignet, daß so plötzlich düstre Nacht die Sinne mir umflirrt? Ein böser Fiebertraum mag mich ergriffen haben — der Gedanke, schwarz wie die Nacht, die Gattin habe für mich dem Tode sich geopfert, flog an mir vorüber. Nein, Ihr Mächte des Himmels, das konntet Ihr nicht geschehen lassen (er erblickt das Blatt am Boden, und schrickt heftig zusammen.) Und doch — (er rafft es auf) also wahr, wahr? Selindens Todesurtheil liegt in meiner Hand. Sie, die schönste Perle meiner Krone muß ich verlieren, damit ich schmucklos diese lästige Krone

tragen kann? Das Glück von Tausenden, das ich begründe, soll nur zum Spiegel dienen, der zweifach mir mein namenloses Elend zeigt. — Dahin ist nun für mich jede Lebensfreude, eine Schreckenszukunft grinset mir entgegen. Werthlos ist mein Daseyn — ich fluche diesem Leben! — (er zieht den Dolch.)

(Windschauer, Wolken umziehen die Bühne.)

Vierte Scene.

Cuonga. Florina.

Florina (ihr Kleid ist grün, mit Rosen geschmückt, ein glänzender Stern zwischen weißen Blumenblüthen ziert den Kopf. Sie eilt hin und hält seinen Arm zurück.)

Was willst Du thun? dein Leben dir entreißen?
Willst Du vernichten eine Frucht, die Du nicht selber dir gebaut? —
Nur Eigenthum der Götter kann das Leben heißen —
Der Seele ist als seinem Schutzherrn es vertraut —
Durch Rath und That, die in ihr selbst entkeimen,
Lenkt sie es schirmend in des Daseyns dunklen Räumen!
Zur Duldung ist der Geist ans Irdische gebunden,
Hat er des Lebens Leiden standhaft überwunden;
Dann schwebt als Lichtstrahl er zum Schöpfer wieder,
Und sieht verklärt auf seine noch gebund'nen Brüder.

Cuonga. Wer bist Du?

Florina.

Den Genius des Lebens nennt man mich in höhern Regionen,
Mein Aug bewacht das Wohl von Millionen;
Zwar darf ich da kein Werk der Rettung üben,
Wenn „Tod" des Schicksals Hand ins Buch geschrieben:
Doch wo ich walten darf, entsproßt nur Freudenblüthe,
Mein ist ein unerhörtes weites Land;
Was in der dunkeln Erde unerforscht entglühte,
Und was im Meeresgrund, was in den Lüften Daseyn fand,
Und was auf dieser Erde athmet und sich regt,
Wird von dem Genius des Lebens nur gepflegt.

Cuonga. Haben die Götter Dich mir gesandt, so gib mir Selinden wieder!

Florina.

Sie lebte nur für Dich, ihr Geist schmolz in den Deinen über;
In Dir nur sproßten ihres Daseyns Freuden auf,
Für Dich schwebt' sie in eine beff're Welt hinüber,
Für Dich schloß mit dem Tode sie den theuern Kauf. —
Was der Verwesung Moderhände fest umschlingen,
Kann neues Daseyn nur verändert sich erringen;
Doch will der Götter Huld sich auf Erhaltung neigen,
So muß der Fürst der Unterwelt sein Haupt gehorchend beugen.

Cuonga. Worauf soll ich mich in meinem namenlosen Kummer stützen?

Florina.

Ein Götterkind, zum Heile euch gegeben,
Mag tröstend als ein Engel Dich umschweben.
Treu ist's dem Menschen durch sein Walten,
Der Dürftigste kann sich an ihrem Stabe halten:
Die Hoffnung ist's, sie weichet von dem Menschen nimmer,
Bis in das Grab glänzt ihm ihr stiller Rettungsschimmer.

(Sie winkt, die Wolken theilen sich, und man sieht nach dem Vorbilde eines analogen Kupferstiches im Tableau Selinden, welche sich matt auf die Hoffnung stützet, die ihre brennende Lampe emporhält, während, eine hagere geflügelte Greisengestalt, mit grauem Bart und Haupthaar, bemüht ist, sie mit beiden Händen in ein offnes Grab hinabzuziehen, von welchem bereits ein Fuß Selindens die unteren Stufen betreten hat.)

Cuonga. Selinde!

Florina.

Noch ist dem Tode nicht die volle Macht gegeben;
Noch hält die Hoffnung sie am schönen Leben.
Vielleicht gelingt es mir, den finstern Geist zu zähmen,
Des Würgers ausgespannte Knochenhand zu lähmen.
Du aber, den der Gram zu Boden beugt,
Entschlummre sanft, bis sich ein günstiges Gestirn dir zeigt;
Erst muß des düstern Fürsten Wort ich hören,
Erst fleh'n zum Ewigen, wie viel ich darf gewähren,

Zu ihm, den selbst mein Geist nicht fassen kann,
Heb' ich den Blick, fleh' ihn um seinen Beistand an.

(Sie steht in bittender Stellung, Genien mit Mohnstängeln umgeben Cuonga, der auf seine Knie gesunken war — er sinkt in Betäubung hin.)

Chor (innerhalb der Scene mit Harfenbegleitung.)

Dein Flehen ist erhört, durchwandle kühn die Tiefen,
Die der Verwesung Geist in ew'ger Nacht bewohnt,
Nur der, den Prüfungen erst zur Erkenntniß riefen,
Wird aufgenommen, wo der Schöpfung Urquell thront.

Leiden mögen sie umgeben
Duldung soll die Probe seyn,;
Denn es geh'n ins ew'ge Leben
Nur die reinen Geister ein.

(Während dieses Gesanges schließen sich die Wolken. Florina entfernt sich — die Genien versinken mit Cuonga, die Wolken heben sich, und es wird die vorige Dekorazion sichtbar.)

Fünfte Scene.

Der Schlachtruf der Trompeten fällt ein.

Lamba, Renar (treten rasch von verschiedenen Seiten ein. Mehrere Anführer folgen.)

Lamba. Der Feind naht in gedrängten Schaaren, er droht das Lager zu überfallen.

Renar. Wo ist der König?

Lamba. Mir ist das Heer vertraut — mit

Deiner Hilfe, wackrer Freund, werde ich es zum sichern Siege führen.

Renar. So laß uns geizen mit der Zeit (zu den Uebrigen.) Wer seinen König liebt, wird auch als Held zu fallen wissen. (Trompetentöne und Kriegsgetöse von allen Seiten. Unter rauschendem Marsche eilen die Krieger über die Bühne, alles begibt sich in den Hintergrund.)

Sechste Scene.

(Düstere schauerliche Vorhalle in Devoros unterirdischem Reiche. In der Mitte eine große eiserne Pforte. — Schattengestalten schleichen schweigend von beiden Seiten herein.)

Chor (mit dumpfen Stimmen.)

Hier herrscht des Grabes ew'ge Stille,
Verbannt ist rege Thätigkeit,
Was lebt, gelangt bei uns zum sichern Ziele,
Was athmet, wird dem Moder hier geweiht.

(Ein Lichtstrahl dringt seitwärts durch die Scene.)

Ha! seht, verhaßtes Licht drängt sich hier ein,
Was todt ist, kann sich keines Lichtstrahls freun.

Siebente Scene.

Vorige. Florina (mit einer Fackel in der Hand. Die Schatten wenden sich grauenvoll weg, und senken sich mit abgewandtem Antlitze zu Boden.)

Florina.

Entweicht, Ihr nächtlich düstern Schatten!
Das Leben kann sich mit Verwesung nicht begatten —

Du aber Fürſt Devoro höre meine Worte,
Die nun durch mich ein höh'res Weſen ſpricht,
Das Leben ſprengt des Todes Eiſenpforte,
Und rufet dich hervor ans klare Licht.

(Sie berührt mit der Fackel die Pforte, welche laut klirrend aufrauſcht.)

Achte Scene.

Vorige. — Devoro.

(Innerhalb der Pforte wird Devoro auf ſeinem düſtern Throne ſichtbar, er erhebt ſich, und tritt vor.)

Devoro. Du kannſt in mein Schattenreich Dich wagen? Du meine größte Feindin? — Können die ewigen Geſetze der Natur ſich ändern, daß die, die Allem Daſeyn gibt, dem Fürſten naht, der nur Vernichtung kennt? — Wann hört' ich auf, in meinem Reiche Herr zu ſeyn?

Florina. Wohl kenne ich Deine Macht, ſie wird nie verſiegen; denn was die Erde Schönes zeigt, und ſey's auch das Vortrefflichſte, dennoch muß es Deinem Hauche unterliegen.

Devoro. Was überirdiſch iſt, darf ich zwar nicht faſſen mit gewalt'ger Hand, längſt ſchon hätt' ich ſonſt des ganzen Weltgebäudes feſte Ordnung vernichtet; denn Zerſtörung iſt mein Beruf. Doch dieſe Welt, bis hieher in die verborgenſten Tiefen — gehört mein! — Hier kette ich an des Daſeyns Urſprung ſchon der Vernichtung Hauch, und jede Stufe, welche die geſchaffnen Weſen aufwärts ſteigen, ſenkte ſich im Ebenmaß zugleich in meine Tiefen nieder. —

Wie muß ich doch der Thoren lachen, die für eine halbe Ewigkeit ſich thätig träumen. Sendet Leichenſchaaren mir ihr Helden, ihr ſelbſt entkommt mir dennoch nicht; drückt Millionen in den Staub, Tyrannen, doch bleibt eure Hand voll Staub nur eines Windhauch's Spiel — die Welt iſt mein!

Florina. Unerbittlich übeſt Du dein Würggeſchäft, fremd iſt Dir das Mitleid, der Waiſen Klagetöne hörſt Du nicht — die Thränen der verlaßnen Gattin erſtarren an Deiner Bruſt; doch wo ein Rath der Götter Rettung beſchloſſen, muß kraftlos Deine ausgeſtreckte Hand ſich ſenken, darum rufe den Würgengel zurück, der bereits Selinden faſſen will.

Devoro. Den Willen eines höhern Weſens darf ich zwar nicht meiſtern; doch wozu denn die Verzögerung? — Mein wird ſie doch — und würde ihr nicht wohler ſeyn, wenn ſie bei mir im ew'gen Frieden ſchlummern könnte? Wahrhaftig, zu großen Werth legſt Du auf Deine Macht; doch Viele hießen mich, wenn ich nur nahen wollte, als ihren Freund willkommen.

Florina. So lang ſie Leiden drücken — doch lächelt ihnen nur der kleinſte Hoffnungsſchimmer, ſo ſchaudern ſie vor Dir zurück.

Devoro. Seit jeher ſtritten wir um den Rang in unſ'rer gleichgetheilten Macht. Du bildeſt, ich vernichte — wir ſind uns ſtets entgegen — doch wer mehr Wohlthat übt, da Du zu leiden ſchaffeſt, und ich zur Ruhe fördere, darauf laß uns den Kampf beginnen. Selinde und Cuonga ſollen den Pro-

bierſtein von dem Werth des Lebens geben. Ich fordre dieß, wenn ich mein Opfer fahren laſſen ſoll; (höhniſch) für ausgeſtandne Leiden kannſt ja Du im reichen Maaße ſie entſchädigen.

Florina. Ich muß den Wunſch Dir wohl gewähren, denn mit Daſeyn nur kann ich beglücken, nur fühlen laſſen meinen Werth. Du aber, finſterer Geiſt, der Du es wagſt, ein Kind des Licht's zu höhnen, juble nicht zu früh, ich willige in den Kampf, und Beſchämung ſey Dein Loos.

Devoro.

Wohlan! Selinde und Cuonga, die ich mir erſehen,
Sie ſollen nun das Ziel von unſ'rer Probe ſeyn,
Und Du wirſt dann beſiegt mir eingeſtehen,
Daß Menſchen nicht ſich immer ihres Lebens freu'n.
Entreißen will ich ſie dem Glanz, der ſie umgeben,
Umdüſtern will mit Geiſtermacht ich ihren Sinn;
Die dürft'ge Armuth nur ſoll ſie umſchweben,
Die bringt dem Menſchen wahrlich nicht Gewinn.
Wenn Laſt der Arbeit ſie zu Boden drücket,
Kein Freudenmahl den Gaum, kein Feſt das Herz erquicket,
Nur Sorge lauert, wo ihr Blick ſich hinverirrt,
Und nur der Gram erſchöpft, ſie an das harte Lager führt:
Dann mögen ſie ein Beiſpiel Dir gewähren,
Wie ſehr den Reiz des Lebens ſie verehren.

Florina.

Doch darfſt Du nicht zu ſehr auf Geiſtermacht Dich ſtützen,

Die Liebenden wird eine höh're Macht beſchützen,
An ihrer Seite werd' ich wachend ſtehn,
Und da, wo ſie nur Jammerbilder ſehn,
Wird das Gefühl, ihr Leben zu genießen,
Durch Lieb und Eintracht ſich die Stunden zu verſüßen, —
Die Kraft verleih'n, die jede Sorg' erträgt,
Wenn ruhig nur das Herz im Buſen ſchlägt.
Das Lebensglück verſchaffen keine Kronen,
Kann ſich der Menſch des innern Friedens freu'n,
So mag er in der ärmſten Hütte wohnen,
Und er wird reicher als ein König ſeyn. (Ab.)

Devoro.

So will ich denn mein Geiſterreich verlaſſen,
Was lebt, muß die Vernichtung ewig haſſen.
Mit Macht will ich ſie dem Verderben weih'n,
Es muß, es muß der Kampf mir wohl gelingen;
Bring ich's dahin, daß ſelbſt ſie nach dem Tode ringen,
Ja, dann wird der Triumph auch meiner würdig ſeyn!

(geht ab.)

Chor der Geiſter (rauſchend.)

Es walten zu mächtig die finſteren Schatten,
So lange ſich lebende Weſen begatten,
Sie ſäen nur Früchte für's düſtere Land.
Mag alles in üppiger Wolluſt erblühen,
Mag Lebensluſt auch alle Adern durchglühen,
Vernichtung ergreift es mit ſtarrender Hand.

(Alle ab.)

Neunte Scene.

Eine wildverwachsene Waldgegend. Im Hintergrunde ein Gießbach, der über schroffe Felsen rauscht, vom Wasser umgerissene Bäume rings umher — Alles wüst und öde.

Wolfram, Lisba, Robert, Benedikt. (sie kommen über das Gebirg herab.)

Wolfr. Wir werden schon am rechten Orte seyn.

Lisba. Sagt mir nur Vater, was ihr denn in dem abscheulichen Thale hier zu thun habt?

Wolfr. Seht ihr dort die verfallene Hütte, in welcher der alte Köhler Klaus gestorben ist, o der war ein böser Mensch, seit seinem Tode betrat niemand diese Gegend.

Bened. Ich wollte, ich wäre noch nicht hieher gekommen? — es sieht ja nicht anders aus, als ob eine Hexenfamilie da ihre Wohnung aufgeschlagen hätte. Was sollen wir denn hier thun?

Wolfr. So hört mich doch nur an. Jetzt kann ich euch meinen Plan entdecken. Gestern Abends in der Schenke fragte mich einer der Nachbarn, ob es denn wahr sey, daß sich zwei arme dürftige Landsleute in der verfallenen Köhlerhütte im Wolfsthale angesiedelt haben? Ey, du lieber Himmel, gab ich zur Antwort, wie wäre denn das möglich; wo der Köhler seinen Reichthum hernahm, will ich nicht ergründen, aber die armen Leute könnten ja auf dem fel-

sigen Grunde rings umher sich nicht genug Nahrung bauen. Ja wohl, erwiederte der Nachbar, aber es ist doch so, wie ich euch sage. Es mag mit den beiden Leuten überhaupt ein seltsames Bewandtniß haben; denn sie sind gekommen, man weiß nicht woher. Wenn man sie sieht, wie er das Holz so rüstig fällt, und sie zu Hause so flink die harte Arbeit vollbringt, sollte man glauben, sie wären es von Jugend auf so gewohnt, und doch mag's ganz anders seyn: denn sie haben beide etwas an sich, das einem beinahe Ehrfurcht einflößt, auch sprechen sie so klug, daß man jedes Wort für guten Rath annehmen könnte. So sagte der Nachbar, und weil ich nun in einer wichtigen Sache guten Rath bedarf, so bin ich mit euch hieher gegangen, um mich von der Wahrheit zu überzeugen.

Beneb. Ah das ist dumm, was hab denn ich hier zu thun? Ein reicher Mensch steht auf klugen Rath nicht an, und wenn er der größte Dummkopf ist; wenn er nur brav Geld hat, er kann sich dann schon selbst den besten Rath geben.

Wolfr. Mir scheint es öffnet sich die Thüre, wir wollen uns doch ein Bischen zurückziehen. (Es geschieht.)

Zehnte Scene.

Vorige. Selinda. (Selinda im ländlichen Anzuge kommt aus der Hütte.)

Selinda. Der Abend bricht heran, noch kommt

der Aermste nicht zurück. Der Arbeit Last muß ihn zu Boden beugen, und jeden Augenblick droht ihm Gefahr, daß ein gefällter Baum ihn in den Abgrund schleudert. Wir sind recht unglücklich! — War es denn immer so? Was mag mit uns geschehen seyn? — Manchmal dünkt mich's wohl, als hätte ich ein besseres Schicksal genossen, mein Geist scheint gleichsam zu erwachen; aber es ist nur ein augenblicklich Wetterleuchten am düstern Himmel, und ich fühle dann nur doppelt des Lebens Last. Des Lebens Last? doch nein! denn wenn mein Gatte zurückkommt von der harten Arbeit, so zärtlich duldend mir ins Auge blickt, nein, nein das Leben ist keine Last, es hat auch für den Dürftigsten so manche ungetrübte Freude.

Beneb. Gehn wir weiter, sie spricht ja mit sich selbst wie eine Närrin, und ich habe noch in meinem Leben nicht gehört, daß ein Narr einen klugen Rath geben kann.

Selinda. Fremde hier, soll ich von euch etwas zu befürchten haben?

Lisba. Nein, gewiß nicht, wir haben gehört, daß Ihr eine recht vernünftige Frau seyn sollt, und da hat mein Vater Euch um Rath fragen wollen, ob — ob —

Robert. Ich glaube aber der Rath könnte sich von selbst geben, wenn der alte Herr da nur ein Bischen gescheit seyn wollte.

Selinda. Wenn ich Euch dienen kann, recht gerne, sprecht deutlicher.

Wolfr. Nun schau sie, liebe Frau, der Fall ist der: ich habe das einzige Kind, ein kreuzbraves Mädel, die möcht' ich für mein Leben gern recht glücklich sehen. Jetzt hätte sich, wie mir scheint, eine zweifache Gelegenheit dazu gefunden, und da bin ich nur mit mir selbst noch nicht recht einig. Der Bursche da (auf Robert) hält um ihre Hand an; er ist brav, fleißig, geschickt, ja das kann ihm das ganze Dorf nicht anders nachsagen, aber — (auf Geld deutend) da ist nichts zu Hause.

Bened. Ja, ja, da schaut's bei mir ganz anders aus.

Wolfr. Das ist wahr, er ist sehr reich, der Reichste im Orte, aber eben das gefällt mir nicht, daß er auch so geizig ist — es sagt alles, der Benedikt sitzt fest auf seinem Gelde.

Bened. Und ich sage, das ist besser, als wann die Noth auf mir sitzt.

Wolfr. Und weil er auch um meine Tochter anhält, so habe ich schon mehrere Bekannte um Rath gefragt, welchem von beiden ich sie eigentlich geben soll, aber Jedes sagt mir, ich soll thun was ich will; mit dem ist mir nicht geholfen, ich weiß nicht, bei welchem meine Lisba glücklicher seyn wird.

Bened. Das ist doch natürlich, bei mir. — Sie darf sich nicht plagen, geht daher wie eine vornehme Frau, (für sich) wenn ich's angehen lasse, (laut) und dann die Unterhaltung, die sie haben wird, wenn wir Abends beisammen sitzen, und unsere Dukaten, bei

trachten — es kann ja kein Menſch glücklicher ſeyn, als der recht reich iſt.

Lisba. Der Menſch iſt ja auf der Welt, um zu arbeiten; ich werde mich freilich bei Robert ſehr plagen müſſen, aber wer mit frohem Muth zur Arbeit geht, dem fällt ſie auch nicht ſchwer.

Beneb. Ah, das iſt dumm, wer Geld hat, darf ſich nicht plagen.

Selinda (zu Wolfram.) Und Ihr könnt noch zweifeln, wem Ihr die Hand eurer Tochter geben ſollt?

Beneb. Nicht wahr?

Selinda. Betrachtet mich, ich bin ſehr arm, und doch bewahre ich in meiner dürft'gen Hütte einen Schatz, den ich nicht für Millionen vertauſchen würde.

Beneb (für ſich.) Was? die hat einen Schatz? ah, dem wollen wir ſchon noch auf die Spur kommen! —

Selinda. Zufriedenheit iſt das höchſte Gut des Menſchen, wer nur für ſeinen Mammon lebt, hat auch für Andere kein fühlend Herz. Die beiden jungen Leute, ihre Blicke ſagen mir's, ſie lieben ſich, ſie werden — ſie müſſen glücklich ſeyn.

Beneb. Ah, das iſt dumm, wenn ſie kein Geld haben? —

Selinda. Fleiß gebiert den Segen, Liebe ſchafft ein frohes Herz, und wer ſich deſſen freut, wird heitern Muthes ſich der Arbeit weihen — kein Kummer trübt die Stunden, mit rüſt'ger Kraft trägt Eines für das Andere die Laſt, und wenn der Muth

schon sinken will, ein heitrer Blick aus des Geliebten Auge, ein süßes Wort aus seinem Munde schafft neue Stärke wieder.

Bened. Ah, das ist dumm, die redet eine Sprache, die unser einer gar nicht verstehen kann.

Selinda (immer mehr begeistert.) Ihr Vater habt dadurch auch euer Glück gegründet; wo dieser (auf Benedikt) nur herzlos für sich selber sorgen wird, da wird hier Dankbarkeit die sanfte Pflegerin Eures Alters werden. Sie eilen, Arm in Arm, Euch entgegen, ziehen Euch mit frohem Herzen an ihr kleines Mahl — pflegen Eurer Schwäche — und zwar kein Pomp, aber der Kinder herzliche Thränen werden Euch zu Grab geleiten. Nun mögt Ihr selbst entscheiden; denn Eure Blicke sagen mir, Ihr fühlt die Wahrheit meiner Worte. (Geht in die Hütte.)

Wolfram (trocknet sich die Augen.) Daß sie zu meinem Herzen gesprochen hat, das ist gewiß; mir ist so leicht, so froh bin ich, als ob ich das Alles so vor mir sehen könnte, was sie mir gesagt hat. Ja Kinder, ja, ihr sollt euch haben, und ich gebe euch das beste, was ich besitze — meinen herzlichen Segen.

Lisba. O tausend Dank, lieber Vater. Jetzt kann ich erst reden, wie ich mir's denke, denn ich habe den Robert für mein Leben gern. Ich habe nur nicht getraut, es zu sagen; aber wenn der Vater durchaus darauf bestanden wäre, daß ich (auf Benedikt) diesen da nehmen soll, so hätte ich zuletzt doch im vollen Ernste Nein sagen müssen.

Bened. Also auf die Art geht man mit mir um? so behandelt man einen Menschen, der so viel Geld hat? Nur Geduld, ich bin reich, ich bin steinreich, es wird mir an Mitteln nicht fehlen, mich zu rächen, und Ihr verliebtes Volk, wenn Ihr recht im Elend seyn werdet, dann will ich vor euern Fenstern vorbeigehen, und meine Dukaten klingen lassen, da weiß ich gewiß, (auf Lisba deutend) daß diese verliebte Person sagen wird, das war dumm, daß ich den Benedikt nicht genommen habe, denn es kann kein Mensch glücklicher seyn, als der reich ist. (Geht erzürnt ab.)

Eilfte Scene.

Vorige ohne Benedikt.

Wolfr. Ei, ei, ich hätte es doch nicht geglaubt, daß er so ein böser Mensch seyn sollte.

Lisba. Bekümmere sich der Vater nicht weiter um ihn, der guten Frau dort in der Hütte wollen wir noch recht dankbar seyn, und unser häusliches Glück soll nichts in der Welt mehr stören.

Robert. Ja, liebe Herzens-Lisba, wir wollen recht vergnügt mitsammen leben. (Alle drei gehen ab, kurze Pause.)

Zwölfte Scene.

(Man hört die Trommel rühren — mehrere Marodeurs ſchleppen den Benedikt herein.)

1ter Marod. Warum ſuchſt Du Dich vor uns zu verbergen?

Bened. Ach meine lieben gnädigen Herren, ich habe es ſchon gar oft gehört, wie es die feindlichen Herren Soldaten im Kriege treiben, wenn ſie auch unſer Bischen Leben verſchonen — ſo ſoll man doch in Einem fort Geld hergeben, und gerade das habe ich nicht.

1ter Marod. Das wird ſich finden —

Bened. Es ſoll ſich aber nicht finden — (für ſich) in meinen letzten Keller kommen ſie gewiß nicht.

2ter Marod. Wer bewohnt die Hütte dort?

Bened. Hu, davon iſt nicht zu reden, das Weib geht mit Hexerei um. Ja, lacht nicht, Ihr Herren; ſucht Ihr Geld, ſo ſeyd Ihr am rechten Orte, denn ſie hat mir's ſelbſt geſagt, daß ſie in der Hütte einen Schatz verwahrt hatte.

1ter Marod. Wirklich? ei da wollen wir ja gleich dazu ſehen, eh die Trommel wieder zum Abmarſch ruft. Die Hütte verſperrt? Kameraden, wir wollen nicht viele Umſtände machen!

Bened. (für ſich.) Recht ſo, ſie ſoll nur für ihre Bosheit büßen, und ich gewinne Zeit, meine Geldſäcke noch beſſer zu verwahren. (Eilt ab. Die Marodeurs ſchlagen die Thüre der Hütte zuſam-

men, und stürmen hinein, zwei davon schleppen Selinden heraus.)

1ter Marod. Es nützt kein Sträuben, entdecke uns, wo Du den Schatz verborgen hast.

2ter Marod. (kommt zurück.) Das Nest ist leer — die wenigen Lebensmittel, die wir gefunden haben, tragt fort, sie sollen unterwegs uns gute Dienste leisten. (Die Trommel wird gerührt.) Fort, fort, wir haben keine Zeit zu verlieren. (Sie schleppen die wenigen Habseligkeiten fort, wobei Einem das Schwert entfällt.

1ter Marod. So leicht gebe ich den Handel noch nicht auf, den Schatz gib uns heraus —

Selinda. Ihr habt uns Alles genommen, selbst das Nothwendigste habt ihr euch zugeeignet.

2ter Marod. So muß auch Dein Leben daran, wenn Du uns nicht Deine verborgenen Reichthümer übergibst. Zittere! wir wollen Dir schon durch ein Paar tüchtige Säbelhiebe das Geständniß erpressen.

Dreizehnte Scene.

Vorige, Cuonga, Devoro, Florina.

Cuonga (gleichfalls als Bauer gekleidet, kommt mit einem großen Bündel Holz beladen, den er niederlegt.) Das schwere Tagewerk ist überstanden (erblickt Selinden) Himmel, mein Weib in Gefahr — die Angst wird neue Kraft mir geben. (Erblickt das Schwert am Boden) Hier ein Schwert? nun hilf du scharfer Stahl, des Weibes Rettung mir erringen. (Er dringt

auf die beiden Marodeurs ein, welche Selinden loslassen, und sich zur Wehre setzen. Ein hitziges aber sehr kurzes Gefecht beginnt, in welchem sie Cuonga in die Flucht treibt — er kommt zurück.) Der Muth, der mich beseelt, und diese Waffe — fremd können Beide mir nicht seyn — Mein Weib, um des Himmels willen, Du bist doch nicht verletzt?

Selinda. Das Unglück hat sein volles Maaß erreicht. Blick nach der Hütte hin — was Du in unendlicher Mühe Dir erworben — die karge Frucht der schwersten Thätigkeit, Alles, Alles schleppten die Räuber mit sich fort.

(Devoro und Florina werden seitwärts sichtbar.)

Cuonga. Schwer liegt auf uns des Schicksals Hand, das Bischen Habe, es war mit heißem Schweiß erworben, ist nun dahin. — (In die Hütte blickend.) Das harte Lager, wo der müde Körper kaum Erholung fand, es ist zerstört. Die Kleidung, die vor des Winters Frost uns schützen sollte, geraubt. —

Selinda. Wir sind die Unglücklichsten auf dieser Welt!

Cuonga. Nein, Selinda, das sind wir nicht; das Leben und unsre ewig treue Liebe sind uns noch geblieben. Sieh, die Hütte gibt ja noch ein wirthlich Obdach, der Forst biethet uns seinen Ueberfluß, vor Kälte uns zu schützen, des Baumes Frucht wird unsern Hunger stillen, der Quell ist nicht vertrocknet, der wohlthätig uns erquickt.

Devoro. So ist denn das Maaß eures Elendes

noch nicht voll? Wohlan, der kleine Rest, der Euch des Lebens noch erfreuen macht, sey Euch durch mich entrissen. Ihr brausenden Stürme jagt düstre Wolkenlasten her, verheert ihr flammenden Blitze ihre Hütte, rauschend wie des Meeres Brandung peitsch' der Sturm des Gießbachs Wogen auf, und verheere Frucht und Saat — wo die Pflanzen noch sparsam sprossen, da stürz' der Felsen ein, daß die Gegend weit umher nur unfruchtbarer Schutt umgebe, und wohin ihr Auge starrt, sich nirgend Trost zu ihrer Rettung zeige.

(Der Sturm erbraust, Finsterniß umhüllt die Gegend, Blitze leuchten, der Donner rollt, ein Blitzstrahl zertrümmert ihre Hütte, der Gießbach rückwärts tritt aus seinen Ufern, die mit Pflanzen bewachsenen Felsen stürzen ein, ringsum das Bild der allgemeinen Verheerung.)

Bened. (stürzt mit Landleuten herein.) Das Wetter ist ein Hexenwerk, dort (auf Selinda deutend) ist der Unhold, der sich an uns so schrecklich rächen will; ergreift alle zweie und schleppt sie vor Gericht.

Flor. Nach Luftgestalten mögt Ihr haschen, ich nehme sie in meinen Schutz. (Cuonga und Selinda werden von Genien seitwärts abgeführt, im Hintergrunde erscheinen zwei ihnen ganz gleiche Gestalten, welche von den Landleuten verfolgt werden.)

Florina.

Finstrer Geist der Hölle, noch hast Du nicht gesiegt,
Mit Schreckniſſen hast Du sie rings umgeben,
Noch bleibt das Theuerste für sie, das Leben.
Deine Macht hat Lust dafür nicht unterdrückt.

Devoro. Gewonnen haſt auch Du noch nicht den Preis, ich ändere nun den Plan. Selbſt in der Dürftigkeit hatte das Leben noch Werth für ſie, weil ſie durch Deine Macht gehindert, das Beſſere nicht kannten. Auch dieſe Täuſchung ſchwinde, ſie ſollen wieder fühlen, was ſie ehemal waren. Nahe ſollen ſie ſeyn dem Anblicke der früher genoſſenen Herrlichkeit. — Ha, dann erſt wird doppelt ſie ihr hartes Schickſal beugen; dann erliegen ſie des Elends ſchwerer Laſt, ſehnen ſich nach Vernichtung, und — ha welche Wonne! — mein iſt der Triumph! —

Florina.

Devoro jauchze nicht zu früh, Du ſchadenfrohes Weſen,
Zum Preiſe unſers Kampfes waren ſie erleſen,
Doch And're nicht, die nun durch Dich unſchuldig leiden.
Zerſtörung ward durch Dich hieher gebracht,
In böſer Wuth mißbrauchteſt Du die Macht;
Kein Stäubchen bleibt unbenützt in der Natur,
Und ſelbſt im Tode liegt zu neuem Keim die Spur:
Was Du zerſtörſt, es kann nur dazu dienen,
Für neue Weſen neues Leben zu gewinnen —
Und was in Deinen Abgrund ſinkt, keimt neu empor, —
Verſchönert ruft der Genius des Lebens es hervor.

(Sie winkt, unter paſſender Muſik, erhellet Lichte die Bühne, aus den eingeſtürzten Erdmaſſen ſproßen junge Pflanzen mit buntfarbigen Blüthen hervor; der Gießbach iſt zurückgetreten. Aehren und Weinreben blühen an ſeinen Ufern. Devoro ſtürzt fort, Landleute eilen herbei, und bilden im fro-

den Erstaunen ein groſses Tableau — Roſige Morgenlichte strahlt vom Horizont. Florina steht in verklärter Stellung.)

So werden, wenn die Welten in ihr Nichts zerfallen,
Zum ew'gen, schönern Morgen die verklärten Geister wallen.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Eine tiefe Waldgegend in Indien. Seitwärts eine mit Gesträuch umwachsene Höhle.

Erste Scene.

(Cuonga im indischen Anzuge liegt vor der Höhle auf einem abgefallenen Baumstamme und schlummert. Florina naht seitwärts.)

Melodram.

Flor. Zu neuen Leiden stärke Dich der Schlummer = des Abgrunds finst'rer Geist herrscht über Dich = der Vergessenheit, die an so Vielen Wohlthat übt, hat er grausam Dich entrissen — durch das Bewußtseyn der verlornen Größe soll Dir Dein Unglück doppelt fühlbar werden = ich darf's nicht hindern. = Doch Deine Seelenstärke gibt mir Hoffnung, Du wirst im schweren Kampf bestehen.

Cuonga (spricht im Schlummer.) Laßt ab von mir, Ihr riesigen Gestalten — warum schleppt Ihr mich zu des Verderbens Abgrund hin? Was hab' ich denn verbrochen? = Sind Menschen nur ein Spielwerk für der Götter Launen = und dürfen nur sie ungerügt der Sterblichen Unglück wollen? =

Flor. Läſtere nicht, will Dein ſchwacher Geiſt der ew'gen Weisheit Fügungen ergründen? =

Cuonga. Zu einem Thron ward ich geboren — mit Würde ſtand auf ſeinen Stufen ich — das höchſte Glück ward durch Liebe mir erkoren, und Tauſende beglückte ich durch einen Blick, und nun iſt Elend nur mein ſchrecklich Loos. = Hab' ich der Götter Huld verloren, ſo hab' ich eine Gnade doch verdient — o laſſet durch den Tod =

Flor. Um der Ew'gen willen, ſprich dieſen Wunſch nicht aus = Dulden iſt der Menſchen Loos =

Cuonga. Wo wird mir Lohn für all die herben Leiden? =

Flor. Auf dieſer Erde im Gefühl der Tugend — jenſeits vor dem Ewigen immer in blüh'nder Jugend.

(Sie winkt, die hintere Kortine öffnet ſich, und man ſieht in einem tiefen prachtvollen Blumengarten ganz weiß gekleidete liebliche Geſtalten mit Blumenzweigen in der Hand knieend auf beiden Seiten. Tief im Hintergrunde ſchimmert aus lichten Wolken ein Säulentempel hervor, welchen geflügelte Genien im leicht ſchwebenden Tanze umgeben. Balſamiſche Wohlgerüche verbreiten ſich über die Bühne. Florina entfernt ſich.)

Chor.

Heil, Heil dem unerforſchten Weſen,
Das nie verſiegend Vaterhuld uns ſchenkt,
Und uns für eine beſſ're Welt erleſen,
Auf dunklem Pfade zur Verklärung lenkt. —

Des Erdenlebens Nebelwolken ſinken,
Wo jenſeits der Geſtirne Götterfreuden winken;
Nur durch der Prüfung düſt'res Felſenthor
Schwebt unſer Geiſt zur Ewigkeit empor.

(Die Cortine ſenkt ſich wieder.)

Cuonga. (wacht auf — Ende der Muſik.) Wie geſchah mir? — Ein glänzend Traumbild hat meinen Muth mit neuer Stärke belebt. — Wo bin ich? — Was iſt aus mir geworden? — Ich finde mich auf heimiſchem Boden wieder; — des Vaterlandes wohlbekannte Früchte blühen um mich her. — Zwar ziert keine Krone mehr mein Haupt; doch eine koſtbare Perle glänzt im Innern mir — ſie nennt ſich Seelenfrieden. — Selinde! wo biſt Du? (Er geht zur Höhle. Selinde, ebenfalls indiſch gekleidet, kommt an ſeiner Hand heraus.)

Zweite Scene.

Cuonga. Selinda.

Selinda. Du biſt ſo heiter, Cuonga?

Cuonga. Faſſe Muth, Geliebte! Wozu die Götter uns erſehen, und was bisher mit uns geſchah, wir können's nicht erforſchen. Mag auch das Aergſte ſich ereignen, unverſchuldet wird uns die Hand, die unſer Schickſal lenkt, nicht ſinken laſſen.

Selinda. Ich lebe ja bei Dir, dies war ſtets der ſchönſte Troſt in meinen Leiden. — (Man hört ganz in der Ferne Jagdhörner tönen.) Hörſt Du? In keine menſchenleere Wildniß ſind wir verbannt, wir

ſind auf heimiſchem Boden, wir werden Hilfe finden. —

Dritte Scene.

Vorige. Devoro.

Devoro (iſt ganz einfach als Mulatte gekleidet. — Er ſtürzt herein.) Hilfe, Hilfe! wer Kräfte in ſich fühlt, den ſchweren Kampf zu wagen, folge mir. (zu Cuonga) Du biſt ein junger, rüſt'ger Mann, ſteh' mir bei, es gilt die Rettung eines Menſchen!

Cuonga. Was iſt geſchehn?

Devoro. Der Fürſt iſt auf der Jagd, abſeits vom Gefolge ruht der Ermüdete allein. Aus dem Gebüſche ſah ich einen Löwen hervorbrechen. Das Unthier nimmt den Weg dorthin — der junge Mann iſt verloren, wenn ihm nicht ſchnelle Hilfe wird. — Allein vermag ich's nicht, nur mit dieſem kurzen Dolch bewaffnet. — (Bricht mit einer Hand einen ſtarken Baumaſt ab.) Hier haſt Du eine ſtarke Waffe, komm ſchnell, der Fürſt wird reichlich Dir ſeine Rettung lohnen.

Cuonga. Selinda, beruhige Dich, ich darf nicht ſäumen, wo heil'ge Pflicht mich ruft. (Eilt mit Devoro ab.)

Selinda. Für Andere ſorgt der Muth'ge nur, die eigne Bruſt gibt der Gefahr er bloß, und ohne Schutz und Schirm läßt er das ſchwache Weib zurück. — So iſt der Mann: die Liebe ſcheint ihn zwar zu feſſeln, doch zeigt Gelegenheit zu küh-

nen Thaten ſich, ſtreift er die Bande ab, nicht ahnend, daß er dem Unglücke ſelbſt unterliegen könne. — Ich höre Tumult. (Der Tumult kommt näher. — Selinde flüchtet ſich ängſtlich zur Höhle.

Vierte Scene.

Vorige, Cuonga, Devoro, Yamana, ſpäter Hagiar mit Gefolge.

Cuonga. Hier magſt Du ruhen, im Blute wälzt ſich das Unthier, vorüber iſt nun die Gefahr.

Devoro. Heil uns, daß das Leben des geliebten Fürſten uns erhalten ward!

Yamana. Gräßlich ſchwebt noch die Gefahr vor meinen Blicken. Solch ein fürchterliches Ungeheuer ſah ich noch nie. Schon war gegen mich der Rachen weit geöffnet, ſchon drohte es, die ſcharfen Klauen in mein Fleiſch zu ſchlagen: da ſtürmtet Ihr herbei —

Devoro. Nicht ich, mein Fürſt! den halbbeſiegten Feind half ich erſt überwinden; doch dieſer hier — er fiel mit Rieſenkraft ihn an, und ſtreckte mit gewalt'ger Fauſt ihn ſchnell zu Boden.

Yamana. Wer biſt Du? entdeck' es mir, damit Yamana, der Statthalter von Golconda, Dich nach Würden lohnen kann.

Cuonga (für ſich.) In Golconda bin ich nun? das Reich, ſo ich mit Krieg überzog. — Was mag nun das Schickſal meines Heeres ſeyn?

Yamana. Du schweigst betroffen still?

Cuonga. Forsche nicht; Herr, was ich früher war. — In Visopur bin ich geboren.

Yamana. In der Hauptstadt meiner Feinde? — Noch halten ihre Schaaren mein Reich umlagert. —

Cuonga (freudig für sich.) Sie kämpfen noch für ihres Königs Ehre!

Yamana. Doch bald sollen sie die Stärke meiner Waffen fühlen. Genug davon — mein Leben hast Du mir gerettet, Du gehörst zu meinen Feinden nicht. Mit königlicher Großmuth will ich dich belohnen: Du ziehst mit mir an meinen Hof.

Devoro. Vergiß auch seine holde Gattin nicht — sie mag in dieser Wildniß hier des Ungemaches viel erduldet haben.

Yamana. Dies Deine Gattin? (er wird bei ihrem Anblicke betroffen, sucht sich aber schnell zu fassen) Bei dem Grabe meiner Väter schwöre ich es, ihr sollt bei mir ein Wonneleben führen! (Man hört die Hörner näher tönen — Hagiar eilt mit dem Gefolge herein.)

Hagiar. Wir sind zu rechter Zeit gekommen, denn das Ungeheuer ist erlegt.

Yamana (lächelnd.) Durch Dich doch wahrlich nicht. —

Hagiar. Mein Herr und Fürst! Dein Sklave hat nach Kräften mitgewirkt; kaum sah ich die Gefahr, die Dich bedrohte, so erkletterte ich einen Baum, und fing um Hilfe zu schreien an, daß mir

die Lungenflügel hätten berſten mögen. Wenn dieſe (auf die Jäger deutend) noch nicht gekommen wären, ich würde im ſchuldigen Gehorſam den ganzen Tag in Einem fort geſchrieen haben.

Yamana. Die Jagd iſt aufgehoben.

Hagiar. Dem lieben Himmel ſey Dank! diesmal auf einer Jagd geweſen, und in meinem Leben nicht wieder.

Yamana. Die Fremdlinge hier ſind mir willkommene Gäſte.

Hagiar. Die Fremdlinge? — (mißt ſie verächtlich.)

Yamana. Die ſchönſten Gemächer werden ihnen eingeräumt.

Hagiar. Die ſchönſten Gemächer? —

Yamana. An meiner Tafel wird für ſie gedeckt.

Hagiar. An Deiner Tafel?

Yamana. Dich habe ich zu ihrer Bedienung auserſehen.

Hagiar. Du ſcherzeſt, Herr —

Yamana. Willſt du widerſprechen, Sklave? (Hagiar erſchrickt.) Nur dieſem danke ich die Rettung meines Lebens — er iſt mein Freund geworden.

Hagiar (ſchnell.) Dein Freund? Dann muß ich im ſchuldigen Gehorſam meine Kniee vor ihm beugen. (Thut es.)

Tuonga (wendet ſich verächtlich weg, Hagiar ſieht ihn kopfſchüttelnd an.)

Hagiar (bei Seite) Wie der Stolz einen solchen Waldpilz aufblasen kann.

Yamana. Begleitet mich. Du Hagiar eile voraus und besorge eine Sänfte für die schöne Frau. — Kommt (geht mit Cuonga und Selinda ab.)

Hagiar (hält die Jäger zurück.) Nicht von der Stelle! Ihr bleibt bei mir! Ich, als Hof-Ceremoniarius und erster unvergreiflicher Liebling des Fürsten befehle es — nehmt mich in eure Mitte — so — da ist mein Platz — denn man kann noch nicht wissen, ob der Löwe wirklich todt ist — und wenn auch, er kann noch mehrere Anverwandte hier im Walde haben. (Geht in der Mitte der Jäger, ängstlich umherblickend, ab.)

Fünfte Scene.

Devoro (tritt vor.) Geschürzt ist nun der Knoten, lass' sehn, Florina, ob Du ihn lösen kannst. Der Glanz am Fürstenhofe erwecke der genossenen Herrlichkeiten traurige Rückerinnerung. Ihr Stolz wird sich empören, von dessen Gnade abzuhängen, den zu beneiden einst unter ihrer Würde war. — Dies sind die Stufen, auf denen ich sie bis zum höchsten Elend abwärts führen will. — Verzweiflung, leih mir deine Kraft, und gieße Haß gegen das Leben in ihre Brust, daß sie zu meinem Siegespreis den Tod sich wünschen müssen! Von euch ihr unterirdischen Mächte, von euch ihr Furien, die ihr mit giftgetränkten

Schlangenringen der Menschen Herz umgürtet — von euch fordert Devoro mächtigen Beistand! Mit all der Kraft, die die Hölle euch verlieh, helft mir, den Geist des Lichtes bekämpfen! Der Menschen Unglück ist euch Wollust — ich will's nach Kräften fördern. — Des Krieges Fackel will ich schwingen, daß an Strömen Blutes euer Aug sich weiden kann. — Die gefräß'ge Flamme will ich wecken, daß sie der bittern Arbeit Frucht verzehre — das Meer will ich zur Ueberströmung aus seinen Tiefen peitschen — die Erde soll durch mich erschüttert, Tausende verschlingen, und was noch grünt und blüht, das soll ein gift'ger Pesthauch überstreifen! — Ich schließ' mit euch den Bund, und selbst in höhern Regionen soll man vor Devoco, dem Vernichter, beben! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Gemach im Pallaste Yamanas. Unter charakteristischer Musik treten Krieger und zahlreiche Dienerschaft ein, und stellen sich in Ordnung.

Hagiar (geschäftig.) Dem Himmel sey Dank, daß ich wieder glücklich innerhalb unsern vier Mauern bin. Hier habe ich zu befehlen. Ich lenke alle nach meinem Willen, und um dies zu erzielen, winde ich mich vor meinen Vorgesetzten im Staube; die Untergebenen aber trete ich mit Füßen. — Ja, wer diese Kunst versteht, kann leicht auf den Köpfen Anderer emporsteigen.

Xangu (tritt ein, Alles beugt sich vor ihm auf die Kniee.)

Hagiar (mit tief gebeugtem Rücken.) Erhabner Liebling unsers Fürsten! nimm meinen wärmsten Dank —

Xangu. Wofür?

Hagiar. Du bist täglich stundenlange in der Pagode, und vereinigst mit den Braminen Deine Wünsche für unser Wohl. — Nur durch diese fromme Erinnerung auch an mich haben sich die Götter bewogen gefunden, heute auf der gefahrvollen Jagd mein Leben zu erhalten.

Xangu. Ich werde stets Deiner gedenken. —

Hagiar. Und ich mich demüthig vor Dir beugen, wie die Pflanze vor dem Sonnenlichte, Du Liebling unseres Fürsten und des Brama! —

Xangu. Der Fürst war in Gefahr — eines Fremden Kühnheit dankt er seine Rettung. Hast Du von ihnen nähere Kunde?

Hagiar. Nein, aber in jeder Hinsicht für uns ein gefährlicher Mann, weil Yamana seine Gunst ihm zugewendet hat. Wir wollen sehen, was diese neue Pflanze auf unserm heimischen Boden für Früchte tragen wird. — Der Himmel wird Deine treuen Freunde und Diener nicht zu Schanden werden lassen. Sie kommen. —

Siebente Scene.

Vorige. Yamana, Cuonga, Selinda, Gefolge, Devoro.

Yamana. Seyd nochmal mir gegrüßt! hier sollt ihr euch von den überstandenen Beschwernissen eurer Reise erholen.

Xangu (düster nach Selinden hinstarrend.) Welch ein verhaßtes Bild drängt sich vor meine Sinne? —

Yamana. Willkommen Xangu! wir werden später uns besprechen, wichtige Geschäfte rufen mich. Hagiar! vollziehe meine Befehle, und zittere für dein Leben, wenn meinen theuren Gästen an Bequemlichkeit es mangelt. (für sich) Des Weibes Anblick hat mich tief erschüttert, ich bedarf der Fassung, um meine glühende Leidenschaft in Schranken zu halten. (Geht seitwärts ab.)

Hagiar (mit tiefen Bücklingen.) Nun kommt ihr Auserwählten, es soll an mir nicht fehlen; im schuldigen Gehorsam will ich euch mit Herzensfreude dienen. Möchten doch die Götter geben, daß ihr mit mir, dem treuesten Diener des großen Yamana, zufrieden seyd. (für sich) Wenn ich dazu beitragen kann, dürfen sie nicht drei Tage im Pallaste bleiben. (Führt sie mit kriechender Höflichkeit ab, Alle folgen.)

Achte Scene.

Xangu. Devoro.

Xangu. War's ein Traum? War's Täuschung

meiner Fantaſie? — Es iſt nicht möglich, ſo ſehr kann die Rachegöttin mir nicht gewogen ſeyn, daß ſie mir ſelbſt mein blutig Opfer ſende. — Und doch, dieſe Züge — immer deutlicher ſchwebt das Bild mir vor, das damal ſich tief in meine Seele grub — Selinda! —

Devoro (hervortretend.) So nennt ſie ſich.

Xangu. Wer biſt du?

Devoro. Kann Dir das nicht gleichgiltig ſeyn, wenn ich nur Deinem wirren Gedächtniſſe zu Hilfe komme? — Selinde iſt's, die mächt'ge Fürſtin, die einſt vor Jahren Dich aus Viſopur verbannte, weil Du zu eifrig mit Hilfe der Braminen die Brandfackel ſchwangſt, den Scheiterhaufen für reiche Wittwen zu entzünden. — Sieh, wie das Schickſal oft in ſeinen Launen ſpielt; dort mußteſt Du arm und hilflos aus dem Lande flüchten — hier fand Deine fanatiſche Wuth Gehör. Du ſchwangſt Dich hoch empor, ſogar die Braminen ſtehen unter Deinem Schutze, zitternd wirft Alles ſich vor Dir in den Staub, und der, welcher kühn genug war, damals vor Deinem Grimme nicht zurückzuſchaudern, iſt nun hilflos Deiner Rache preisgegeben.

Xangu. Unbegreiflicher! wie kann ein Sklave es wagen, ſo mit mir zu ſprechen? Wer enthüllte Dir ein Geheimniß, das ich in meines Buſens Grab verſenkte? — Welch ein Dämon treibt ſein Spiel, und läßt zugleich ein Weib mich ſehen, das ich ewig haſſen muß, und macht mich vor einem Sklaven zit-

tern, daß er nicht dem Volke meine einſt erlitt'ne Schande verkünde? —

Devoro. Darum ſey unbekümmert, was mir kein Geheimniß war, ſoll's ewig Andern bleiben. — Deine Thaten ſind mir alle aufgezeichnet. — Du haſt zahlreiche Opfer in das Reich der Vernichtung gefördert — habe Dank dafür. — Zwar wird auch Dein des Würgers Hand nicht ſchonen; doch wer dem Geiſte der Vernichtung ſo reiche Zinſen trug, wird ein willkomm'ner Gaſt ihm ſeyn. Nun laſſ' uns für Selindens Leben unterhandeln; das ſtolze Weib ſoll gebeugt von namenloſem Elend den Tod ſich wünſchen — und ihn auch finden. — Biſt du zur Rache entſchloſſen? —

Xangu. Geheimer Schauer ergreift mich, wenn ich in's Flammenaug' dir blicke. Ein Weſen anderer Art biſt Du — ich fühle bis in der Gebeine Mark Deine furchtbare Nähe — und wenn es denn ſo iſt, wenn vor Dir offen liegt der Menſchen geheimſtes Thun und Denken, ſo wiſſe, ich dürſte nach Rache — der Fürſtin Tod iſt mein Triumph. —

Devoro. Dann gehen wir einen Weg, ich biethe Dir zum Bund die Hand. (Reicht ihm die Hand.)

Xangu. Dein Berühren weckt Feuergluth in meinen Adern auf.

Devoro. So biſt Du, wie ich Dich haben will, und nun zur raſchen That — ich will Dir die Bahn bezeichnen, die uns zum Ziele führen ſoll. — Yamana liebt Selinden; doch will er ſelbſt ſich's nicht geſtehn.

Kangu. Fluch seiner Leidenschaft!

Devoro. Laß sie immerhin emporlodern diese Flamme, damit sie schnell verzehrend werde; durch sie muß Cuonga fallen, dann hast Du freien Spielraum. Wenn ich mit seinem Nebenbuhler ihn entzweyt, wenn er sich sehnt, seinen Sturz zu fördern, dann biethe Du in guter Absicht — das vermagst Du ja — der Trauernden Deinen Schutz — sey mit den Braminen bei der Hand, der Trostlosen eine Zufluchtsstätte zu gewähren, und den Erfolg laß' meine Sorge seyn. — Stille! Yamana naht, Du hast Eile, wenn Du zum Ziele gelangen willst.

Kangu. Der hoffnungslosen Rache Schmerz hat lange meine Brust durchwüthet; mich selbst verzehrte der Rache Gluth — nun soll sie bald in hellen Flammen lodern! (Geht rasch ab.)

Neunte Scene.

Devoro. Yamana.

Yamana (naht tiefsinnig aus dem Gemache — Devoro zieht sich zurück.) Fest ist es nun beschlossen: die Fremden müssen fort. Der höchste Undank wär's, wenn ich dem Lebensretter die geliebte Gattin rauben wollte. Auf einem meiner Landsitze mögen sie, bis sich ihr Schicksal ändert, das sehr sie zu verfolgen scheint — in stiller Ruhe leben (erblickt Devoro.) Wer behorcht mich hier? —

Devoro. Dein Diener nicht, doch, Herr, ein treuer Freund, wenn ich so sagen darf. — Wär' ich

nicht gut gesinnt, ich würde nicht geholfen haben, Dich der Wuth des Löwen zu entreißen.

Yamana. Ja, Du warst dabei — Dein Gesicht hab' ich mir gut gemerkt — in der Betäubung nur vergaß ich, mich dankbar Dir zu zeigen.

Devoro. Das magst Du sparen auf gelegnere Zeit; ich will Dich ja noch mehr verpflichten. — Der Fremdling, der ohne Herrn und ohne Sorge die Welt durchstreift, kann oft sich viel Erfahrung sammeln. Darum vertraue mir — Dein Retter war ich, laß' nun mich Deinen Warner seyn. — Weißt Du, wer der Fremde ist? — Cuonga selbst. —

Yamana (betroffen.) Mein ärgster Feind!

Devoro. Nicht absichtlos kam er in Dein Gebieth — keine Gefahr kann den Kühnen schrecken — seine Heere sind dir nahe. Des Widerstandes müde, nimmt er Zuflucht nun zur List. Mit Vorbedacht brachte ich ihn daher Dir in den Weg — hätt' er früher Dich gekannt, er würde den Löwen nicht getödtet haben. Sein Schicksal liegt nun in Deiner Hand. —

Yamana. Nie werde ich dessen Blut vergießen, der für mich den Tod nicht scheute.

Devoro. Benimm die Freiheit ihm! Um sein eignes Reich zu erhalten, wird er gerne die Früchte seiner bisherigen Siege opfern. —

Yamana (halb für sich.) Wie könnte ich vor dem Volke mich rechtfertigen ob der That, daß ich den ergreifen lasse, der an mir Gutes übte?

Devoro. Sprich mit ihm — ein Vorwand

Deiner beleidigten Würde wird dann leicht sich finden, denn sein rasches Blut wird sicher überwallen. — Es ist ja Spielwerk nur, was Du zum Schein nun grausam bist, gleicht sich wieder aus, wenn ihr den Frieden unterhandelt. — Ich eile ihn hieher zu bringen. (Ab.)

Yamana. Wer ist der Unbegreifliche, der meinen Willen nach Gefallen lenkt? Woher die Lähmung meines Geistes, so lange er in meiner Nähe war? und das geheime Beben, das bei jedem seiner Blicke mein Innerstes durchfuhr? — Soll denn Yamana zum Spielwerk eines bösen Dämons dienen? — und doch, sein Rath war gut — die Probe kann ich wohl beginnen — es liegt ja nur an mir, die gute Folge zu entwickeln. —

Zehnte Scene.

Yamana, Cuonga, Devoro, Xangu, Bewaffnete. (Xangu, Devoro und die Bewaffneten bleiben im Hintergrunde.)

Cuonga. Du willst mich sprechen, Fürst? —

Yamana (ihn betrachtend.) So tritt kein Sklave vor den Fürsten — aus seinem Auge spricht der Adel seiner Seele. (laut) Ich wünsche näher dich zu kennen.

Cuonga. Erspare mir dies. Wohlthätig war mir die Aufnahme in dein Haus. — Eine kurze Ruhe gönne mir — die will ich als Großmuth aner-

kennen, denn, wahrlich, zum Danke bist Du mir für die Erfüllung meiner Menschenpflicht nicht verbunden.

Yamana. Du bist aus Visopur?

Cuonga. So ist es.

Yamana. Der König dieses Landes ist mit mir in Krieg verflochten, mein Verderben ist seiner Wünsche Ziel.

Cuonga. Du irrst, Yamana: Eroberungssucht kennt Cuonga nicht, er hält nur fest an seine Rechte. Die räuberischen Einfälle Deiner Rotten haben ihn zum Krieg gezwungen. — Nie zieht er sein Schwert, um seines Reiches Grenzen zu erweitern. Es ist ein trauriger Triumph, die Stufen seines Thrones auf Leichen zu erhöhen.

Yamana. Du vertheidigst meinen Feind mit vieler Wärme. —

Cuonga. Wahrheit bedarf keines Schleiers. Lass' mich in seinem Namen mit Dir sprechen; der Augenblick kann vielleicht über das Leben von Tausenden entscheiden. — Entsage dem ungerechten Kampfe, suche, bevor Du ganz besiegt bist, den Frieden an — der König wird kein strenger Richter seyn.

Yamana. Bei den Göttern, Du reizest meinen Zorn! Cuonga soll seines Gegners Kräfte erst erfahren, dem Besiegten nur gebührt es, Frieden anzusuchen.

Cuonga. Du bist schon durch Dich selbst besiegt. — Ganz Indien nennt ungerecht den Kampf,

den Du begonnen. — Liegt Dir denn an der Völker Urtheil nicht?

Yamana. Schweig, zu nachsichtig bin ich gegen den, der sich als meinen Feind verräth; dank es meiner Güte, daß ich Deine Kühnheit nicht mit dem Tode strafe.

Cuonga. Das darfst Du nicht: als freier Mann kam ich hieher, kein Verbrechen liegt mir zur Last, Du hast mich aufgefordert — ein Fürst muß stets die Wahrheit hören. — Bei dieser heil'gen Stimme fordere ich Dich auf, gib dem Lande Frieden — entsage einem Streite, der Dich nur entehren kann. — Wer nicht mit dem Rechte geht, muß fallen, denn die Götter schützen nur das Recht.

Yamana. Und ich weiß meine Würde zu behaupten. — Zu lange schon ertrug ich Deinen Trotz. Du magst ihn im Gefängniß büßen.

Cuonga (entreißt einem Krieger das Schwert.) Nur bewaffnet darf ich überwunden werden.

Xangu (hervorstürzend.) Verrätherei! schleppt schnell ihn fort, bis sein Urtheil ausgesprochen.

Cuonga. Zwischen mir und Dir, Yamana, werden streng die Götter richten! (Wird abgeführt.)

Eilfte Scene.

Vorige, Selinda, Xangu, Hagiar, Volk, Dienerschaft.

Selinda (herausstürzend.) Vernahm ich recht, mein Gemahl — des Fürsten Feuerblick — er ver-

kündet Unheil mir — um der Götter willen, was ist geschehen?

Xangu (welcher Cuonga folgte, tritt ein.) Kaum konnte die Wache den Verbrecher vor der Wuth des Volkes schützen, er wird in Sicherheit gebracht, laut fordert Alles nun auch seiner Gattin Tod.

Selinda. Schleppt mich fort — nur ihn schont — ihn — Ihr wißt nicht, wer es ist. Ich darf nicht länger schweigen — es ist Cuonga.

Xangu. Des Vaterlandes größter Feind!

Yamana. Wie soll ich diese retten?

Xangu. Vertrau sie mir — mein Anblick schreckt die Wüthenden zurück, ich übergebe sie der Braminen Schutz, und kein Frevler wird es wagen, in die heilige Pagode einzudringen.

Yamana. Sey Du ihr Schützer jetzt, und dann mein Freund, der in diesem Labyrinth mir Rath ertheilt. (Er geht ab, Selinde wird von den Braminen in die Mitte genommen und abgeführt, die Uebrigen folgen.)

Zwölfte Scene.

Yagiar, Devoro, Dienerschaft.

Yagiar (hält Devoro zurück.) So bleib doch Du noch einen Augenblick. Ich weiß ja gar nicht, von wem ich Auskunft verlangen soll. — Was ist denn eigentlich hier vorgefallen?

Devoro. Mancherlei.

Hagiar. In der Meinung bin ich selbst; aber unter dem Mancherlei kann man auch Vielerlei verstehen, und ich, als erster Kämmerling und Ceremonienmeister muß ja doch auch etwas von der Sache wissen. Der Fürst und der Fremde haben sich entzweit?

Devoro. Vermuthlich, weil sie nicht einerlei Meinung gewesen sind.

Hagiar. Wie kann man denn nur einer andern Meinung, als der des Fürsten seyn? Der Fall ereignet sich bei mir nie, denn ich habe im Grunde gar keine Meinung. Warum wurde denn also eigentlich der Fremde ins Gefängniß geführt?

Devoro. Wahrscheinlich, weil es Yamana für gut fand.

Hagiar. Das ist eine zwar kurze, aber auch eine sehr bündige Erklärung. — Du gefällst mir, Du bist mein Mann — wer bist denn Du?

Devoro. Das Entgegengesetzte von Dir — ich lebe für die Geisterwelt —

Hagiar. Hm! die Erklärung war mir nicht deutlich genug.

Devoro. Du gibst Dir den Anschein, Verstand zu haben.

Hagiar (stolz.) Ja, den Anschein gebe ich mir.

Devoro Ich begnüge mich mit einer schlichten Außenseite.

Hagiar. Man sieht es ihm an, daß er nicht viel zum Besten haben mag.

Devoro. Du sorgst nur für den Augenblick —

meine Werke ſind für die Dauer dieſer Welt bemeſſen.

Hagiar. Deine Werke? — Alſo ein Dichter — eine undankbare Arbeit. Ich kenne nur eine Art von Schriftſtellerei, die ich mit Vergnügen übe.

Devoro. Und das wäre?

Hagiar. Quittungen ſchreiben; denn da bringt jedes Blatt ein Honorar. Nein, jetzt biſt Du nichts für mich — ein Dichter ſchwebt meiſtens nur in den höhern Regionen; ich bleibe immer hübſch am Boden.

Devoro. Ja wohl, der freie Vogel nur durchſchwirrt die Lüfte, der verächtliche Wurm muß am Boden kriechen. (ab.)

Hagiar (ſieht ihm nach.) Er wird doch mich nicht mit einem Wurm vergleichen? Ein närriſcher Einfall — er iſt böſe auf mich. Ha ha ha, ſo ſind die Dichter alle, wenn ſie nicht gelobt werden. — Ich bleibe bei meinem Grundſatze: Geld, nur Geld — und abermal viel Geld — das iſt die einzige Triebfeder, die uns zur angenehmen Thätigkeit bewegen kann. — Nicht wahr, ihr ſeyd alle meiner Meinung? (Die Sklaven verneigen ſich.)

Arie.

Ja ohne Geld — wer würde dienen,
Nähm' er für ſeine Müh nichts ein;
Der Menſch lebt nur, um zu gewinnen:
Ein armer Schelm kann ſich nicht freu'n.
Geld treibt uns froh im Kreis herum,
Die Armuth ſitzt zu Haus ganz ſtumm.

(Macht eine fragende Pantomime gegen die Sklaven.)

Chor (sich verneigend.)

Die Armuth sitzt zu Haus ganz stumm.

Hagiar.

Befriedigt man mit Lust den Magen,
Und klimpert in der Tasche Geld,
Um was hat man denn noch zu fragen?
Vielleicht, ob was dem Herzen fehlt?
Erst Liebe suchen? — Ei warum?
Die schaut schon selbst um uns sich um. —

(Wie oben.)

Chor.

Die schaut schon selbst um uns sich um.

(Alle ab.)

Dreizehnte Scene.

Tiefes düsteres Gefängniß Seitwärts am Boden ein eisernes Geländer um eine runde Oeffnung. An der andern Seite ruht Cuonga, gefesselt auf einem Stein.

Devoro, Cuonga.

Devoro. Ich nähere mich dem Ziele. Der Tod ist ihm gewiß; doch dies ist meine Absicht. Mit Schmerzen würde er von hinnen scheiden. Nein, er muß vorerst das Leben hassen, wenn mein der Sieg seyn soll. Darum muß ihm nun Freiheit werden. Von Allem muß er losgerissen seyn, alles Liebe und Theure muß ihm verloren gehen, damit er bald des nackten kahlen Lebens überdrüßig werde. — So wach denn auf, bis Du selbst den ew'gen Schlaf Dir wün-

ſcheſt; auf dieſer Bahn will ich Dich getreulich leiten. (Er winkt, ein Theil der Mauer ſtürzt ein, und öffnet die Ausſicht auf den nächtlichen, vom Monde beleuchteten, Himmel, zugleich fallen raſſelnd Cuongas Ketten ab, und er erwacht.)

Cuonga. Wer ſtört in meinem ſüßen Schlummer mich? Beglückt ſah ich mich an Selindens Seite, da dringt ein ſchallendes Getöſe an mein Ohr, und ich muß gefeſſelt mich erblicken. — Doch wie? durch welch ein Zauberwerk haben meine Ketten ſich gelöſt? welch ein guter Geiſt geſtattet dir, du holder Mondenſchimmer, in dieſes düſt're Grab zu dringen?

Devoro. Forſche nicht, wo jeder Augenblick gemeſſen.

Cuonga. Du hier, Unerklärbarer, der vielleicht mit Vorbedacht den Weg zu meinem Feinde mich geleitet.

Devoro. Du irrſt; konnt' ich denn der Zukunft Schleier lüften, um da Gefahr zu ſehen, wo ich Gutes üben wollte? Wohl mir, daß ich die unvorgeſehene böſe That verbeſſern kann. — Ich bringe Freiheit Dir.

Cuonga (freudig.) Freiheit ſagſt Du?

Devoro. Gelöſt ſind Deine Feſſel, die niedere Mauer biethet Dir den Ausgang dar, an dieſem Theile des Gebäudes ſtehen keine Wachen, ein kühner Sprung, des Palmenhaines düſt'rer Schatten nimmt Dich auf, vergebens werden dann Dich hier die Mörder ſuchen.

Cuonga. Wie? die Barbaren ſollten an mein

Leben ſich wagen? Nicht zittern ſollten ſie vor meines Volkes Rache — vor der Götter Zorn?

Devoro. Dein Tod iſt beſchloſſen, willſt Du allein und wehrlos dem grauſamen Machtſpruche trotzen? Dein Heer — es iſt zu weit entfernt, eh Deine Retter nahen, könnteſt hundert Leben Du verlieren. Dich kann ſchnelle Flucht nur retten.

Cuonga. Cuonga fliehen?

Devoro. Hinweg mit des Nachrufs Gaukelſpiel, wo die Gefahr Dir an die Ferſe tritt, wo ſelbſt die Pflicht gebeut, lebſt Du allein Dir in der Welt?

Cuonga. Selinde!

Devoro (ſpöttiſch.) Ihr werdet ja euch wiederſehen. Daß auch ihre Leiden enden, ſoll meine Sorge ſeyn. Ich höre Geräuſch, das gilt Dir. Im nächſten Augenblick durchfährt das kalte Eiſen Deine Bruſt, darum haſte noch am Leben, bis Du ſelbſt es wünſcheſt, der Laſt Dich zu entledigen. Fort, fort, die Zeit verrinnt; kein fruchtlos verfloſſener Augenblick kehrt wieder. Die Schlöſſer raſſeln an der Eiſenpforte, ſie öffnet nur dem Tode ſich. Mach fort, vielleicht als Freund, der Troſt Dir bringt, wirſt Du bald mich wieder ſehen. (Er drängt ihn durch die Oeffnung der Mauer fort.)

Vierzehnte Scene.

Devoro, Xangu, Selinde, Braminen mit Fackeln.

(Nach einer Pauſe, während welcher man die Schlöſſer raſſeln hört, treten die Obgenannten ein.)

Selinde (vorauseilend.) Wo, wo ſoll ich ihn wiederſehen? Hier, wo der naſſen Wände Moderhauch die Luft verpeſtet; hier, wo des Grabes dumpfes Schweigen ſelbſt den Geiſt lähmen muß, hier ſoll mein Cuonga ſchmachten?

Devoro (zu Xangu.) Du wagteſt es, ſie hieher zu führen?

Xangu. Ihr Flehen rührte mich, ich wollte ihr den letzten Troſt nicht rauben.

Devoro. Damit dann die Todeswunde um ſo heftiger blute. Dein Mitleid kenne ich; doch ich will nun Deine Rache fördern. Wen ſuchſt Du hier, Selinde?

Selinde. Den Gemahl, den einzigen Juweel, der mir von meinem Freudendiademe erübrigte. O ſäumet länger nicht, wo es ein frohes Wiederſehen gilt!

Devoro. Vor Kurzem ſprach ich noch mit ihm, ich wollte Troſt ihm bringen. Doch im Uebermaaß des Schmerzes war für Freundeswort ſein Herz erſtarrt. Dich glaubte er bereits verloren, von Allem gänzlich losgeriſſen, erfüllte des Herzens weiten, leeren Raum nur der Verzweiflung Wuth, (düſter) und dort in jenem Abgrund — fand er ſein Grab.

Selinde (ſtößt einen lauten Schrei aus, ſie will

gegen den Abgrund hinstürzen, und sinkt bewußtlos zu Boden, die Braminen richten sie auf.)

Devoro (zu Xangu.) Umsonst hast Du die Braminen nicht mitgebracht, sie sind die Erben von der Wittwe Leben.

Xangu. Nun winkt die Rachegöttin! Was sie an mir zu strafen suchte, erzeugt nun ihr Verderben. (Zu Selinde, welche die Augen aufschlägt, und halb sinnlos umherstarrt.) Ermanne Dich, und laß' es mir gelingen, daß ich den Trost Dir bringe, bald wieder mit dem Geliebten vereint zu seyn. Nur grausam ist der Schein, die Wirkung bahnt den Weg zur ew'gen Freude, das Gesetz erheischt der Wittwe Feuertod.

Selinde (schrickt zusammen.) Ha, Ungeheuer! jetzt erkenn' ich Dich, Du bist's, den ich aus meines Gatten Reich verbannte, dessen blutbefleckte Altäre ich zertrümmern ließ. Nun hat die Hölle doch ihr Recht behauptet, und Du Verbannter stehst als Henker vor der Verbannten. Doch halb ist Deine Freude nur, nicht laben-wirst Du Dich an meinem Angstgeschrei, die Götter werden meinen Muth erhöhen. Ich habe keine Freuden mehr in dieser Welt, dahin ist, was mich noch an's Leben kettete, doch breitet verklärt mein Gatte seine Arme nach mir aus, so kann mir der Tod nicht schrecklich seyn. Vernichtung wird mir zur höchsten Wohlthat werden!

Devoro. Triumph, der Sieg wird mein! (Er stürmt fort. — Ein Sklave stürzt herein.)

Sklave. Herr, rettet Euch, die Stadt ist von Cucugas Kriegern überfallen.

Tangu (wirft einen Schleier über Selinden.) Was dem Tode sich geweiht, muß für die Welt erblinden! (Selinde wird von den Braminen fortgeführt.)

Fünfzehnte Scene.

Ein schmaler Todtenhain. Im Hintergrunde ragt über das Gebüsch ein Theil der Pagode mit transparenten Fenstern hervor, welche aber in der Folge erst beleuchtet werden. Der leichteren Verwandlung wegen dürfte sich dieses Gebäude an der Hintercortine befinden. Das Ganze hat einen düstern melancholischen Charakter.

Cuonga, dann Sadir und Munka.

Cuonga (kommt schwermüthig herein.) Nimm mich auf in deinen Schatten stiller Todtenhain, wo Tausende schon ausruhen von den herben Leiden dieser Welt. Wahrhaftig, die Götter gaben zu viel Kraft dem Menschen, er würde leichter sonst der schweren Bürde seines Daseyns unterliegen. — Was ist aus mir geworden, der ich vor Kurzem noch den Purpur trug? — Ohnmächtig, meine Feinde zu bekämpfen, strebt dieser Geist umsonst mit reger Kraft empor, und wo ich ehemal über Tausende befahl, da muß ich nun als Flüchtling über Leichenhügel wandeln. — Ich höre Fußtritte. (Er zieht sich zurück.)

(Sadir kommt mit Munka herein.)

Sadir. So komm nur Knabe, komm! wir wollen einen guten Platz uns wählen, ehe das Gedränge zu stark wird.

Munka. Sagt mir, Vater, was soll denn eigentlich geschehen?

Sadir. Ein Weib wird verbrannt. Es wollen's so die heiligen Gebräuche.

Munka. Das ist doch grausam, Vater. Nein, nein, das können die Götter nicht verlangen.

Sadir. Schweig, wenn ein Bramine Dich hört, so bist Du verloren.

Munka. Wer gibt aber ihnen das Recht, die Menschen zu ermorden? Sagtest Du doch selbst immer, die Ewigen sind gütig, dann können sie ja unmöglich daran ein Wohlgefallen haben.

Cuonga (hervortretend.) Wahr sprichst Du, Knabe! Bewahre diese Gefühle in Deiner Brust, vielleicht kommt bald die Zeit, wo auch dieses Land befreyt wird von seinen blut'gen Todtenopfern.

Sadir. Er lästert unſ're Götter, lass' uns vor dem Verworfenen entflieh'n. Komm Knabe, wir werden sobald nicht wieder eine Königin von Indien auf dem Flammengrabe sehen. (Eilt mit Munka ab.)

Cuonga (prallt zurück.) Welch ein Schreckenston schlug an mein Ohr? Indiens Königin! Gedanken der Verzweiflung ergreift mich nicht mit solcher Hast! Ich kann das Ungeheure eurer Macht nicht fassen. Ja, es wird licht in der Pagode, soll dieses schon des Todes Vorbild seyn?

(Man sieht durch die Fenster der Pagode die Lichter auf- und abwandeln.)

Chor (von Männerstimmen, im Innern der Pagode.)

Rasch flieh'n die schnellen Stunden,
Und bald ist überwunden
Die drohende Gefahr.
Die Flamme leckt die Glieder,
Es sinkt als Asche nieder,
Was eh so blühend war;
Dann hüllt der kühle Stein
Selindens Asche ein.

Cuonga. Selinde! — Brüllte nicht der Hölle Stimme mir diesen Namen zu? — Selinden schleppen sie zum Tode, und die Ewigen haben keine Donner mehr. Sind denn die weiten Himmel vor der Menschen Fleh'n verschlossen? — So steigt herauf der Hölle finst're Geister, gebt mir eure Kraft, mit welcher ihr den hohen Himmel stürmen wolltet, und laßt das Mordgebäude mich mit einem Druck in Schutt verwandeln! (Er rüttelt an dem eisernen Gitter, welches die Pagode umgibt.) Umsonst, des Menschen Kraft erlahmt an den eignen Werken seiner Tyrannei. Der Schmerz ist stärker noch als meine Wuth; (er sinkt kraftlos zu Boden) ich unterliege der Verzweiflung.

Sechszehnte Scene.

(obiger Chor wird wiederholt.)

Cuonga. Devoro.

Devoro (in seiner wahren Gestalt, kommt aus der Tiefe empor.) Vielleicht kann ich Dir Trost in Deinen Leiden bringen.

Cuonga. Kannst Du Selinden retten?

Devoro. Das steht nicht in meiner Macht, denn ich kann nur verderben.

Cuonga. Ein Kind der Hölle bist Du.

Devoro. So nennen mich die Thoren, die fest am Leben klammern; doch wer genau mich kennt, der sieht nichts Schreckliches in mir. Vernichtung heiße ich, doch bin ich nicht so böse, wie ihr glaubt. Ich vernichte ja nicht allein des Lebens Freuden, der Krankheit Qual, des Schmerzes übergroße Bürde, selbst der Verzweiflung Riesenlast, sie sinken durch mich zugleich ohnmächtig in das Grab. — Was hat das Leben denn für Werth? was sind die kargen Freuden, die euch zugemessen? — ein Tropfen Thau gegen das stille Meer der Ewigkeit in meinem Reich der Ruhe. Bei mir ertönt des Kummers Seufzen nicht, bei mir erpressen Schmerzen keine Thränen mehr, der Erde größte Leiden sind bei mir in Todesschlaf entschlummert. Früh oder spät kommt Alles in mein Reich, warum soll sich der Mensch nicht früher seine Ruhe wünschen?

Cuonga. Ja, Du sprichst wahr, ich fühle Deinen Werth, dem Trauernden bist Du ein trauter Freund, o reiche mir die Hand, ich fleh um Deinen Schutz, ich erkenne Deine Macht.

Devoro. Der Sieg ist mein! In meinem Reiche will den Triumph ich feyern! (Er winkt und eilt fort. Das Theater verwandelt sich in eine dunkle Säulenhalle, ringsum Grabmähler und Insignien der Zerstörung — dumpfe Musik. Devoro kommt mit Selinden herein.) Des Lebens Last habt ihr gefühlt, ich will nun euren Wunsch gewähren, und euch ew'ge Ruhe geben.

(Cuonga und Selinde erblicken und stürzen sich mit dem Ausdrucke der höchsten Freude in die Arme.)

Selinda. Du lebst Cuonga!

Cuonga. Die höchste Wonne ergreift mein Herz.

Devoro. Vereint soll euch die ersehnte Ruhe werden.

Cuonga. Zurück, verworfner Geist der Hölle! die Liebe hat unser Herz mit neuer Lebenslust beseelt.

Selinda (Cuonga fest umschlingend.) Ihr Götter schenkt uns noch das schöne Leben!

Devoro. Schnell will ich diesen Wunsch vernichten. (Heftiger Windschauer.

Florina (tritt in ihre Mitte.)

Der Prüfung Ende ist erreicht,
Standhaft habt ihr des Unglücks Macht bezwungen;

Des Lebens ſchönſte Freuden halten euch umſchlungen,
Und jede bange Rückerinn'rung weicht.

Devoro (mit fürchterlicher Stimme.) Sie haben meine Macht erkannt, ſie haben ſich nach mir geſehnt!

Florina.

Weil Leiden ſie bis zur Verzweiflung trieben,
Da wär' der Tod ihr einz'ger Troſt geblieben;
Doch ward ein Strahl von Hoffnung nur gegeben,
So feſſelt' neue Luſt ſie an das ſchöne Leben.
Was athmet wird ſo leicht ſein Daſeyn nicht verlaſſen,
Und bis zum letzten Athemzug Dich, finſtrer Würger, haſſen.
D'rum flieh beſchämt nach Deinen düſtern Reichen,
Zu Lebenden gehöret nie der Fürſt der Leichen!

(Devoro verſinkt, ein heftiger Donner rollt über die ganze Bühne. Die ganze Säulenhalle ſtürzt in Trümmer, das Theater verwandelt ſich in einen ſtrahlenden Feentempel, der rückwärts die freie Ausſicht ins Gebirge hat, welches mit Genien angefüllt iſt. Krieger und zahlreiches Volk eilt herbei, alle ſinken auf die Kniee.)

Alle.

Heil dem Könige Cuonga! — Heil über Selinda!

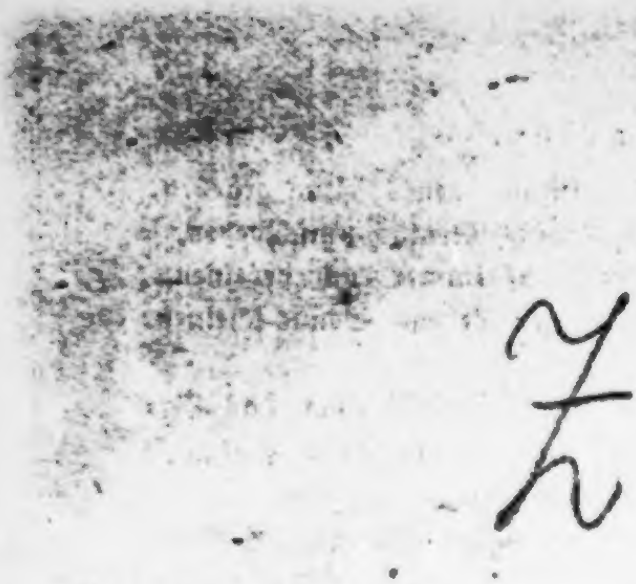
(Cuonga hält in der Mitte Selinden umſchlungen.)

Florina.

Euch, denen für die Prüfung neues Glück gegeben,
Wird schützend nun des Lebens Genius umschweben,
Einst wird die Geisterwelt auf immer euch vereinen,
Und dann verklärt des ew'gen Lebens Sonne scheinen.

Eine strahlende Sonne steigt rückwärts über das Gebirge herauf, und erhellt magisch die ganze Bühne.
Großes Tableau.

Ende.



Gedruckt in der Sommer'schen Buchdruckerey.

Ehstands-Qualen.

Ein Luſtſpiel

in einem Act und in Alexandrinern.

Von

Deinhardſtein.

Wien, 1820.

Im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

Perſonen.

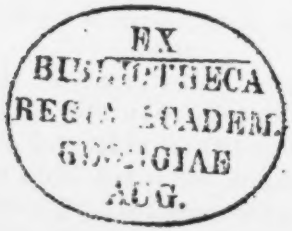
Der Baron.

Die Baronin.

Sophie von Minden.

Fürchtegott von Stahl.

Veit, Gärtner des Barons.



Erſte Scene.

(Im Garten des Barons. Rechts ein Pavillon, deſſen niedere Fenſter an der Vorderſeite vom Zuſchauer geſehen werden. Links eine Raſenbank.)

Veit, (der Gärtner, an einem Blumenbeete, Roſen brechend.)

Kommt Roſen! ungeſehn vom Herrn verwelkt ihr hier;
Vielleicht ſeyd ihr, im Strauß, der gnäd'gen Frauen Zier.
Euch trifft ein gutes Loos, faſt ſeyd ihr zu beneiden;
So ſteckt denn nicht dafür, und laßt euch willig ſchneiden.
Die arme gnäd'ge Frau! was gäb' ich nicht, um ſie
Ein wenig zu erfreun; doch hier nützt keine Müh';
Wie ſie auch immer thut, was ſie ſich will verſtellen,
Aus ihrem Aug' mag doch manch heimlich Thränlein quellen.
Es iſt die Eiferſucht des Herrn, die ſie verdrüßt; —
Ihn ärgert's, daß die Frau nicht eiferſüchtig iſt.
Es ſcheint der gute Herr hat in den frühern Tagen
Wie man zu ſagen pflegt, was aus der Art geſchlagen.
D'rum traut er nicht der Frau, und meint: wie er gethan
Könn' auch ein And'rer thun. — So pflegt's zu geh'n, wenn man
Sich ſelber ſchuldbewußt! — Die arme Frau dagegen
Ganz anders handelt ſie, als ſonſt die Weiber pflegen,
Die iſt gar ſtill und ſanft, was der Baron auch thut,

Wenn's noch so arg auch ist, ihr scheint es recht und gut.
Nun will der eitle Mann sie eifersüchtig haben,
Und hält sie, weil er's ist, vor aller Welt vergraben.
Ins Haus darf nur der Stahl, ein Narr, wie's keinen gibt,
Er glaubt von jedem Weib, es sey in ihn verliebt.
Doch ist's ein Mann, daß hier Argwohn unmöglich wäre,
Nicht jung, und nebenbey, so voll von Zucht und Ehre,
Daß er Verkehr mit Frau'n für eine Sünde hält;
Drum hat auch der Baron ihn sich zum Freund erwählt.
Die liebe Herrschaft, die! — sie scheint sich selbst zu quälen;
Sie Beyde fehlen und es meint doch Keins zu fehlen.
Er etwas weniger, sie mehr von Eifersucht,
Leicht fände jeder Theil, was nun er peinlich sucht.
Allein so geht's! — man nimmt meist nicht, was leicht zu finden!
Thu' Jeder, was sich schickt, ich will hier Sträuße winden.

Zweyte Scene.

Veit, der Baron.

Baron (hastig auftretend, zu Veit).

Hast du sie nicht gesehn?

Veit.

Wen gnäd'ger Herr?

Baron.

Die Frau.

Veit.

So eben.

Baron.

Hier?

Veit.

Ja hier.

Baron.

Wo iſt ſie nun?

Veit.

Genau
Weiß ich es ſelber nicht, doch mein' ich bey den Linden.

Baron.

Ging ſie den Weg?

Veit.

Ja Herr.

Baron (will fort).

So iſt ſie dort zu finden?

Veit.

Gewiß weiß ich es nicht.

Baron (ſchnell umkehrend).

Warum nicht, Schurke, ſprich.

Veit.

Verzeiht verehrter Herr, das iſt verwunderlich.
Ich ſagte ſie ging hin, doch weiß ich nicht zu ſagen:
Ob ſie noch dort iſt.

Baron.

So? meinſt du, du kannſt es wagen
Zu narren mich; wie?

Veit.

Herr!

Baron.

Wag's nicht! — War ſie allein?

Veit.

Das Fräulein war bey ihr.

Baron (ungeduldig).

Menſch! du biſt mir zur Pein!
Das Fräulein — welches das?

Veit.

Je nun, das Fräulein Minden.

Baron (lächelnd).

Die iſt ja ſtets bey ihr. Du kannſt doch Sträuße binden,
(Den Strauß aufmerkſam betrachtend).
Wie Keiner.

Veit.

Mein Geſchäft. —

Baron (forſchend).

Für wen iſt dieſer Strauß?

Veit.

Für die Baronin.

Baron (den Strauß immer aufmerkſamer betrachtend).

So? — du ſuchteſt Roſen aus,
Das deutet — mein' ich — ja auf — Liebe — wie?

Veit.

Dergleichen
Verſteh' ich nicht.

Baron.

Gibt's doch gewiſſe Blumenzeichen. —
Gegeben wird der Strauß —

Veit.

Von mir, an meine Frau.

Baron.

Und dann von ihr?

Veit.

Verzeihr! die Frag iſt mir zu ſchlau.

Baron.

Zu ſchlau? (für ſich.) er iſt im Spiel.

Veit (für ſich).

Ach! es iſt noch im Alten.

Baron (zum Strauße, welchen er ſchnell dem Gärtner aus der Hand nimmt, riechend).

Das Ding riecht wunderbar! Ich wills für mich behalten.

Veit.

Viel Gnade.

Baron.

Wie das riecht!

Veit.

Nach Roſen gnäd'ger Herr.

Baron.

Und nach Papier.

Veit.

Papier?

Baron.

Als ob eins drinnen wär'.

Veit (verwundert).

Im Strauß?

Baron (feſt).

Ja.

Veit.

Wüßte nicht, wie das ſich zugetragen.

Baron.

Wenn ich es finde, Freund, so will ich dir's wohl sagen. Sie also, sagst du, war?

Veit.

Im Garten.

Baron.

Ja! und jetzt?

Veit.

Jetzt? — jetzt weiß ich es nicht.

Baron.

Denk' Etwas nach — zuletzt Fällt dir's doch ein.

Veit.

Nein Herr — und gält' es gleich mein Leben.

Baron (sanft).

Ich glaub' dir's lieber Veit — was hier sich noch begeben Weißt du wohl auch nicht? —

Veit.

Nein.

Baron.

Und bist doch sonst so klug.

Veit (etwas mürrisch).

Ich weiß nichts.

Baron.

Gar nichts?

Veit.

Nichts!

Baron.

Nichts? — das ist mir genug!

(Er winkt dem Gärtner sich zu entfernen, dieser geht kopfschüttelnd ab.).

Dritte Scene.

Baron.

Nichts ſagt der Schurke, ha! — jetzt iſt er in der Falle.
Ich bin ein guter Menſch, doch das reizt mir die Galle.
Wenn man zwey Augen hat, muß man doch Etwas ſeh'n,
Sie lachte, weinte, ſprach, ſie mochte geh'n und ſteh'n,
Sie that doch Etwas — was? — das will er mir nicht ſagen,
Warum? wenn's ſchlimm nicht war. — Braucht man hier noch zu fragen?
Er iſt im Spiel, allein er ſoll aus meinem Haus'
Und heute noch; — jetzt komm heran du art'ger Strauß.
(Den Strauß betrachtend.)
Hilf Gott! was werd' ich ſeh'n? was werd' ich hier entdecken?
Dahinter läßt ſich ja ein Magazin verſtecken
Von Briefen aller Art. — (Er löst den Strauß — ungeduldig.)
Wie iſt das Ding verſtrickt
Was ſeh' ich? — hat nicht da was Weißes durchgeblickt?
Uf! — was war das? — ein Dorn! — Wie mich das Ding geſtochen;
Mir ſcheint der Veit hat ihn perfect nicht weggebrochen
Daß ich mich ſtechen ſoll. — Jetzt kommt's woran ich bin.
(Er hat unterdeſſen den Strauß ganz aufgewunden, durchwühlt mit Haſtigkeit die Blumen, und wirft ſie dann nachläßig zur Erde)
Das iſt denn doch kur'jos! — dieß Mahl iſt nichts darin.

(Er betrachtet eine Weile die auf der Erde liegenden Blumen, dann hebt er einige schnell auf, — sie ganz zerpflückend:)

Doch halt! — nein — es ist nichts.

Vierte Scene.

Der Baron, Fürchtegott von Stahl.

Baron (schnell zu Stahl).

Ah! sieh da, wie gerufen.

Stahl (sich den Schweiß trocknend).

Gott grüß Euch. —

(Baron reicht ihm die Hand).

Stahl.

Heut' ist's schwül.

Baron.

Ich fühl's.

Stahl.

Die wen'gen Stufen

Vor eurem Garten, sind mir sauer worden.

Baron (lächelnd).

Freund!

Die Zeit, die schlimme Zeit! —

Stahl (seufzend).

Da habt ihr Recht — es scheint,

Sie mahnt mich an ihr Recht, und oft zu unbescheiden.

Baron.

Laßt's gut seyn —

Stahl.

Müßt' ich nicht, ich würd' es schwerlich leiden,

Allein was ist zu thun?

Baron.

Versteht sich. — — Hört, Freund Stahl,
Wollt Ihr mir dienlich seyn?

Stahl.

Ihr wißt ja, jedesmahl
War ich's, wenn ich gekonnt; was wollt Ihr, daß
ich thue?

Baron.

Es nagt ein böser Geist an eures Freundes Ruhe; —
Der Zweifel —

Stahl.

Zweifel? wie? — was ist's so Euch betrübt?

Baron.

Mein Weib.

Stahl.

Was zweifelt Ihr bey der?

Baron (heimlich).

Ob sie mich liebt.

Stahl.

Kur'jos!

Baron.

Verdammt kur'jos!

Stahl.

Doch, Freund, habt Ihr auch Gründe?

Baron (schnell).

Ein ganzes Heer.

Stahl.

So sprecht! — heraus damit. —

Baron (etwas verlegen).

Ich finde
Grad' jeden nicht.

Stahl.

Sagt mir nur einen, der gewichtig.

Baron.

Der Hauptgrund, Freund! ist der: sie ist nicht eifersüchtig.

Stahl (verwundert).

Das ärgert Euch?

Baron.

Zu Tod. — Seht — ohne jetzt zu spaßen,
Ich bin kein übler Mann, das muß der Feind mir lassen;
Es ist nun einmahl so; — ich bin nicht bös, nicht dumm,
Und doch ob ich verliebt, sie frägt nicht viel darum.
Wenn einer Andern ich die Hand verborgen drücke,
Sie sieht's — und lächelt; — sie entdeckt verstohlne Blicke
Der Freundin zugesandt, — sie lächelt — ja sie säh'
Mich Eine küßen, säh's — säh's an — und lächelte.
Seht, Freund, das ärgert mich; — 's ist grad heraus zu sagen,
Als glaubte sie: bey mir wär' just nicht viel zu wagen,
Mich liebte Keine, und das weiß ich denn doch nicht,
Ich bin nicht eitel, doch ich kenne mein Gewicht.

Stahl.

Freund! was Ihr da verschmäht, wie Mancher würd' es preisen,
Fänd' er's bey seiner Frau.

Baron.

Es gibt verschiedne Weisen.
Ich denke so: wer liebt, ist immer eifersüchtig,
Wer's nicht ist, liebt auch nicht, der Schluß ist voll-gewichtig,

Den werft Ihr mir nicht um.

Stahl.

Warum nicht?

Baron.

Weil ich liebe.

Ich weiß wie's Einem iſt.

Stahl.

Gibt's denn nur gleiche Triebe?

Zu heiß iſt euer Blut.

Baron.

Das meiner Frau zu kalt.

Da liegt's, und mich befreyt auch nichts von der Gewalt
Des Zweifels, der mich quält, bis ich mich überzeuge
Daß ſie gewiß mir treu. Was ſagt Ihr — hm!

Stahl.

Ich ſchweige.

Baron (betreten).

Ihr ſchweigt?

Stahl.

Bis Ihr mir erſt erklärt habt, was Ihr thut.

Baron.

So hört! — Mein Plänchen, Stahl, iſt einfach, ſcharf und gut.
Zuvörderſt will ich mich einmahl im Ernſt verlieben.
Ich hab' das immer nur ſo wie im Spaß getrieben,
Mein Herz war nicht im Spiel; da hat ſie durchgeblickt.
Nun iſt die Minden hier, vielleicht, daß mir es glückt
Das jugendliche Blut etwas verliebt zu machen.
Was ſagt Ihr?

Stahl.

Es ist gut.

Baron.

Nicht wahr?

Stahl (lächelnd).

Doch ist's zum Lachen:
Ihr stürzt in's Wasser Euch, damit Ihr nicht ertrinkt.

Baron.

Nein! weil in seinem Grund mir eine Perle winkt,
Die mir allein kann Glück, allein kann Ruhe geben.
Doch ist's damit nicht aus, jetzt kommt das Beste eben.

Stahl.

Noch mehr?

Baron.

Ich trau' ihr nicht; ich kenne Weibersinn.
Ein And'rer ist vielleicht mehr glücklich, als ich's bin.
Drum wünscht' ich einen Mann, gewandt in solchen Fällen,
Doch zu gefährlich nicht, der sollte sich verstellen
Als wäre er verliebt in sie, doch Freund von mir
Erführ' ich, was sie thut — und dieser Mann seyd Ihr.

Stahl.

Ich?

Baron.

Ihr mein lieber Stahl, auf Euch kann ich vertrauen,
Prüft mir mein Weib, ich will einmahl ins Helle schauen.

Stahl.

Baron! was thut Ihr da? — Ihr kennt mein blindes Glück,
So mir bey Weibern ward. — Es war ein Meisterstück,

Daß ich mich hielt; denn, wie zum Sieger schon geboren,
Kenn' ich kein Weib, das nicht ihr Herz an mich verloren.
Was ich auch thuen mag, sie sind mir Alle gut.
Das ist kein leichter Stand, man hat doch auch sein Blut.
Und dennoch wankt' ich nie, gab 's noch so schwere Fälle,
Bin ich, wie Ihr mich seht, total ein Junggeselle.

Baron.

Ihr seyd ein Ehrenmann! drum hab' ich Euch erwählt.

Stahl.

Doch ist's verzeihlich nicht, wenn nun auch sie hier fehlt,
Wo Jede fehlte?

Baron (rasch).

Nein.

Stahl.

Freund! laßt Euch nicht bethören;
Unglaublich ist mein Glück bey Frau'n. — Ich kann's Euch schwören,
Kaum trer' ich in ein Haus, so ist ein Weib verliebt.
Glaubt! meine Rechtlichkeit hat das oft schon betrübt.
Zwar kam sie, Gott sey Dank! noch immer aus der Falle,
Denn wie mich Jede sucht, so fliehe ich sie Alle.

Baron.

Nur dießmahl.

Stahl (nach einer kleinen Pause).

Wenn Ihr wollt; allein Ihr werdet seh'n.
'S ist schmerzlich mir; allein, sie wird nicht widerstehn.

Baron.

Prüft sie, wie's Euch beliebt. — Ich weiß schon, was ich wage.

Doch — was Ihr dann erfährt —

Stahl.

Ob ich Euch's wieder sage?
Wie könnt ihr zweifeln? Ihr erfährt es Wort für Wort.

Baron.

Der Zweifel tödtet mich.

Stahl (in die Allee schauend).

Still! seh' ich sie nicht dort?

Baron.

Sie ist's; mit ihr Sophie. — Entfernet Euch jetzt bey Zeiten.

Stahl.

Ich will mit einem Blick das Ganze vorbereiten.

Baron.

Sprecht sie noch heut.

Stahl.

Gewiß.

Baron.

Ich harre Eurer hier.

Stahl (seufzend).

'S wird bald entschieden seyn.

Baron.

Wär't Ihr nur schon bey ihr!

(Stahl geht ab, an der Scene begegnen ihm die Damen. Er verneigt sich sehr freundlich vor der Baronin, welche seinen Gruß eben so erwiedert.)

Fünfte Scene.

Der Baron, die Baronin, Sophie.

Baron (für sich. Das Grüßen zwischen seiner Frau und Stahl bemerkend).

Ha! welch ein Blick!

Baronin.

Du hier?

Baron (ihr die Hand küßend).

Mich rief der schöne Morgen.

Baronin (lächelnd).

Er rief dich etwas spät; 's ist Mittag bald.

Sophie.

Die Sorgen
Die halten ihn im Bett den werthen Herrn Gemahl.
Das will verschlafen seyn.

Baron (etwas verlegen).

Davon ein andermahl.

Sophie.

Von Ihren Sorgen?

Baron.

Ja.

Sophie (die zerpflückten Blumen bemerkend).

Was ist denn hier geschehen?

Baron.

Das war einmahl ein Strauß.

Sophie.

Mit Blumen umzugehen
Scheint nicht in Ihrer Art.

Baron

(bricht eine Rose, die er ihr mit Artigkeit überreicht).

Ich weiß, wie man sie pflückt,
Und daß die Rose gern sich zu der Rose schickt.

Sophie (die Rose vor den Busen steckend zur Baronin).

Wie fein.

Baronin.

Ganz allerliebst! — recht hübsch mein Herr Gemahl.

Baron (mit verhaltenem Zorn zu Sophien).

Ein herrlich Weib! so was, das lobt sie allemahl.

(Er drückt Sophien heimlich die Hand)

Sophie (zur Baronin).

Jetzt drückt er mir die Hand.

Baronin (zu Sophien).

Nicht wahr, er weiß zu leben?

Baron.

Wenn du's erlaubst, will ich ihr auch die andre geben.

Baronin.

Warum nicht?

Baron.

Ist bey mir so was doch nicht gefährlich.

Baronin.

Zum mind'sten glaub' ich's nicht.

Baron.

Ich aber glaube, schwerlich
Gibt's noch ein Weib wie dich.

Sophie.

Paßt das in Ehstandstagen?
Dergleichen, Herr Baron, bitt' ich mir vorzusagen,
Nicht ihrer Frau. —

Baronin.

Ja, ja, da hat Sophie ganz Recht.

Baron.

Du meinſt?

Baronin (unbefangen).

Sie hört es gern.

Baron.

Das Ding iſt gar nicht ſchlecht.

(zu Sophien)

Sie fordert da uns auf. —

Sophie (zur Baronin drohend).

Du!

Baron (an der Halsbinde zerrend).

Sie kann leicht es wagen.

Sophie.

Sie ſchmeicheln ſich, man wird darauf was Art'ges ſagen.

Allein Sie irren.

Baron.

So vermeſſen bin ich nicht.

Sophie (zur Baronin).

Da hör nur deinen Mann, wie er beſcheiden ſpricht.

Kein Zug von Eitelkeit, ſonſt ſehr der Männer Schwäche.

Baron (heimlich und ſchnell zu Sophien).

Erlauben Sie, daß ich geheim ein Wörtchen ſpreche.

Sophie (laut).

Warum nicht? (zur Baronin.)

Liebes Kind! laß' etwas uns allein.

Baron (heimlich zu Sophien).

Was thun Sie da?

Baronin.

Recht gern.

Sophie.

Das nenn' ich mir doch fein.

Baron (für ſich).

Bey Gott! das geht zu weit!

Baronin.

Laßt mich nicht lange warten,
Ich ſchlend're unterdeß ein wenig durch den Garten.
(ſie geht ab).

Sechste Scene.

Baron, Sophie.

Baron (Sophien anſtarrend).

Iſt das erhört?

Sophie.

Was denn?

Baron.

Sie läßt uns hier allein.

Sophie.

Sie haben's ja gewollt.

Baron.

Doch ſo nicht; — muß es ſeyn
So kann ich wohl auch Herr von dieſer Schwäche werden.
Das iſt einmahl zu arg! —

Sophie (verwundert).

Was ſind das für Gebärden?
Was iſt das für ein Ton?

Baron (ohne auf ſie zu achten).

Daß ſie mich nicht mehr liebt,
Das ſehen Sie doch ein, was für ein Weib ſonſt gibt
Selbſt die Gelegenheit untreu an ihr zu handeln?
Zu klar iſt mir's, Madame, welch einen Weg Sie wandeln.
Doch nur Geduld! ich bring Sie wohl zur Pflicht zurück.

Sophie.

Was will, um alle Welt, der zornerfüllte Blick?

Baron.

Er ſtraft ein falſches Weib, ſo treulos wie noch keine.
Doch ſtrahlt dieß Auge gleich in ſanfterm Wiederſcheine
Von Ihrem Aug' zurück, wenn ich ein Weſen fand,
Wie lange ich's geſucht. — In Ihrer ſchönen Hand
Liegt nun mein ſterbend Glück!

Sophie.

In meiner?

Baron.

Darf ich hoffen?
Sie ſehen einen Baum, der von dem Blitz getroffen,
Sie können heilen ihn — nur Sie — Sie werdens thun.

Sophie.

Noch faß' ich Sie nicht recht.

Baron (vor ihr in die Kniee ſinkend).

Verſtehen Sie mich nun?

Sophie.

Nur einen Augenblick! — Sie knie'n vor mir — ich glaube
Das heißt: Sie lieben mich?

Baron.

Ja! süße Friedens-Taube!

(er will aufstehen.)

Sophie.

Ey! bleiben Sie nur knie'n.

(Baron kniet schnell wieder hin.)

Sophie.

So! — was ist denn der Grund
Daß Sie mich lieben?

Baron.

Ach! wie grausam ist der Mund,
Der solche Frage sagt; — kann man das Feuer fragen:
Was glüheſt du? kann man (auf die Rose an ihrer Brust zeigend) zu dieſer Roſe ſagen:
Was dufteſt du? —

Sophie.

Ach! ja! jetzt wird mir's offenbar.
Ich bin das Feu'r, und ich die Roſe — ich? nicht wahr?

Baron (winkt mit dem Kopfe und will ſich aufrichten).

Sophie.

Ach! bl eiben Sie doch knie'n.

Baron (in halbgebogener Stellung).

Wenn meine Frau nun käme?

Sophie.

Es iſt die Frage noch, ob ſie es übel nähme.

Baron (ſchnell aufſpringend).

Verdammt!

Sophie (ſpöttiſch).

Sie lieben ſie doch ganz entſetzlich.

Baron.

Nein!
Doch iſt die Ehr' im Spiel, die will im Sichern ſeyn.
Ich liebte ſie — allein — wer ſolchen Reiz geſehen,
Vor deſſen Auge kann kein andrer mehr beſtehen.
Weil ichs bey ihr nicht bin, ſoll ich nie glücklich ſeyn?

Sophie.

Worüber klagen Sie? vielleicht täuſcht Sie ein Schein?

Baron.

Ein Schein? iſt das ein Schein, daß ſie verſtohlne Blicke,
Kuß, Seufzer, Liebesſchwur, Billete, Händedrücke
Ganz offen mir erlaubt, ja ſelbſt ein Rendez-vous
Veranlaßt. — Meinen Sie, daß dieß des Gatten Ruh'
Nicht aus dem Schlummer jagt. — Auch gibt's noch andre Dinge
Die ich vermuthe, doch den Zweifel d'rüber bringe
Ich heut' in Sicherheit.

Sophie (forſchend).

Wie ſo?

Baron.

Der Herr von Stahl
Nimmt in die Probe ſie. — Sie ſoll ein einzig Mahl
Sich einen Seufzer, Blick, ein einzig Wort erlauben,
Das nicht ganz ſonnenklar — ſo — trenn' ich mich; —
Sie glauben
Nicht, wie ich ſtreng kann ſeyn.

Sophie (auf ſich deutend).

Sie haben mehr gethan,
Als ſich ein Wort erlaubt, mein Herr.

Baron.

Ich bin ein Mann!

Sophie.

Ha!

Baron.

Darf ein treues Herz an Gegenliebe glauben?

Sophie (schüchtern).

Hier ist zur Antwort Ort und Zeit nicht.

Baron.

Wie? Sie rauben
Nicht jede Hoffnung mir?

Sophie (verschämt).

Ich sehe Ihre Frau.
Entfernen Sie sich Fritz. —

Baron.

Wenn ich dem Auge trau',
So ist zum Wiedersehn die Hoffnung mir geblieben?

Sophie (halblaut).

In einer Stunde — (auf den Pavillon zeigend.)
Dort —

Baron (küßt ihr mit Heftigkeit die Hand. Im Abgehen triumphirend, für sich).

Man kann mich doch noch lieben! (ab).

Siebente Scene.

Sophie (ihm nachsehend).

Nun frag' ich Jeden, der begreifen will und kann,
Gibt's etwas Ärg'res in der Welt, als einen Mann?
Nicht einmahl, hundert Mahl sind alle Weiber besser,

Als dieſe Schöpfungsherrn, die nur im Dünkel größer.
Der hat ein Weib nun, ſchön, die nur allein ihn liebt,
Verſtändig, welches nie ein Wäſſerchen getrübt,
Das auf nichts Andres ſinnt, als nur ihn nicht zu kränken,
Doch wagt er's nicht allein ſein Herz ſelbſt zu verſchenken,
Nein! ſie zu quälen ſinnt er auf Verrath und Liſt,
Weil ſie, — iſt es erhört? — nicht eiferſüchtig iſt.
Zu gut iſt ſie für ihn! — Mich hätt' er kriegen ſollen
Der ſaubre Herr Baron! — Doch nur Geduld! — wir wollen
Die Frau ſchon lehren, wie ein Mann zu zähmen iſt.
Zu Schanden werden ſoll der Herr mit aller Liſt.
Er fiel, — doch wankte ſie, — gält's mit Triumph zu prahlen,
Nein! nein! mein Herr Baron, das ſollen Sie bezahlen.

Achte Scene.

Sophie, die Baronin.

Baronin.

Fritz fort?

Sophie.

Ja, fort iſt der gefallne Engel.

Baronin.

Wie?

Sophie.

Hör Schatz! er taugt nicht viel.

Baronin (ängſtlich).

Wer?

Sophie.

Dein Gemahl.

Baronin (immer verwirrter).

Sophie!

Sophie.

Stell dir's nicht ärger vor, er iſt nur ſo wie Alle.

Baronin.

Nein! beſſer iſt mein Mann.

Sophie.

Kind, reiz' mir nicht die Galle.
Es hat ſo eben mir der Mann, von ſeltnem Werth,
Daß er mich liebe, — mich — verſtehſt du, mich —
erklärt.
Was ſagſt du nun dazu?

Baronin.

'S war Scherz.

Sophie.

Ernſt war's, mein Engel,
Recht ernſter Ernſt.

Baronin.

Mein Fritz, ſolch ein Vergehen?

Sophie.

Mängel
Nennt man 's bey Männern, nur bey uns nennt man's
Vergeh'n.

Baronin.

Ich bebe faſt für Schreck.

Sophie.

Ich muß dir frey geſteh'n,
Du ſelbſt trägſt etwas Schuld.

Baronin.

Woran ließ ich es fehlen?

Sophie.

An Eiferſucht mein Schatz.

Baronin.

Will er, ich ſoll ihn quälen?

Sophie.

Für einen eitlen Mann iſt Eiferſucht nie Qual,
Und eitel iſt er doch der liebe Herr Gemahl?

Baronin.

Wenn oft in mir auch was, wie Eiferſucht erwachte,
So bracht' ich's gleich zur Ruh, weil ich's nicht möglich dachte,
Daß er mir ungetreu, er, der ſo viel mir war.
Aus meiner Mutter Arm führt' er mich zum Altar;
Von einer lieben Hand der andern übergeben
Kannt' ich nur dornenlos die Roſen. All mein Leben
Floß ſtill und leicht dahin, von Sorgen ungetrübt,
Ich wußt' es nicht einmahl, und hatt' ihn lang geliebt.
Wie dacht' ich, als ſein Weib, in licht und dunkeln Stunden
Zu theilen Luſt und Schmerz; zu kühlen ſeine Wunden,
Was es nur immer ſey zu dulden ſtill und mild,
Und ſo zu konterfein der ſitt'gen Mutter Bild.
Wie lebt' ich nur in ihm! — und nun! — es iſt unmöglich,
Nicht wahr, es iſt nicht ſo?

Sophie.

Ach! du biſt unerträglich;
Worüber klagſt du denn?

Baronin.

Du lachſt noch meiner Qual?

Sophie.

Ja, liebes Kind, ein Spatz iſt keine Nachtigall.
Was auf der Erde lebt, das hat auch ird'ſche Mängel,
Und willſt du einen Mann, begehr' ihn nicht als Engel.
Er liebt dich! —

Baronin.

Und doch konnt' er Liebe dir geſteh'n?

Sophie.

Das war ein Seitenſprung. — Haſt du den Stahl geſeh'n?

Baronin.

Bevor ich zu dir kam, ſprach er mit mir im Garten.

Sophie.

Wovon?

Baronin.

Verwirrtes Zeug. —

Sophie (lachend).

Sie können's nicht erwarten.

Baronin.

Was denn?

Sophie.

Dein Herr Gemahl iſt andrer Art als du,
Der Dämon Eiferſucht ſetzt ihm gewaltig zu.
Verſuchen ſollte dich der Stahl.

Baronin (ſie anſtaunend).

Iſt es zu glauben?

Sophie.

Du gabſt ihm doch Gehör?

Baronin.

Wie konnt' ich mir's erlauben?

Du weißt es ſelber ja, der Mann iſt halb verrückt.
Was ſinnſt du da Sophie?

Sophie.

Ein Plänchen. Wenn es glückt
Verſuchen wohl die Herrn nie mehr ein Frauenzimmer;
Geheilt wird dein Gemahl, und du haſt Ruh' für immer.
Willſt du gehorſam ſeyn?

Baronin.

In Allem.

Sophie.

Sag mir's zu.

Baronin (reicht ihr die Hand).

Sophie.

So gibſt du ihm ſogleich ein förmlich Rendez-vous.

Baronin (verwundert).

Dem Stahl?

Sophie.

In einem Brief von deiner Hand geſchrieben.

Baronin.

Wie kannſt du wollen?

Sophie.

Still! — und folgſam mir geblieben.
Da gehſt du gleich hinein. (ſie in den Pavillon ſchiebend.)
Ich ſteh für Alles.
(Die Baronin will reden, Sophie hält ihr den Mund zu.)

Sophie.

Still!

Baronin.

Was aber ſchreib' ich?

Sophie.

„Kommt zu mir!"

Baronin.

Sophie!

Sophie.

Ich will!

Baronin.

Wohin beſtell' ich ihn?

Sophie.

Auf dieſen Platz.

(auf den Pavillon deutend, halblaut zur Baronin)

Daneben

Hat mir der Herr Gemahl ein Rendez-vous gegeben.

(Die Baronin geht ſchnell in den Pavillon.)

Neunte Scene.

Sophie.

'S iſt doch ein hübſches Ding ein guter General!
Da regt ſich Alles gleich nach ſeiner Luſt und Wahl,
Und thut, und läßt, und läuft, und ſchreibt mitunter Briefe
Wie meine Freundin hier. — Das arme Minchen ſchliefe
Vielleicht nie ruhig mehr, wenn ich kein Mittel fand
Zu bändigen des Herrn hochmüth'gen Unverſtand.
Ihr Herrn! verbindet Ihr Euch gegen ſchwache Frauen,
Kann, ohne Hülfe, wohl die Frau ſich ſelbſt vertrauen?
Allein verbunden, weicht uns eure ſtolze Macht,
Denn eh' kampffertig Ihr, gewannen wir die Schlacht.
Ich bin der General vom weiblichen Geſchlechte:

In dieſem ſchweren Kampf um unſre alten Rechte.
(Zum Fenſter des Pavillons hineinſprechend.)
Biſt du ſchon fertig?

Baronin (von innen).

Ja.

Sophie.

So ſchick' ihn fort den Brief. —
Ihr Plan war gut, Baron, doch dießmahl geht er ſchief.

Zehnte Scene.

Sophie, die Baronin.

Sophie.

Iſt es vorbey?

Baronin (ſehr ängſtlich).

Vorbey; wie aber wird es enden?

Sophie.

Du biſt ein furchtſam Ding. Fritz iſt in unſern Händen,
Was willſt du mehr? — der Stahl, voll von der Narredey
Daß jedes Weib ihn liebt, wird kommen; doch dabey
Iſt er von ſolcher Scheu, und von ſo ſtrengen Sitten,
Daß es leicht möglich blieb den Mann hieher zu bitten.

Baronin.

Was aber ſag' ich ihm? bey meinem Glück Sophie,
Viel fürcht' ich von dem Schritt. So peinlich war mir nie!

Sophie.

Ich weiß nicht was du willſt. Ich ſteh' dir für's Gelingen;
Was ich beginne kann ich auch zu Ende bringen.

Baronin.

Wenn Fritz vom Brief erfährt.

Sophie.

Darum iſt mir's zu thun.

Baronin.

Bey ſeiner Eiferſucht?

Sophie.

Wir bringen ſie zum Ruh'n,
Mein Wort darauf.

Baronin.

Wodurch?

Sophie.

Das ſollſt du ſchon erfahren.
Komm mit, ich will dir nun mein Plänchen offenbaren.
'S iſt nicht ganz ſicher hier. — Jetzt wiſſe nur ſo viel:
Viel Ernſt erſpar ich dir mit dieſem leichten Spiel.
Denn manche Qualen gibts, allein von ihnen allen
Die allerärgſten ſind, mein' ich, die Ehſtands-Qualen.

(Beyde ab).

Eilfte Scene.

Der Baron (ganz verſtört, und raſch auftretend).

Ich ziehe wie ein Geiſt durch mein verdammtes Haus,
Ich renn' Trepp ab, Trepp auf, die Thüren ein und aus,
Und finde keine Ruh'. — Gibt es denn ärgre Leiden
Als eines Ehemanns? — Man will uns noch beneiden
Um unſre hübſchen Fraun; — vortrefflich anzuſchaun!
Doch hättet ihr ſie nur, die allerliebſten Fraun
Zu euren Fraun, vorbey wär's nach den Flitterwochen. —
Wo Fürchtegott nur bleibt! — hat er ſie ſchon geſprochen?
Was hat ſie ihm geſagt? der Zweifel bringt mich um,
Ich wette meinen Kopf, das ganze Ding geht krumm.

Verſuchung! und — ein Weib? — iſt Eine widerſtanden
So lang die Welt auch ſteht, wenn ſich Verſucher fanden,
Das heißt, nach ihrem Sinn? — Untreu der Sitt', dem Recht
War ſtets die Bürgerin vom ſchwächeren Geſchlecht.
Drum hab' ich Stahl gewählt, weil ich nicht haben wollte,
Daß ich ſie ungetreu, die Falſche, finden ſollte.
Vergäß' ſie ſich bey dem, das wär' doch unerhört!
Dann frag' ich alle Welt: was iſt ſolch Weib wohl werth?
Gäb's eine Strafe, ſtreng genug für dieß Verbrechen?
Ich könnte bey Sophien mich freylich an ihr rächen —
Doch — ſie vergeſſen? es fällt mir zu ſchwer.
Grad weil ſie mich nicht liebt, lieb' ich ſie deſto mehr.

Zwölfte Scene.

Der Baron, Stahl.

Baron (ſchnell auf ihn zu).

Nun ſeyd Ihr endlich da?

(Stahl blickt ſchweigend zur Erde)

Baron (ängſtlich).

Was bringt Ihr mir für Kunde?

Stahl.

Faßt Euch, mein Freund.

Baron (immer dringender).

Was iſt's?

Stahl.

Mir ſtirbt das Wort im Munde.
Wie bring' ich's vor?

Baron.

Bin ich betrogen? bin ich's? — ſprecht.

Stahl.

Ich hab' es Euch geſagt, Baron, es war nicht recht
Daß Ihr's mit mir gewagt. — Ich waſche meine Hände,
Es war nicht meine Schuld.

Baron.

So iſt es wahr denn?

Stahl.

Fände
Ich einen Zweifel noch, ich ſagte nein; — allein
'S iſt meine Pflicht; Ihr wollt, und ſollt im Klaren ſeyn.
Sie iſt Euch nicht getreu.

Baron (der ſeine Wuth kaum mehr unterdrücken kann).

So?

Stahl.

War's nicht zu erwarten?

Baron (ſich den Schweiß von der Stirne trocknend).

Jetzt ſagt mir Alles klar.

Stahl.

Ich fand ſie in dem Garten.
Wir ſprachen dieß und das —

Baron (wüthend).

Was nennt Ihr dieß und das?

Stahl.

Vom Wetter und ſofort. — Da ließ ich, wie im Spaß,
Ein Wort von — Freundſchaft — los; ſie merkt's,
und Alles ſagte
Ein Blick mir, welchen ich nicht zu erwiedern wagte.

Baron.

O warum hat ein Weib doch Augen! ſprecht nur fort.

Stahl.

Da blieb ich denn so stehn. — Wir tauschten Wort
um Wort.
Es schien gleichgültig zwar ein Jedes, doch im Grunde
Scheint oft gleichgültig Viel in einer Schäferstunde,
Was sehr bedeutend ist. Mir war's zur Stelle klar,
Daß ich bey ihr schon lang der Hahn im Korbe war.

Baron.

Wenn Ihr ein Mensch seyd, Stahl, so thut Euch kürzer
fassen.

Stahl.

Geduld nur lieber Freund, und bleibt mir hübsch gelassen,
Denn daß ich recht gesehn, und mich nicht selbst bethört,
Hat mir in kurzer Zeit darauf der Brief gelehrt.
(Er zieht einen Brief aus der Tasche.)

Baron (erstarrt).

Ein Brief! — von ihrer Hand? —

Stahl (ihn entfaltend).

Seht selber. — Was ich dachte,
Als ihn so eben mir der Petrus überbrachte,
Soll' ich Euch's sagen?

Baron.

Nein! — behaltet's nur für Euch!
Gebt mir den Brief — den Brief! —

Stahl (gibt ihm denselben).

Hier ist er.

Baron.

Daß nicht gleich
Die Erde sie verschlang, als sie dieß schrieb! (er liest.)
„Ich erwarte Sie in einer Stunde beym Rosen-
beet. Minna."

Erwarten?
Erwarten will ich ſie. — Ihr kommt doch in den Garten?

Stahl.

Ich bin ja hier.

Baron (verwirrt).

Wie? — nun?

Stahl (ſehr betrübt).

Am ganzen Mißgeſchick
Iſt gar nichts Schuld, als nur mein blindes Liebes-Glück.
Glaubt mir's, 's iſt meine Qual!

Baron.

Mich konnte ſie vergeſſen,
Um einen Mann wie Ihr, das iſt doch zu vermeſſen.

Stahl (etwas beleidigt).

Wie ich?

Baron.

Verſteht mich recht. Ihr ſeyd ein braver Mann,
Doch bey den Weibern iſt's damit nicht abgethan.

Stahl.

Ihr ſeyd ſehr eitel, Freund.

Baron.

Ihr werdet doch nicht meinen,
Daß Ihr mir gleich?

Stahl.

Ich ſeh den Grund nicht.

Baron.

Nehmt den Einen
Für Hundert an: Ihr ſeyd nicht jung mehr. —

Stahl.

Recht! — allein

Schläft die magnet'sche Kraft nicht auch im alten Stein?
Und, unter uns, mein Glück möcht' ich magnetisch nennen.
Da wißt Ihr's nun, warum die Frau'n für mich entbrennen,
Sie alle steh'n mit mir, das glaubt mir auf mein Wort,
Jung oder alt, in dem magnetischen Rapport.

Baron.

Nun, geht nur jetzt an's Werk. — Ich bleibe in der Nähe,
In diesem Pavillon. — Was Ihr beginnt, ich sehe
Es hier bequem genug. — Dieß Eine bitt' ich Euch;
Sprecht nur recht laut, damit mir nichts entgeht. —
Den Streich
Soll sie bereun! — Ich will mich schrecklich an ihr rächen.

Stahl.

Glaubt mir, mir ist's fatal mit eurem Weib zu sprechen.

Baron (nach der Uhr sehend).

Lebt wohl indeß; mich ruft jetzt selbst ein Rendez-vous,
Allein bey ihrem geht's wohl etwas anders zu.
(schnell ab).

Dreyzehnte Scene.

Stahl.

Wär' alles nur vorbey; mir geht's durch alle Glieder.
Ich — und ein Rendez-vous! erkenn' ich denn mich wieder!
Mit seines Freundes Weib, der Freund ein Rendez-vous!
Wer ist's, der Solches that? — du selber bist es — du,
Deß jungfräuliches Herz noch nie ein Weib gefangen,
Der Stahl, der sonst vom Stahl blieb an der Angel hangen.

Mir wird es in der That, mehr als ich glaubte, ſchwer,
Ein Rendez-vous iſt doch ein ſündlicher Verkehr.
Kaum daß man ſich's verſieht, hat man die Ruh' verloren,
Mein Glück' es wurde mir zum Unglück angeboren! —
Zwar weiß der Mann darum — doch weiß die Welt es nicht,
Dieß Einz'ge gibt mir Muth; ich thue meine Pflicht. —
Ich bin ganz abgeſponnt, und will mich niederſetzen.
(er ſetzt ſich ganz erſchöpft auf die Gartenbank. — ſeufzend).
Wie konnt' ich auch ſo viel die Schicklichkeit verletzen!

Vierzehnte Scene.

Stahl. Die Baronin, Sophie. (Letztere erſcheinen im Hintergrunde, von Stahl ungeſehen.)

Sophie.

Der eine wartet hier, der andre wartet dort.
(auf die Raſenbank und den Pavillon zeigend.)
Ein zärtlich Ehepaar hat an demſelben Ort
Ein doppelt Rendez-vous; iſt das nicht hübſch zu nennen?

Baronin.

Wenn es gut endet nur.

Sophie.

Wir thuen, was wir können.
Nimm dich zuſammen jetzt, dein treuer Herr Gemahl
Steht wohl auf Nadeln ſchon in jenem Gartenſaal.

Baronin.

'S iſt doch unglaublich, was die Männer ſich erlauben.

Sophie.

Zu glauben iſt es ſchon, doch will man 's oft nicht glauben.
(Sie ſchlüpft in den Pavillon.)

Fünfzehnte Scene.

Die Baronin, Stahl.

(Die Baronin tritt vor. Stahl, der sie bemerkt, springt schnell vom Sitze auf.)

Stahl (für sich).

Sie ist 's! — Jetzt Muth gefaßt.

Baronin.

Schon hier mein lieber Stahl?

Stahl.

Auf Sturmwindsflügeln, wie es Dero Brief befahl.

Baronin.

Sie sehen mir's doch nach, daß ich Sie her beschieden?

Stahl.

Es störte, Freundin, zwar ein wenig meinen Frieden,
Doch äußerst angenehm.

Baronin.

Ich war vielleicht zu kühn,
Doch ihrer Hülfe braucht sehr ihre Dienerin.

(Der Baron erscheint am Fenster des Pavillons.)

Stahl.

Sie wünschen?

Baronin.

Was ich auch mag Ihnen offenbaren,
Vor Allem darf mein Mann nie was davon erfahren.

Baron.

Ey! in der That?

Stahl.

Ganz recht.

Baronin.

Sie kennen meinen Mann;

Mißtrauiſch iſt er, und viel Launen zugethan.
'S iſt wahr; ihn neckt das Glück auf wunderbare Arten.
Bald neckt ihn Weiberguuſſt, bald necken ihn die Karten,
Bald die Schriftſtellerey; — ſein letztes Preis-Gedicht,
Ob es das beſte war, gekrönt ward es doch nicht.

Baron.

Oh Weib, dem keines gleich! — mein Loos willſt du verſchönen.
Weil's das Gedicht nicht ward, will ſie den Dichter krönen.

Stahl.

Ja; 's iſt fatal!

Baronin.

Nicht wahr? das Alles wirkt nun ſo
Auf ſein Gemüth, daß er des Lebens ſelten froh.
Auch will er immerfort mit Eiferſucht mich quälen,
Ob ihm dazu nun auch die kleinſten Gründe fehlen.
Sie ſehen Freund, wie ſehr mich all das Treiben kränkt,
Und daß man doch dabey zuletzt auf Mittel denkt
Des Lebens froh zu ſeyn.

Stahl.

Natürlich —,

Baron.

Jetzt wird's kommen.

Baronin (zu Stahl).

Ich wende mich an Sie; doch bin ich ſo beklommen,
Daß ich's kaum wage.

Baron (im Pavillon hinter ſich ſprechend).

Gleich! jetzt hab' ich keine Zeit.

Stahl (zur Baronin).

Was es auch immer ſey, Sie ſehen mich bereit.

Baronin.

Nur muß ich, werther Freund, noch einmahl Sie beſchwören,
Verſchwiegenheit! — mein Mann darf nicht vom Kleinſten hören.

(Stahl verneigt ſich ſchweigend.)

Baron (aufhorchend, zu Stahl heimlich).

Mehr laut!

Stahl (mit erhöhter Stimme).

Was iſt's, ſo der Gebietherin gefällt?

Baronin (einen Brief hervorziehend).

Beſtellen Sie den Brief.

Baron.

Schreibt ſie der ganzen Welt?

Baronin.

Er iſt an einen Freund. —

Stahl (mit Bezug auf ſich).

Ich werd' ihn wohl beſtellen.
Bekannt, verehrte Frau, bin ich mit ſolchen Fällen.
Der Mann, dem er gehört, er iſt von hier nicht weit,
Und lobt, und theilet ſie, die zarte Schüchternheit.

(Er küßt den Brief, und ſteckt ihn zu ſich).

Baronin.

Weil Sie ihn kennen, hab' ich mich an Sie gewendet,
Und Sie verbinden mich, wie ſich's nun eben endet.

Stahl.

Die Antwort ſag' ich, wo?

Baronin.

In meines Mannes Haus,
Stets offen ſolchem Freund.

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen. Der Baron.

Baron (ſpringt aus dem Fenſter).

Das halt ein Andrer aus!
(zur Baronin, die ſich entfernen will.)
Nicht von der Stelle!
(Stahl tritt ſchüchtern zurück.)

Baronin.

Wie? mein Schatz, auch du zugegen?

Baron.

So wie Sie ſehen, ja!

Baronin.

Du kommſt mir ungelegen;
Drum ſey ſo artig, und geh fort.

Baron (mit unterdrückter Wuth).

Das iſt zu viel!

Stahl (für ſich).

Es iſt unglaublich.

Baronin (zum Baron ſchmelchelnd).

Du verdirbſt mir hier das Spiel;
Drum geh jetzt, lieber Fritz.

Baron.

Für dießmahl werd' ich bleiben.

Baronin (lächelnd).

So bleib'.

Baron (bebend).

Ich rathe dir es nicht zu weit zu treiben.

Baronin.

Was denn?

Stahl (für ſich).

Mein iſt die Schuld!

Baron (zur Baronin).

Ich weiß es, was geſcheh'n?

Baronin.

Was aber iſt geſcheh'n?

Baron (ſie am Arme faſſend).

Ich hab's mit angeſeh'n,
Verſtellung nützt dir nichts.

(Baronin ſieht ihm feſt ins Geſicht.)

Baron (zu Stahl, auf die Baronin zeigend).

Seht! das ſind Weibes-Blicke!
Gebt mir den Brief.

Stahl (zögernd).

Den Brief? (zur Baronin) ſoll ich.

Baronin (zum Baron).

Mein Kind, ich ſchicke
Den Brief ja nicht an dich.

Baron.

Das weiß ich, Schlange du!
(zu Stahl) Gebt mir ſogleich den Brief!

Baronin.

So komm' doch nur zur Ruh!

Baron.

Den Brief!

Baronin.

Begehr' ihn nicht! bey unſrer Liebe.

Baron.

Eben

Von unſrer Liebe ſoll der Brief mir Nachricht geben. (zu Stahl). Gebt her!

Stahl (zur Baronin).

Sie ſehn, ich muß.

Baronin (ſeufzend).

In Gottesnahmen!

Baron (den Brief der Baronin vorhaltend).

Sprich!

Wem ſchriebſt du?

Baronin (zögernd).

Meinem Arzt.

Stahl (verwundert).

Der Brief iſt nicht an mich?

Baronin.

Er iſt an Doctor Buſch; die Aufſchrift wird es zeigen.

Stahl.

Kur'jos!

Baron.

Seht! dieſes Glück iſt jedem Arzt zu eigen,
Er muß ins Haus, weil er, nur er, die Frau kurirt. —
Warum hab' ich nicht ſelbſt die Medizin ſtudirt!
(Auf den Brief zeigend, mit der Miene ihn aufbrechen zu wollen. Zur Baronin).
Ich klopf an dieſen Buſch.

Baronin (ſchüchtern).

Thu's nicht.

Baron.

Ich will erfahren,
Was dieſer Arzt kurirt? —

Baronin (bittend, halblaut zum Baron).

Woll' mir die Scham erſparen.

Baron (wie außer ſich).

Nun ich den Schwager kenn', hat's keine weitre Noth;
Du mußt aus meinem Haus, den Doctor ſchlag' ich todt!

(Er erbricht haſtig den Brief und lieſt.)

„Mein Herr!

Verſchiedene Zufälle nöthigen mich, mir, in Rückſicht meines Mannes, Ihren ärztlichen Rath zu erbitten. Seine Launen nehmen täglich zu, und vielleicht dürfte der Grund davon, wie der von einem unglücklichen Hange zur Eiferſucht in einer phyſiſchen Unordnung ſeines Nervenſyſtems zu ſuchen ſeyn. Stellen Sie ſich vor, letzthin ſchien er ſogar darüber aufgebracht, daß ich nicht eiferſüchtig bin. Tröſten Sie mich darüber, denn, unter uns geſagt, es ſteht manchmahl zweydeutig um den Verſtand eines Mannes, den ich ſo innig, und ſo ungetheilt liebe.

Ihre Minna Freyinn von:

(Er lieſt das Folgende, wie für ſich, und läßt den Brief ſinken).

Stahl (für ſich, verwundert).

Ein ärztliches Conſult! von Lieb' iſt nichts im Schreiben!

Baronin (halblaut zum Baron, der ganz zerknirſcht im Vorgrunde ſteht).

Baron! Darf ich fortan in Ihrem Hauſe bleiben?

Baron (vor ihr in die Kniee ſinkend).

Verzeihung!

Baronin.

Wem?

Baron.

Dem Mann, der Beß'rung dir verſpricht.

Sophie, (welche vom Fenſter des Pavillons die Scene mit angeſehen hat).

'S iſt möglich, was er ſagt; ich aber glaub' ihm's nicht.

(Baron ſteht ſchnell auf.)

Baronin (verwundert zu Sophien).

Du hier?

Sophie.

Dein Mann, mit dir ſo eiferſüchtig eben,
Hat mir, zu gleicher Zeit ein Rendez-vous gegeben.

Baronin (ernſt).

Fritz!

(zu Sophien) Komm heraus Sophie! — iſt 's wahr?

(Baron ſteht mit geſenktem Haupte da.)

Stahl (für ſich).

Hm! meine Kraft
Auf Weiberherzen wird mir etwas zweifelhaft.
Ich mache ſtill mich fort.

(Er geht von den Andern ungeſehen fort.)

Siebenzehnte Scene.

Der Baron, die Baronin, Sophie.

Sophie.

Da ſteht der arme Sünder.

Baronin.

Wir ſind geſchieden.

Baron.

Gott!

Sophie.

Neckt Euch nicht wie die Kinder.

Baronin (feſt).

Mein Ernſt iſt's.

Baron (zu Sophien).

Bitten Sie. Ihr Wort iſt mehr gewichtig.

Sophie.

Sie ſelber wollten ja, vordem ſie eiferſüchtig.

Baron.

Ich war ein Narr!

Sophie.

Genug! jetzt haben Sie 's getroffen.
Sie ſeh'n es ein, und nun iſt Beſſerung zu hoffen.
(zur Baronin).
Gib ihm die Hand jetzt.

Baronin (dem Baron die Hand reichend, ſehr ſanft).

Fritz! hab' ich's verdient um dich?

(Baron drückt ſeine Frau mit Heftigkeit an die Bruſt.)

Sophie.

Daß er dich liebt iſt wahr, vergaß er doch ſelbſt mich,
Und iſt beym Rendez-vous mit mir, dir treu geblieben.
Doch hab' ich ihn beſiegt.

Baron.

Beſiegt? weil Sie nicht lieben.

Was der Verſtand auch ſagt, der Satz bleibt dennoch richtig,
Wer recht von Herzen liebt, der iſt auch eiferſüchtig.
Iſt doch die Liebe, wie des Diamanten Feuer,
Die ungetheilte Kraft macht ſolchen Stein ſo theuer.
Getheilt, verliert ſein Werth, wem iſt das nicht bekannt?
Getheilte Lieb' iſt ein zerſchlagner Diamant.
Drum merkt's: ſchön ſind ſie, doch untheilbar dieſe Gaben,
Theilt ſie mit Einem nur; Ihr werdet gar nichts haben.

(Der Vorhang fällt.)

Erzählungen und Novellen

von

Deinhardstein.

Erzählungen

und

Novellen

von

Deinhardstein.

Pesth, 1846.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig bei Georg Wigand.

G 8681

Seiner kaiſerlichen Hoheit

dem allerdurchlauchtigſten Prinzen und Herrn

Stephan Franz Victor,

kaiſerlichen Prinzen und Erzherzog von Oeſterreich, königlichen Prinzen von Ungarn und Böhmen,

Landeschef des Königreichs Böhmen,

dem großartigen, menſchenfreundlichen Fürſten, dem Kenner und Freunde der Wiſſenſchaft und Kunſt

in Ehrfurcht und Verehrung gewidmet.

Inhalt.

Der Goldſchmied von Piſa. Erzählung pag. 1

Stradella. Novelle . . . . . „ 83

Die Juden-Drillinge. Märchen . „ 145

Der ſeltene Entſchluß. Erzählung . „ 201

Der Goldſchmied von Piſa.

Erzählung.

Vielleicht gab es zu keiner Zeit einen Mann, der mit gröſserem Rechte auf die allgemeine Verachtung Anſpruch machen konnte, als der alte Grimaldi. Er war zur Zeit der Verſchwörung in Genua und der darauf folgenden bürgerlichen Kriege als ein junger Menſch mit dem Reſte eines nicht unbeträchtlichen Vermögens nach Piſa gekommen, hatte dort ein kleines Haus gemiethet und ſelbſt die Jahre, in welchen das raſcher wallende Blut zum Genuſſe des Lebens einladet dazu verwendet, um durch Entbehrungen aller Art, und die niedrigſten und verwerflichſten Unternehmungen ſeinen Reichthum zu vermehren. Eine der ergiebigſten Quellen war das Verleihen ſeines Geldes auf jüdiſche Zinſen, wozu er ſich gewöhnlich angehende Gewerbsleute auserſah, die er

mit seinen sogenannten Unterstützungen für ihr ganzes Leben zu Grunde richtete.

Bei wenigem Aufwande und großem Gewinne konnte es nicht fehlen, daß sich sein Vermögen in kurzer Zeit verdoppelte. Die vermehrte Summe seiner Reichthümer vermehrte die Lust nach ihnen immer mehr und mehr, und seine Ausgaben verminderten sich in dem Maße, in welchem sich seine Einnahme vergrößerte. In früherer Zeit hatte er sich, wenn seine Geschäfte einen erwünschten Fortgang nahmen, an Sonntagen ein halbes Glas Wein vergönnt, nach und nach entzog er sich auch diesen. Ein nußbrauner Rock, Weste und Beinkleider von schwarzgrauem Wollenzeug kämpften vergebens mit dem Zahne der Zeit, und trugen, so wie die morschen Schuhe, die Spuren seiner Verwüstungen zur Schau. Der Ankauf des Holzes stand bei ihm auf der Liste der Verschwendungen oben an; was das Essen betraf, so pflegte er es entweder bei einem seiner Schuldner zu verrichten, oder seinen Hunger mit Brod zu stillen; wenn es kalt war, wärmte er sich am Ofen seiner Schützlinge, oder brachte die Zeit im Bette zu,

wenn ein dürftiges Strohlager mit einer durchlöcherten Decke dieſen Namen verdient. So war jener elende Wucherer durch viele Jahre der Gegenſtand des allgemeinen Spottes und der allgemeinen Verachtung zugleich. Wenn das kleine dürre Männchen mit ſeinen buſchigen Augenbrauen, ſeinem ungewöhnlich breiten Munde, und einer von Kupfer gleichſam überſäeten Naſe über den Markt trippelte, ſo ſchloß ſich gewöhnlich eine Schaar muthwilliger Jungen als Begleiter an ihn an, die er nur fruchtlos mit ſeinem Stocke abzuwehren ſuchte. Da ihn dieſer täglich ſich wiederholende Scherz in der Länge zu ermüden anfing, ſo beſchloß er nur Abends ſein Haus zu verlaſſen, um theils ſeine Schuldner heimzuſuchen, theils um auf dem Obſtmarkte im verſchwiegenen Dunkel die Ueberreſte zur Hälfte genoſſener oder als unbrauchbar weggeworfenen Früchte aufzuleſen.

Unter der Zahl derjenigen, an welche er jene Unterſtützungen, von welchen wir oben geſprochen haben, zu verleihen pflegte, war auch ein gewiſſer Fazio, ſeines Gewerbes ein Goldſchmied.—

Grimaldi hatte ihm zum Betriebe seines Geschäftes fünfhundert Thaler geliehen, von denen ihm jener monatlich dreißig Thaler Zinsen entrichten, und obendrein sein kleines Haus verpfänden mußte. Dieser Fazio war ein armer, doch dabei gutmüthiger und arbeitsamer Mann. Die Früchte seines Fleißes vermochten indeß bei den wucherischen Forderungen seines Gläubigers nicht, ihm und seinem Weibe auch nur den nothdürftigsten Unterhalt zu verschaffen, und er war schier der Verzweiflung nahe, als der Tag gekommen war, an dem, da er die versprochene Bezahlung nicht zu leisten im Stande war, sein Haus an Grimaldi verfallen sollte. Ein heftiges Fieber hatte Fazio's Weib seit mehreren Tagen aufs Krankenlager geworfen.

So saß er spät bei seinem ärmlichen Lämpchen, und die Thränen rollten auf das kleine Ringelchen herunter, welches ihm sein Nachbar der Krämer zur Arbeit übergeben hatte. Es war eine finstere Nacht, und der Regen fiel in heftigen Strömen vom Himmel, da hörte er an die Thüre seines Gewölbes pochen; er öffnete, und Grimaldi trat ein. Ein Schauder durchdrang die Brust des

Goldſchmieds, denn er glaubte nicht anders, als daß Grimaldi gekommen ſey, ihn an den Verlauf der Zahlungsfriſt zu mahnen; er rückte demnach zitternd einen Stuhl zurecht, und bat ſeinen harten Gläubiger ſich nieder zu laſſen. Ich weiß, fing er nach einer Weile an, in der er die Augen ſchüchtern zu Boden ſchlug, warum Ihr gekommen ſeyd, lieber Herr; morgen iſt der Zahlungstermin zu Ende, und mein Häuschen iſt Euch verfallen, ich kann Euch nichts entgegnen, als meine Unvermögenheit, eine Pflicht zu erfüllen, die mich namenlos drückt. Habt Erbarmen mit mir, guter Herr, Ihr ſeyd gewiß menſchlicher als man von Euch glaubt, und wärt Ihr es nicht, ſo geht hinauf zu meinem Weibe, und ſeht, wie ſie auf dem ärmlichen Lager ſich ängſtigt und abquält; ſeht ihre bleichen eingefallenen Wangen, ihr verloſchenes Auge, und wenn nicht ein Funke von Menſchlichkeit in Eurem Buſen ſich regt, ſo will ich Euch das Doppelte bezahlen. Nur noch einen Monat habt Geduld, bis dahin ſollt Ihr befriedigt werden, bei Heller und Pfennig; aber nun hab ich nichts — nichts, was ich Euch geben

könnte, und wenn Ihr mir nicht noch mindestens drei Thaler leiht, so muß mein armes Weib hilflos verschmachten.

Da der Goldschmied eine Zeitlang keine Antwort erhielt, so blickte er empor, und bemerkte, daß Grimaldi's Gesicht eine seltsame Röthe überzog, sein Mund sich wie zum Sprechen zu öffnen schien, und er die Augen starr auf einen Fleck geheftet hatte, ohne auf die Rede Fazios sonderlich zu achten.

„Was ist Euch, lieber Herr!" sagte der Goldschmied, indem er den Alten am Arm faßte. „Ihr seyd wunderbar verändert, kommt doch zu Euch, mich ergreift ein Grauen wenn ich Euch so vor mir sehe. Hört Ihr lieber Herr?" —

Grimaldi schaute wie aus einem tiefen Traume erwachend zu Fazio empor, und nachdem er eine Zeitlang das Auge auf ihm gleichsam ausruhen ließ, flüsterte er kaum vernehmlich die Worte: „Bringt ein Glas Wasser, mir ist nicht wohl." —

Der Goldschmied lief sogleich, das Verlangte

zu holen. Grimaldi riß ihm, als er wiederkam, gierig das Glas aus der Hand, ſtürzte das Waſſer in einem Zuge haſtig hinunter, doch faſt in demſelben Augenblicke ergriff er krampfhaft Fazio's Hand, der Mund öffnete ſich um einige Worte zu ſtammeln, ſein Auge brach, und leblos ſank er vom Stuhle zur Erde nieder.

Fazio, kaum ſeiner Sinne mächtig, ſprang zitternd hinzu, riß ihm die Kleider auf, rief ihm ſeinen Namen ins Ohr, verſuchte es durch Reiben ihn wieder ins Leben zu bringen. Alles war umſonſt, der Schlag hatte ihn gerührt.

Als der Goldſchmied fand, daß alle ſeine Bemühungen fruchtlos waren, öffnete er raſch die Thüre des Ladens, und rannte voll von Entſetzen auf die Straße um Leute zu Hilfe zu rufen. Es war aber viel zu ſpät in der Nacht, der heftige Regen hielt alle Bewohner der Umgegend zu Hauſe, Niemand war rings umher weder zu hören noch zu ſehen.

Faſt einer Ohnmacht nahe, an allen Sinnen erſchöpft, vom Regen bis auf die Haut durchnäßt,

kehrte Fazio nach Hause zurück. Da lag der alte Grimaldi von Todesblässe überdeckt mit weitaufgerissenen Augen und halb offen stehendem Munde am Boden, vom Licht der Lampe, welche dem Goldschmied bei seiner Arbeit leuchtete, grauenhaft überstrahlt. Das Einsame und Entsetzliche der Lage, in welcher Fazio sich befand, wurde noch durch die, in gleichförmigen Taktschlägen an das Fenster anprallenden Regentropfen vermehrt.

Nachdem sich der Goldschmied von den ersten Eindrücken des Entsetzens erholt hatte, fingen nach und nach beim Anblicke der Leiche seltsame Gedanken an, sich in ihm zu regen. „Es ist doch, sagte er mit einem seltsamen Lächeln zu sich selbst, ein eigenes Ding um den Tod; mich, der ihn hundertmal gerufen hat, meine Leiden zu enden, geht er vorüber — und diesen Crösus, der ihm auf jedem Tritte auszuweichen getrachtet hat, sucht er auf." — Während dieses Selbstgespräches hörte er die Stimme seiner Frau, die nach Hilfe rief. Er stürzte die Treppe hinauf, und fand sie fast dem Tode nahe; der Verband, welchen der Wundarzt ihr den Tag zuvor aufgelegt hatte, war

gesprungen, und das Blut quoll in reichen Strömen zur Erde nieder.

Fazio legte, so gut er konnte, im Augenblicke selbst Hand an, und lief darauf in Eile fort, um den Wundarzt zu holen. Nach langem Pochen gelang es ihm, diesen aus dem Schlafe zu wecken, aber unwillig fuhr er zurück, als er den Goldschmied vor der Thüre stehen sah. „Was wollt Ihr hier, schrie er ihm entgegen, ist es nicht genug, daß ich meine Zeit für Euch am Tage verschwende, soll ich nicht einmal in der Nacht vor Euch Ruhe haben, und vollends bey diesem Unwetter? Sogleich entfernt Euch wenn Ihr nicht wollt, daß ich niemals wieder meinen Fuß über die Schwelle Eures Hauses setze;" — damit schlug er die Thüre zu und ließ den zitternden Goldschmied vor derselben stehen.

Was sollte er nun beginnen? jeden Augenblick drohte die unrettbarste Gefahr; er hatte keinen Heller Geld im Hause, und doch war dieß das einzige Mittel, den Wundarzt zur Hilfe zu bewegen. Da fiel ihm wie ein Blitz der alte Grimaldi ein; der, beschloß er schnell bey sich, soll dir aus-

helfen; er würde es wahrscheinlich auch gethan haben, wenn ihn der Tod nicht übereilt hätte; von ihm will ich einstweilen so viel Geld borgen, als ich brauche; denn wenn ichs an seine Erben wieder zurückstelle, ist's ja doch nicht mehr, als ein Borgen zu nennen. Der Himmel hat sichtlich den Unfall in meinem Hause geschehen lassen, damit mir in meiner äußersten Noth geholfen werde".

Fast außer Athem lief er nach seinem Hause zurück, öffnete den Laden, und machte sich mit hochklopfendem Herzen über die Leiche her, um von dem Gelde, was Grimaldi bei sich trug, so viel zu nehmen, als er eben brauchte, um den Wundarzt zu befriedigen. Aber fruchtlos durchsuchte er alle Taschen des Alten, er fand nichts darinn, als ein Stück altes Brod, einige Kupfermünze, und einen Bund Schlüssel. — So war denn auch seine letzte Hoffnung zertrümmert, und mit den Zügen der Verzweiflung schaute er nach der Leiche hin, deren Anblick für ihn, den nur das Gefühl seines Elends und des nahen Unterganges seines Weibes durchtobten, alles Schauerliche verloren hatte.

„Dir iſt nicht mehr zu helfen, Sohn des Unglücks — ſprach er mit dumpfer Stimme vor ſich hin. Warum Hilfe ſuchen deinem Weibe, für die der Tod eine Wohlthat iſt? Und wenn du wollteſt, könnteſt du denn Hilfe geben? könnteſt du? — Du könnteſt wohl — ſprach er nach einer kleinen Pauſe, indem er lüſtern nach dem Schlüſſelbunde ſchielte — dieſe Schlüſſel könnten dir und deinem armen Weibe das Glück des Lebens aufſchließen. Und warum willſt du nicht? — warum willſt du eigentlich nicht mehr? — denn iſt es nicht alles eins, ob ich das Geld aus der Rocktaſche des Todten, oder aus ſeinem Pulte nehme, wenn ich's nur wieder erſtatte, und das will ich. Fort, läppiſche Zaghaftigkeit! kommt! —

Damit ſtreckte er die Hand nach dem Schlüſſelbunde aus; es war ihm, als ob die Welt unter ſeinen Füßen zuſammenbräche; ſeine Knie zitterten; ein kalter Schweiß rieſelte über ſeine Stirne — Thu's nicht! lispelte eine Stimme, kaum hörbar, aber erſchütternd in ſeinem Innern — „thu's nicht! ein Schritt vom Rechte ab führt unvermeidlich zum Abgrunde." — „Muth!" rief, um ſich zu über-

täuben, ſein Mund mit wildem Lächeln, daß die Wände des Zimmers wiederhallten. Die Schlüſſel waren in ſeinen Händen, er ſteckte ſchnell ein Licht in ſeine Handlaterne, und in der nächſten Minute hatte er ſchon den Laden verlaſſen.

2.

Das Haus Grimaldi's war kaum hundert Schritte von dem des Goldschmied's entfernt. Es lag in einem kleinen Seitengäßchen, und bestand aus einem Erdgeschosse mit einem Vorsprung. Zwei Fenster davon gingen auf die Straße und Grimaldi pflegte, besonders wenn er mit Geld-Angelegenheiten sich beschäftigte, dieselben oft auch während des Tages mit Vorhängen von innen verschlossen zu halten. Da seine alte Haushälterin vor einigen Jahren gestorben war, und er theils aus Geiz, theils aus Mißtrauen keine andere an ihre Stelle gesetzt hatte, so war Niemand, überhaupt nichts Lebendes im Hause. Fazio hatte den Alten oft besucht, bald um Geld von ihm zu borgen, bald um ihm die Zinsen zu entrichten, oder ihm kleine Geschenke zu bringen, er wußte daher im Hause wohl Bescheid.

Nachdem er die Laterne mit der Blende verschlossen hatte, um nicht erkannt zu werden, öffnete er behutsam die Thüre des Hauses—Niemand war ihm auf der Straße begegnet. Er trat ein, und eilte schnell dem Schlafzimmer Grimaldi's zu, welches in einem Hintertheile des Hauses gelegen war, und dessen Fenster nach der Hausflur gingen. Dort war er sicher, nicht entdeckt zu werden. Er verschloß sorgfältig die Thüren hinter sich, und nahm das Licht aus der Laterne, um ans Werk zu gehen.

Das Bett, ein Tisch, zwei Stühle und zwei Kästen waren der ganze Hausrath des Alten. Er durchsuchte Alles und fand nichts. Schon wollte er wieder umkehren in der Ueberzeugung, daß Grimaldi sein Geld im Keller-Raum, unter der Erde oder irgend an einem Orte verborgen hätte, der schwer zu entdecken war, und er bei zu langem Verweilen vom Morgen überrascht und entdeckt werden könnte, als sein Blick auf eine Diele des Bodens fiel, welche auf eine auffallende Weise von den übrigen hervorragte. Er sprang darauf los, und bemerkt bald, daß sie sich öffnen lasse,

und daß der Alte beim Fortgehen wahrscheinlich vergessen habe, sie so fest niederzudrücken, daß sie den übrigen Theilen des Fußbodens gleich war. Unter ihr war ein Behältniß befindlich, mit einem Schlosse versehen; er versuchte alle Schlüssel, einer paßte. — Er öffnete, der Deckel sprang empor, und sein Blick fiel auf zwei kleine eiserne Kistchen, wovon das eine mit Edelsteinen und Schmucksachen aller Art, das andere bis zum Rande mit Goldstücken angefüllt war.

Einige Sekunden lang stand er mit funkelnden Augen, wie versteinert da, und weidete seinen wonnetrunkenen Blick an der vor ihm ausgebreiteten Herrlichkeit; endlich that er einen raschen Griff in die Kiste mit den Goldstücken, und dem Durstenden gleich, der der Quelle gegenüber nicht aufhören kann, die quäleyde Pein zu verbannen, wühlte seine Hand in unermüdeter Hast unter dem Gelde umher, sich die Taschen füllend, bis die Kiste fast ganz geleert war. Selbst von den Edelsteinen bemächtigte er sich der größten und schönsten. Seines Vorsatzes, blos der augenblicklichen Noth zu entfliehen, und das widerrechtlich an sich Ge-

brachte bey nächſter Gelegenheit wieder zu erſtatten, gedachte er nicht mehr; der Anblick des funkelnden Goldes und der Reiz der Gelegenheit hatten ſich zu gewaltſam ſeiner Sinne bemeiſtert, und das Lockende einer geſicherten und glücklichen Zukunft umſchwebte ihn in ſeliger Ahnung. Er verſchloß ſorgfältig die Kiſte, ſo wie er zuvor ſie gefunden hatte, fugte die darübergelegte Diele den übrigen Dielen ein, und eilte aus dem Hauſe. Nachdem er die Thüre desſelben verſperrt hatte, löſchte er das Licht in der Laterne aus, um nicht entdeckt zu werden, und ſchlug ſogleich den Weg zu dem Wundarzte ein.

Da er dieſen mit einem Dukaten zu beſänftigen im Stande war, und ſich auch der Regen mittlerweile gelegt hatte, ſo erfüllte der Wundarzt dießmal ſeine Bitte, und machte ſich auf den Weg.

Fazio ging ſchnell voraus, um dem Arzt die hintere Thüre ſeines Hauſes zu öffnen, und blieb darauf an der Schwelle deſſelben ſtehen, damit jener auf keine Weiſe in die Werkſtätte kommen konnte, wo Grimaldi lag. — Der Wundarzt

fand den Zuſtand des Weibes nicht ſo gefährlich, als Fazio es ihm vorgeſtellt hatte. Die Kranke war wohl durch den früheren Blutverluſt ſehr erſchöpft, aber ihren Mann hatte die Noth zum Meiſter gemacht; der Verband, welchen er ſeinem Weibe anlegte, war wenigſtens in ſo fern hilfreich, als er die weitere Blutausleerung verhinderte. Nachdem der Wundarzt einen neuen Verband aufgelegt, und der Kranken die nöthigen Vorſchriften in Rückſicht ihres Verhaltens ertheilt hatte, verſprach er, morgen wieder zu kommen, und entfernte ſich. Fazio empfing ihn unten an der Treppe, und gab ihm einige Häuſer weit das Geleit, darauf kehrte er nach ſeinem Hauſe zurück.

Zwiſchen dem erſten Eintreten Grimaldi's und der damaligen Zeit waren höchſtens zwei Stunden verfloſſen, und doch war eine Veränderung im Innern des Goldſchmieds vorgegangen, die ſonſt kaum Jahre in der Bruſt eines Menſchen herbeyzuführen vermögen. Von einem armen Manne mit einem ruhigen Gewiſſen war er ſchnell zu einem Reichthum gelangt, um deſſen Beſitz er den

bisher ungetrübten Frieden seiner Seele verlor. Wie ein verschlossenes Feuer tobte es in seinen Adern, und kaum konnten die Rücksichten auf die glänzende Lage, die sich seinem Blicke darbot, und mühsam hervorgesuchte Vernunftgründe dessen Ausbruch verhindern. Die Nothwendigkeit, in die er sich versetzt sah, die künftigen Schritte, wie schrecklich sie ihm auch erscheinen mochten, zu thun, erschien ihm erwünscht und beruhigend. Der erste Schritt war gethan, er konnte nicht mehr zurück.

„Was that ich denn auch Unrechtes?", rief er sich selber zu — „hätt' ich verhungern sollen, oder mein Weib sterben lassen? Ist Selbsterhaltung nicht die erste Pflicht? Hat dieser alte Geizhals Weib oder Kind, oder irgend einen Angehörigen, dem ich Etwas entziehe? Ist nicht unter dem Golde was ich ihm geraubt, sogar ein Theil desjenigen, um welches er mich betrog? — Niemand weiß um die That — frisch den Alten aufgepackt, und ihn im Keller vergraben. Niemand hat ihn zu mir hereingehen, Niemand mich in sein Haus schleichen sehen. Es ist unmöglich, daß ich je entdeckt werde. Schwerlich wird man ihn gleich ver-

miſſen, und geſchieht es, ſo wird ſich der, dem die Geſetze die Erbſchaft zuſprechen, wohl bei dem Beſitz der Juwelen, die ich zurückließ, über den Verluſt des alten Wucherers zu tröſten wiſſen." —

Mit dieſen Worten packte er Grimaldi's Leiche auf ſeine Schultern, und trug ſie in einen kleinen Keller, in dem er alte Geräthſchaften zu verwahren pflegte. Dort grub er ein tüchtiges Loch, und ſcharrte den Körper ſammt dem Schlüſſelbunde ein, deckte einige Reifen von Fäſſern und altes Eiſenzeug darüber, ſo daß wohl Niemand auf den Einfall gekommen ſeyn würde, hier die Grabſtätte eines der reichſten Männer in Piſa zu ſuchen.

Als er fertig war, begab er ſich zu ſeiner Frau, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Er fand ſie im tiefen Schlafe. Schnell ging er in ſeine Werkſtätte hinunter, überzählte das geraubte Geld, und nachdem er daſſelbe in einem geheimen Schrank wohl verſchloſſen hatte, legte er ſich zu Bette. Die Qualen des Tages und die heftige Ermüdung hatte ihn ſo erſchöpft, daß er bald einſchlief.

Es war ſchon faſt Mittag als er erwachte.

Sein erſter Gedanke war an ſein Geld gerichtet. Er warf ſich ſchnell in die Kleider, um ſich zu überzeugen, ob es ihm nicht etwa geraubt worden ſey. Es lag unberührt im Schranke. Er ging darauf an Grimaldi's Hauſe vorüber, und auf den Markt, um zu hören, ob man ihn vermiſſe. Allein, es verging beinahe eine Woche, ehe jemand an den alten Wucherer dachte, welcher ohnedieß bei Tage wenig geſehen wurde. Endlich fing es an, den Nachbarn aufzufallen, daß die ganze Zeit über Thüre und Fenſterläden nicht geöffnet wurden. Man fragte hin und wieder — Niemand wollte ihn geſehen haben. Die Meinung, daß er zu Hauſe eines plötzlichen Todes geſtorben ſey, ward allgemein, und man zeigte es dem Gerichte an. Dieß ließ die Thüren erbrechen, und bei einer genauen Durchſuchung fanden ſich auch die bewußten Kiſten. Obſchon man ſich wunderte, daß wenig baares Geld vorhanden war, begnügte man ſich an dem Nachlaſſe an Juwelen und Goldgeſchmeide, deſſen Werth den von dreißigtauſend Dukaten überſtieg. Das Vorgefundene wurde einſtweilen zu Gericht gebracht, und da nach der geſetzlichen

Friſt eines Jahres von Grimaldi nichts gehört wurde, folglich bei ſeinem Alter ſein Tod anzunehmen war, einer entfernten Verwandten, Lucie Monroſe zuerkannt. An Fazio ward begreiflicher Weiſe bei dem ganzen Handel nicht gedacht.

3.

Mit dem Goldschmiede war seit einiger Zeit ein Ereigniß vorgefallen, welches sein Gemüth mit seltsamen Empfindungen durchtobte. Als er nämlich zwei Tage nach Grimaldi's Tode von seinen Spähungen nach Hause kehrte, übergab ihm sein Weib einen Brief, der in seiner Abwesenheit an ihn gekommen war, und ihn in die Kenntniß setzte, daß ihm nach dem Tode eines entfernten Verwandten eine Erbschaft von dreitausend Thalern zugefallen war. Zentnerschwer fiel es ihm aufs Herz, daß er freventlich im Augenblicke der Noth an Hilfe verzweifelt habe. Die Bedürfnisse weniger Tage hätte er leicht durch ein kleines Anlehen bei einem seiner Freunde befriedigen können, und nun sah er sich in den Stand gesetzt, sein Gewerbe freudig betreiben, und durch die Thätigkeit seiner

Hand mit einem reinen Gewiſſen ſich und ſeinem Weibe ein ſorgenfreies Alter bereiten zu können.

Lange kämpfte er mit ſich, ob er nicht das geraubte Geld zurückbringen, und damit ſeiner Seele den Frieden wieder verſchaffen ſollte; aber indem er einige Tage zwiſchen Gewiſſenspein und Luſt zum Beſitze ſchwankte, war bereits Grimaldi's Abweſenheit bemerkt, und vom Gerichte die Unterſuchung ſeines Hauſes vorgenommen worden, ſo daß ihm nunmehr jeder Rückweg unmöglich war. — Sein ganzes Beſtreben ging nun nur dahin, nicht etwa durch Unvorſichtigkeit das zu verlieren, was er ſo theuer erkauft hatte. Er war demnach ſorglich bemüht, ſich weder durch ein verändertes Benehmen, noch durch ein verdächtiges Wort oder ſelbſt eine Miene zu verrathen; ſondern lebte ſtill und ruhig mit ſeiner Frau, die im Verlaufe von einigen Wochen vollkommen geneſen war. Auch vor dieſer hielt er den ganzen Hergang genau verſchwiegen.

Da endlich alle Nachforſchungen vergeblich waren, Grimaldi's Körper aufzufinden, fing die Sache an, nach und nach einzuſchlafen, und Nie-

mand dachte weiter daran. Nunmehr hielt es Fazio für nothwendig, die Stadt allmählig mit seinen verbesserten Glücksumständen vertraut zu machen. Er arbeitete noch fleißiger als zuvor, der erste Morgenstrahl traf ihn in voller Beschäftigung in der Werkstätte, und noch in später Mitternachtsstunde verkündete das dort flackernde Arbeitslämpchen den heimkehrenden Bewohnern der Nachbarschaft die unermüdete Thätigkeit des Goldschmied's. Er setzte sogleich die Gerichte in Kenntniß von der ihm zugefallenen Erbschaft, die er bey seinen Freunden für bedeutender ausgab, als sie war, sprach von der Vergrößerung seiner Gewerbsthätigkeit und ließ zuletzt ein Wort davon fallen, daß es ihm nach zahllosen Forschungen und Versuchen gelungen sey, ein Mittel zur Veredlung der Metalle zu finden; unter dem Siegel der Verschwiegenheit zeigte er zuweilen einige Zinnstangen vor, die er in Kurzem in Silber zu verwandeln gedenke.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich diese Nachricht durch die Stadt. Einige glaubten, Manche zweifelten, die meisten lachten darüber und bedauerten Fazios Frau, die durch die Thorheiten ihres

Mannes an den Bettelſtab gebracht werden könnte. Fazio rückte nun immer mehr mit der Sprache heraus, und erklärte ſeinen Freunden, daß er bereits im Beſitze einer beträchtlichen Menge fertigen Silbers und nun nach Frankreich zu gehen geſonnen ſey, um dasſelbe zu verkaufen. Fruchtlos gaben ſich ſeine Freunde alle Mühe, ihm ſeinen Vorſatz auszureden, fruchtlos beſtürmten ſie ſeine Frau, ſich den Thorheiten ihres Mannes zu widerſetzen. Er gab ihren Vorſtellungen kein Gehör, blieb unerſchüttert bei ſeinem Entſchluſſe und miethete einen Platz auf einem nach Marſeille gehenden Schiffe, welches nur guten Wind erwartete, um die Anker zu lichten.

Den Tag vor ſeiner Abreiſe trat ſein Weib zu ihm in die Werkſtätte; bleich, mit rothgeweinten Augen fiel ſie ihm um den Hals, und vermochte vor Schluchzen nicht ein Wort an ihn zu richten. Dem Fazio, der Brunhilden herzlich liebte, wurde es weich ums Herz, er verſuchte mit aller Kraft der Tröſtung ihren Schmerz zu ſtillen, und verſprach ihr bald, und unter den glücklichſten Verhältniſſen wieder zu kehren. Brunhilde ſchien ſei-

ner Worte wenig zu achten, und fiel zuletzt zu den Füßen ihres Mannes nieder. Seine Knie umklammernd, ſprach ſie unter Thränen:

„Verlaß mich nicht, wen dir mein Leben lieb iſt. Du weißt es, wie ich dich liebe, und daß ich eher mit dir ſterben, als ferne von dir leben kann. Ich kann kein Geheimniß vor dir haben. Wiſſe denn deine Freunde Leſſo und Amalfi haben mir geſagt, daß du durch deine unglücklichen Beſtrebungen, Zinn in Silber zu verwandeln, wahrſcheinlich einen großen Theil deiner Erbſchaft verloren haſt, und nun nach Frankreich gehen willſt, um hier dem Gelächter zu entfliehen; daß du ſchwerlich jemals wieder kommen, und mich hier dem Mangel und der Verzweiflung überlaſſen willſt. Ich glaube ihnen nicht, denn ich kenne dich; aber ſoviel iſt gewiß, daß ich den Kummer, von dir getrennt zu ſeyn, nicht überleben werde. Bleib deßhalb entweder hier zurück, oder nimm mich mit dir, denn dieß ſchwöre ich dir, der Augenblick, in dem du ohne mich dieſes Land verläßt, ſoll meinem verhaßten Leben in Ende machen.

Fazio hob ſie empor, drückte ſie an ſeine

Bruſt und unter feurigen Küſſen ſchwur er ihr, daß ſie nicht das Mindeſte zu beſorgen hätte. Sie möchte den albernen Worten ſeiner ſogenannten Freunde kein Gehör geben, das Silber liege bereit in den Kiſten, und ſchnell wie er es zu Gelde gemacht habe, wolle er wieder zurückkehren.

Brunhilde drang in ihm, ihr das Silber zu zeigen, und als Fazio darüber unruhig wurde, die Farbe wechſelte, und in ſichtlicher Verlegenheit eine leere Ausrede ſtammelte, ſtürzte ein neuer Thränenſtrom aus des Weibes ſchmachtendem Auge, und mit den Worten: „Ich weiß genug; jetzt iſt mir Alles klar: mich ſiehſt du niemals wieder. Gott möge dir vergeben, was du an mir gethan haſt" — lief ſie der Thüre zu.

Fazio eilte ihr nach, hält ſie zurück, und von dem Zuſtande des ſchönen Weibes, welcher die Perlen auf den lieblichen Wangen wie der Thau auf weißen Roſen zitterten, durchdrungen, vermochte er nicht länger an ſich zu halten, und erzählte ihr den ganzen Hergang mit Grimaldi, von dem Augenblicke an, wie jener in ſein Haus

gekommen war, bis zu seinem Tod; wie er gleichsam wider Willen dazu gekommen sey, sich in den Besitz des Geldes zu setzen; wie er der Gelegenheit nicht habe widerstehen können — den Ort, wo er Grimaldi begraben habe, kurz, Alles was sich ereignete, und schloß damit, daß er Brunhilden einige, mit Goldstücken angefüllte Säcke zeigte, die er auf dem Boden der, mit Zinnstangen beladenen Kisten, die er nach Marseille führen wollte, gelegt hatte.

Brunhilde schauderte wohl Anfangs bei der Erzählung ihres Mannes zusammen, aber nach und nach gab sie seinen beruhigenden Tröstungen Gehör, und als er ihr endlich auseinander setzte, daß jeder Zweifel und jede Bedenklichkeit jetzt doch nur fruchtlos, und das, was bereits geschehen war, nicht wieder ungeschehen zu machen sey, fügte sie sich nicht ohne einiger Lust dem Stand der Dinge. Die meiste Beruhigung gab ihr der Umstand, daß, wie sie die Sache auch betrachten und überlegen mochte, jede Entdeckung der That unmöglich schien. Der Anblick der funkelnden Goldstücke und das Vorgefühl der Herrlichkeit ihres

künftigen Lebens, welche ihren Blicken ſich auf-ſchloß, verbannten die letzte Bedenklichkeit in der Seele des Weibes, mit Entzücken ſank ſie an Fazio's Bruſt, ihn mit Küſſen faſt erſtickend, gleichſam als wollte ſie eine gute Handlung damit belohnen.

Den Reſt des Tages brachten die Gatten mit Plänen für die Zukunft zu. Fazio wollte vorgeben, daß er in Frankreich gute Geſchäfte gemacht habe, und ſein Weib davon in Kenntniß ſetzen, die dieß dann wieder gehörig unter die Leute bringen ſollte. Zur Beglaubigung ſeiner Angabe wollte er ihr gleich mit dem erſten Brief eine namhafte Summe Geldes ſchicken, mit welcher ſie ihren Hausſtand zur Stelle auf eine auffallende Weiſe zu verbeſſern im Stande wäre. Nur mit dem kleinen Hauſe, welches ſie jetzt bewohnte, ſollte keine Aenderung vorgenommen werden, damit man nicht auf Grimaldi's Körper ſtoſſen, und Verdacht nehmen könnte. In Kurzem wollte der Goldſchmied wieder zurückkehren, um mit Brunhilden ungeſtört ſein Glück zu genießen.

Am andern Tage reiſte Fazio, ohne ſich durch

die Ermahnungen ſeiner Freunde, noch durch das verſtellte Bitten und Wehklagen ſeines Weibes zurückhalten zu laſſen, nach Marſeille ab.

4.

Nach einigen Tagen ſeines Aufenthaltes in Marſeille, warf Fazio ſeine Zinnſtangen, welche den obern Theil der Kiſten anfüllten, und von denen er vorgegeben hatte, daß ſie Silber enthielten, in die See, nahm die Poſt, und kam in wenig Tagen nach Lion; hier ſetzte er ohne Mühe ſein Gold gegen Wechſel auf zwei der angeſehenſten Handelshäuſer in Piſa um, und ſchrieb ſodann ſeiner Frau, daß ſeine Geſchäfte in Kurzem glücklich beendet ſeyn würden. Dem Briefe lag eine Anweiſung auf zweitauſend Dukaten bey.

Sobald Brunhilde den Brief erhielt, zeigte ſie ihn ſo ſchnell als möglich allen Verwandten und Freunden des Fazio, die vor Erſtaunen und Verwunderung nicht wußten, was ſie denken ſollten. Da ſie der Anblick des überſchickten Gel-

des jeden Zweifels überhob, ſo begnügte ſie ſich damit, Fazio und ſein Weib nach Herzensluſt zu beneiden, und dachten nur daran, wie ſie von dem Reichthume des Goldſchmieds jeder nach ſeiner Weiſe Nutzen ziehen könnten.

Der Beſitz des vielen Geldes, in welchen Brunhildis ſich nun geſetzt ſah, brachte in ihrem ganzen Weſen eine deſto größere Veränderung hervor, da ſie früher nicht nur allein ſpärlich, und von dem eigentlichen Vergnügen des Lebens zurückgezogen, ſondern ſogar mit Mangel und Kummer kämpfend, und an Entbehrungen aller Art faſt gewohnt, gelebt hatte. Nur durch eine wirklich ſeltene Sparſamkeit war es ihr möglich geworden, ſich und ihren Mann ſo durchzubringen, daß ſie außer Grimaldi keinen Gläubiger hatten, und mit der Erbſchaft, welche ihnen zufiel, faſt einen Wohlſtand gegründet ſehen durften. Eine beiſpielloſe Liebe zu ihrem Manne und eine durch nichts zu erſchütternde Heiterkeit des Geiſtes machten ihr die Erfüllung ihrer wirklich ſchweren Pflichten gleichſam zum leichten und vergnüglichen Geſchäfte. Sie ſang angenehm zur Laute, und wenn, nach getrage-

ner Tageslaſt Fazio an ihre Schulter gelehnt, ihrem Liede horchte, ſo fühlte ſich das junge lebensfriſche Paar von einer Luſt und von einer Seligkeit durchdrungen, gegen welche ihnen der Reichthum und der Glanz eines Schachs von Perſien klein und armſelig dünkte. Heiterkeit, Arbeitsluſt und ein gutes Gewiſſen waren die ſchützenden Engel ihres Lebens, und die Krankheit Brunhildens erſchien als der erſte Mißton im reinen Accorde ihres ehelichen Glücks. Frohſinn und Liebe würzten ihr einfaches kärgliches Mahl, und die Kartenhäuſer einer beſſeren Zukunft, die ſie in guten Stunden gemeinſchaftlich mit einander bauten, hielten ſie reichlich für jede Entbehrung der Gegenwart ſchadlos.

Das war nun mit einem Mal alles umgeſtaltet, ſeit Brunhilde reich geworden war. Sie ſann nunmehr auf nichts anderes, als darauf, ſo ſchnell wie möglich ſich für alle früheren Leiden, deren Pein ihr nun erſt recht ſichtlich wurde, ſchadlos zu halten, und die Rückkehr ihres Gatten durch Zierde und Bequemlichkeit ihres Hauſes zu verſchönern. Zu dieſem Ende ließ ſie Alles ſo glän-

zend herſtellen, daß bald Niemand mehr die dürftige Hütte des Goldſchmieds erkennen konnte. Ihre Garderobe wetteiferte mit der, jeder Dame vom erſten Range, und ſo war das Geld, welches Fazio ihr überſchickt hatte, rein ausgegeben, als er zurückkam.

Gleich beim erſten Anblick der Veränderungen, welche in ſeiner Abweſenheit mit dem Hauſe vorgenommen wurden, ſtieg eine böſe Ahnung in ihm auf: ob nicht durch die dabey nöthig gewordenen Räumereyen und Umſtaltungen im Innern desſelben Jemand auch in den bewußten Seitenkeller gekommen, und dabei Grimaldi's Körper entdeckt worden war. Er äußerte demnach, ganz gegen Brunhildens Erwartung nicht das mindeſte Vergnügen über die blendenden Verſchönerungen, die ſeinem Auge ſich darbothen, ſondern war in Gegenwart der Freunde, die ſich auf Brunhildens Einladung am Tage ſeiner Ankunft verſammelt hatten, in ſich gekehrt, einſylbig und wortkarg. In den Mienen eines Jeden glaubte er die Entdeckung ſeines Verbrechens zu leſen.

Als nach Mitternacht die Geſellſchaft ihn ver-

laſſen hatte, und nun endlich der ſehnlich von ihm erwartete Augenblick, in dem er mit ſeinem Weibe ſich allein befand, erſchienen war, ſtellte er ſie gleich über ihre Unvorſichtigkeit zu Rede. Zu ſeinem großen Vergnügen erfuhr er, daß er ſich getäuſcht hatte. Brunhilde nicht minder ſchlau und vorſichtig als er, hatte bei allen Veränderungen, welche vorgenommen wurden, es zu vermeiden gewußt, daß Jemand den Keller betrat, in dem Grimaldi begraben lag. Sie unterließ ſogar unter irgend einem Vorwande, den Bau eines Flügels, der ihr ſehr viel Vergnügen gemacht hätte, weil zu beſorgen ſtand, daß dabei jener gefährliche Ort betreten worden wäre, und wohl gar Nachgrabungen hätten vorgenommen werden müſſen. Mehr beruhigt als zufrieden, ſchloß Fazio ſein Weib in die Arme, aber es war keine Umarmung von ehedem, wenn Fazio von einer kleinen Reiſe heimkehrte, keine Umarmung, wo die Welt vor den ſeligen Entzückungen zweier durch und durch glücklicher Menſchen verging. Sie wußten ſich nicht den Grund davon anzugeben, ja ſie wagten es nicht einmal, ſich's ſelber zu geſtehen, aber ſie fühlten

es wohl, daß etwas Störendes zwiſchen ſie getreten war. Sie waren einander gleichſam fremd geworden. Der Glanz und die Herrlichkeit, in welcher ſie ſich gegenſeitig erblickten, und die ſie rings umgab, war ihnen neu und ungewohnt, ſie wußten ſich nicht darein zu finden, und eine gewiſſe Förmlichkeit trat an die Stelle eines herzlichen und aufrichtigen Entgegenkommens. Selbſt wenn ihre Blicke ſich begegneten, ſanken ſie ſchnell, gleichſam verlegen zur Erde. Fazio ſchämte ſich vor Brunhilden ſeiner That, Brunhilde begriff ſein Erröthen, und wenn in jenem der Gedanke aufſtieg, daß er im Andern den Mitwiſſer eines lebensgefährlichen Geheimniſſes habe, ſo flog ihm ein kalter Schauder durch die Bruſt. — Bald nachdem Fazio durch das Geſtändniß ſeines Weibes beruhigt worden war, nahm er von ihr Abſchied für dieſe Nacht, und bat ſie, ihm ein Zimmer aufſchließen zu laſſen, wo er allein und ungeſtört der Ruhe pflegen könne, da er ſehr von der Reiſe ermüdet ſey. — Es geſchah. — Brunhilde ging mit einer Thräne im Auge ihrem Schlafzimmer zu.

5.

Mit der Vermehrung des äußeren Glanzes und jeder Gattung von Bequemlichkeit in Fazio's Hauſe hatte ſich begreiflicher Weiſe auch die Dienerſchaft des Goldſchmieds vermehrt. Früher beſtand ſie blos aus einer Magd, welche während des Tages gemeinſchaftlich mit Brunhilden die Geſchäfte des Hausweſens beſorgte, aber nicht im Hauſe ſchlief. Dieſe ward nun als alt und unbrauchbar verabſchiedet, und an ihre Stelle ein Diener, einige Mägde und ein junges Mädchen ins Haus genommen, welches unter dem Namen einer Geſellſchafterin Brunhildens ſie jeder Sorge für die Geſchäfte des Hauſes überhob. — Dieſes Mädchen hieß Porzia Guerri, und war die hinterlaſſene Waiſe eines verarmten venezianiſchen Edelmannes.

Nie war vielleicht in Piſa ein reizenderes Geſchöpf geſehen worden, als dieſe Porzia. Sie trat eben in ihr ſiebenzehntes Jahr, als ſie in Fazio's Haus kam. Schlank wie eine Hebe, und dabei in einer faſt verſchwenderiſchen Üppigkeit lieblich prangend, von dichtem bis über die Schultern wallendem ſchwarzen Haar überſchattet, war ſie der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, und Jeder, den ihr, in einem, von Sehnſucht angeſchürtem Feuer flammender Blick traf, fühlte ſein Inneres ergriffen und verzehrt.

Unter die Zahl dieſer Anbeter gehörte auch Fazio. Noch nie hatte ein weibliches Geſchöpf ſo viele Macht und einen ſo eigenen Zauber über ihn ausgeübt, als Porzia. Ein guter Engel, glaubte er, habe ſie in ſein Haus gebracht; ihr gegenüber vergaß er auf ſeine That, die ihn unabläßig mit geheimen Schreckniſſen erfüllte, und ihm jeden Augenblick des Genuſſes verbitterte. Seit Porzia in ſeinem Hauſe war, dachte er an nichts, als an ſie, an die Mittel, ihr gefällig zu ſeyn, und an die Art, ihre Gunſt erhalten zu können. Sein Weib erſchien ihm jetzt nicht

halb ſo liebenswürdig als zuvor, und das herriſche ſtolze Weſen, welches ſie Porzien gegenüber annahm, um ihr den Abſtand von ihr fühlbar zu machen, erfüllte ihn heimlich mit einem entſchiedenen Widerwillen.

Wie fein und vorſichtig auch Fazio ſeine Bewerbungen um Porzia anſtellte, wie ſorgfältig er ſie auch vor Brunhilden zu verbergen ſuchte, ſo entgingen ſie doch dem ſcharfen Auge der Eiferſucht nicht. Sie ſtellte ſich an, als ob ſie nicht das Mindeſte von dem, was zwiſchen den Liebenden vorging, gewahre, und wenn bei Tiſche ihre Blicke einander gegenſeitig faſt verſchlangen, ſo beobachtete ſie dabey eine Unbefangenheit, die von einer nicht geringen Verſtellungskunſt zeugte, und gut dazu geeignet war, Fazio und Porzien immer ſicherer zu machen. Um deſto heftiger aber tobte das Feuer in ihrem Innern, und wenn ſie allein auf ihrem Zimmer war, ſuchte der gewaltige Schmerz ihrer Seele ſich in heftigen Thränenſtrömen zu entladen. Der ihr nun drohende Verluſt der Liebe ihres Gatten befeuerte die früher etwas kälter gewordene Theilnahme an ihm aufs Neue,

und die Glut der erſten Leidenſchaft mit allen Träumen vergangenen Glückes und genoſſener Seligkeit fing wieder an, in ihrer Bruſt zu erwachen. Sie beſchloß ſich ganz von der Untrüglichkeit ihrer Beobachtungen zu überzeugen, und wenn ſie recht geſehen hätte, das Mädchen auf der Stelle zu entfernen.

Was Porzien betraf, ſo war dieſe keineswegs für Fazio's Bewerbungen gleichgültig geblieben. Da ſie weder von Eitelkeit noch von Eigennutz freigeſprochen werden konnte, und auch ihre Grundſätze nicht eben unerſchütterlich zu nennen waren, ſo fand der kräftige ſchöne Mann um ſo mehr bei ihr Gehör, als er ſeine Bitten durch die glänzendſten Geſchenke zu unterſtützen im Stande war. Dazu kam noch, daß die drückende Behandlung, welche ſie durch Brunhilden erfahren mußte, ſie mit Bitterkeit gegen ihre Gebietherin erfüllte, und ſie lange auf eine Gelegenheit ſinnen ließ, ſich empfindlich an ihr rächen zu können.

Dazu konnte es nun freilich keine beſſere geben, als die, welche ſich ihr mit dem Liebesantrage Fazio's darbot. Nur ermahnte ſie ihn, dabei ſorg-

lich auf ſeiner Huth zu ſeyn, um ihr gegenſeitiges Glück eben ſo ungeſtört als lang genießen zu können.

So ſaßen ſie eines Abends in einer Laube des Gartens beiſammen. Brunhilde hatte unter dem Vorgeben, daß ſie eine Freundinn auf ihrem Landgute beſuchen wolle, das Haus verlaſſen. Da ſich die Liebenden unbewacht glaubten, ſo überließen ſie ſich ohne Zwang und Zurückhaltung der Verſicherung ihrer Zärtlichkeit und den Ausbrüchen ihrer Liebesglut. Fazio war eben, vom Gefühle überwältigt, zu Porzias Füßen niedergeſunken, und dieſe hatte ſich zärtlich zu ihm niedergebeugt, als Brunhilde, welche bald nach ihrer Entfernung heimlich zurückgekehrt war, vor dem zärtlichen, im Genuße ſeines Glückes berauſchten Paare ungeſehen hinter der Laube erſchien, und indem ſie leiſe die verſchränkten Zweige auseinander bog, ſich nur zu klar von der Richtigkeit ihrer früheren Wahrnehmungen überzeugte. Eben hatte Porzia den liebeglühenden Fazio empor gehoben, und ihm mit ſüſſer Stimme die Zweifel, welche er an der Echtheit ihrer Liebe geäußert hatte, ver-

wiesen, da trat Brunhilde wuthentbrannt hervor. Pfeilschnell eilte sie auf die zitternde Porzia zu, als Fazio um sie zu retten, sich des fast sinnlos gewordenen Weibes bemächtigte, und dadurch seiner Geliebten Zeit zum Entfliehen verschaffte. Bald darauf sank Brunhilde von den Qualen der in ihr tobenden Leidenschaft und dem Ringen mit Fazio erschöpft und kraftlos auf die Rasenbank hin. Eine Ohnmacht hatte ihr die Besinnung geraubt.

Als sie wieder zu sich gekommen war, hatte Porzia sich entfernt, und ihr Gatte stand vor ihr. „Fazio!" rief sie mit bebender Stimme, nachdem sie eine Weile ihr Auge wehmüthig auf ihm hatte ausruhen lassen — „Fazio! ist dieß der Lohn meiner heißen, namenlosen Liebe zu dir? Ist dieß der Lohn für alles das, was ich mit dir und nur nm deinetwillen erduldet habe. Du opferst mich einer elenden Dirne, einer Buhlerinn auf! Du kennst meine Liebe, aber dieß schwöre ich dir, so wahr Gott über mir ist, daß, wenn ich von nun an nur das mindeste Verhältniß zwischen Euch bemerke, du und jenes verächtliche Geschöpf vor meiner Rache zittern sollt!" — „Laß uns, „erwiederte

Fazio, „mit Ruhe und ohne Zorn das bedenken, was wir künftig zu thun haben, und das vergessen, was vorüber und nicht mehr zu ändern ist. So viel kann ich dir betheuern, daß außer den gewöhnlichen Versicherungen einer allgemeinen Zuneigung, außer dem Verhältnisse einer Liebeley zwischen mir und Porzien nichts vorgefallen ist, was deine Ruhe im mindesten gefährden oder kränken könnte. Es war nichts weiter als eine Thorheit, die ich nun lebhaft genug erkenne und bereue. Daß übrigens Porzia unter den Verhältnissen, welche dir bekannt geworden sind, nicht mehr in unserm Hause bleiben kann, versteht sich von selbst. Ich gehe sogleich, sie aufzusuchen, und ihr den Abschied zu ertheilen. Ich begehre von dir nichts weiter, als daß du zu keiner Zeit, und mit keinem Worte mir gegenüber des Vorgefallenen gedenkst." —

Brunhilde reichte dem Gatten gleichsam zur Versicherung, daß sie seinen Worten traue, und zur Versöhnung die Hand hin. Schweigend gingen sie nebeneinander ihrer Wohnung zu. In einer Stunde darauf hatte Porzia das Haus verlassen, niemand wußte, wo sie hin gekommen sey.

Ein Jahr war ſeitdem vergangen, in welchem Brunhilde ihrem Gatten einen Sohn gebar. Das Gefühl, Vater zu ſeyn, brachte Fazio ſeinem Weibe wieder näher, als er zu ihr ſeit jenem Auftritte im Garten geſtanden war. Er machte ſich die bitterſten Vorwürfe über ſein früheres Benehmen, und da auch in Brunhildens Bruſt die alte Herzlichkeit und Theilnahme aufs Neue erwacht war, ſo feyerten ſie bald das Wiederaufleben ſtillen häuslichen Friedens. Der ſehnlichſte Wunſch Fazio's, einen Sahn zu haben, war erreicht, und nun ſchien ihm nichts mehr zu ſeinem Glücke zu fehlen.

Aber bey allem dem konnte er einem lebhaften Hang zu Zerſtreuungen, und dem Drange nach einer lärmenden vielbewegten Umgebung nicht widerſtehen. Nur im Getümmel war ihm wohl und leicht. Wenn er ſich allein befand, ſo überfiel ihn eine ſo quälende Unruhe und Bangigkeit, daß er, um ſie zu verſcheuchen, mit wilder Haſt ins Freye und unter Menſchen lief. Manchmal ſchon hatte er Brunhilden eingeſtanden, daß ihn das Andenken an den alten Grimaldi unabläſſig verfolge, und er in quälenden Träumen ſeinen Schatten zu

ſehen glaube, der ihn anflehe, den im Keller verſcharrten Gebeinen einen Ruheplatz in geweihter Erde zu verſchaffen. Oft hatte er ſeinem Weibe den Wunſch geäußert, das Haus, in deſſen Tiefen Grimaldi begraben lag, zu verlaſſen, aber ſie kamen jedesmal darin überein, daß dieß nicht zu wagen ſey, da der Körper leicht aufgefunden werden könnte; wenn ſie aber ein anderes Haus bewohnen, und jenes ohne es zu veräußern leer ſtehen ließen, es zu Vermuthungen Gelegenheit geben, und auf eine böſe Spur führen dürfte. Der Dienerſchaft durfte auch jenes Haus nicht ausſchließend überlaſſen werden, da leicht Jemand in den Keller kommen konnte, den ſelbſt weder Fazio noch ſein Weib zu betreten wagten.

Mitunter ſtahl ſich manchmal wohl auch eine Sehnſucht nach Porzien in Fazios Bruſt, und er verſuchte es heimlich Nachforſchungen anzuſtellen, um ihren Aufenthalt zu erfahren. Aber Alles war vergebens. Sie hatte gleich nach der Entdeckung des Verhältniſſes mit ihm Piſa verlaſſen, und wahrſcheinlich aus Furcht vor Brunhilden, von

von der Heftigkeit ihres Charakters überzeugt, ſich in einer undurchdringlichen Verborgenheit gehalten.

Jene Sehnſucht nach dem blühenden Mädchen breitete ſich in Fazio um ſo ſtärker und um ſo ungeſtümer aus, als Brunhilde, welche durch die Folgen der Entbindung viel von ihrer körperlichen Schönheit verloren hatte, ſehr in Schatten geſtellt wurde, wenn er ſie im Geiſte mit Porzia verglich. Von einer mürriſchen Laune, welche ſeit längerer Zeit ſich Brunhildens unwillkührlich bemächtigte, und die ſie mit aller Kraft des Willens nicht immer zu verbannen im Stande war, konnte ſie ſelbſt von ihren wärmſten Freunden nicht losgeſprochen werden. In den Augen ihres Gatten erſchien jene Laune beiſpiellos und unerträglich.

6.

Fazio hatte seit seiner Rückkehr nach Pisa das Geschäft, welches er früher betrieb, aufgegeben, und lebte nun blos von dem Ertrag seiner Einkünfte. Da er außer dem Gewerbe eines Goldschmiedes, welches er früher mit Geschicklichkeit und mit Eifer gehandhabt, nichts gelernt, und selbst nicht jene, aus einem überfeinerten Zustande hervorgehende Cultur erlangt hatte, die unabhängig von der Lust des Hervorbringens sich aufs bloße Genießen versteht, so wurde er häufig von der quälendsten Langeweile heimgesucht, welcher er dießmal in einer kleinen Reise auf eines seiner entfernteren Landgüter zu entrinnen hoffte. Da er in kurzer Zeit wiederkehren wollte, so blieb Brunhilde mit dem Kinde zurück.

Sein Weg führte ihn bey dem kleinen Städt-

chen S*** vorbey. Er beſchloß, hier etwas zu verweilen, um ein Frühſtück einzunehmen, und den Wagen, der durch einen Stoß beſchädigt worden war, ausbeſſern zu laſſen.

Als er ſo ziemlich trübſinnig und träumeriſch im Gaſthauſe ſaß, fühlte er ſich am Arme gefaßt. Erſchreckt blickte er empor und ſah einen Knaben von ungefähr zehn Jahren vor ſich ſtehen, der ihm leiſe ſagte, daß ihn Jemand zu ſprechen wünſche. Fazio, der ſich nicht erinnerte, im Städtchen einen Bekannten zu haben, forſchte mit Sorgſamkeit wer den Knaben geſendet. Dieſer wußte nichts Näheres anzugeben, als daß ein Frauenzimmer, welche dem Gaſthauſe gegenüber wohne, und den Herrn hier habe hinein gehen ſehen, ihm ein Stück Geld geſchenkt, und den Auftrag gegeben habe, ihn zu ihr zu bringen. Der Beſchreibung nach, welche Fazio dem Knaben abnöthigte, war jenes Frauenzimmer Porzia. Er ſchickte ſich demnach auf der Stelle an, ſeinem Führer zu folgen, der ihn in das zweite Stockwerk des genannten Hauſes geleitete.

Fazio hatte sich nicht getäuscht. Es war Porzia, die hier gleichsam in Verborgenheit lebte, und sich ihrem Vorgeben nach von Handarbeit ernährte. Mit heissem Entzücken flog sie an die Brust des überseligen Mannes, der sie, kaum seiner mächtig, in den bebenden Armen hielt. Als sie vom ersten Rausche des Entzückens zu sich gekommen waren, erzählte das Mädchen dem, in ihrem Anschauen verlornen Geliebten, wie sie seit dem Augenblicke ihrer Trennung nur an ihn gedacht habe, wie sie jede Kränkung und Entbehrung die sie nun erdulden müsse, um seinetwillen gern ertrage, wie nur die Hoffnung, sie mit ihm vereint zu sehen, ihr Leben zu erhalten im Stande gewesen sey, und wie sie nun sich am Ziele alles irdischen Glückes und aller Seligkeit befinde, aber auch fest entschlossen sey, ihn, was auch die Folgen davon seyn möchten, nie wieder zu verlassen.

Hatte Fazio Porzien früher schön und anmuthig gefunden, so fand er sie nun gleichsam zum Engel verklärt. Der Reiz der Entfernung und der des Verlustes malten die Gestalt des Mädchens

mit zauberischen Farben aus. Sie war auch in der That noch schöner und blühender geworden, als zuvor. Die Knospe ihrer Lieblichkeit strahlte voll und duftig vor Fazios wonnezitternden Augen. Der Umstand, dem er Glauben schenkte, daß das Mädchen bisher um seinetwillen kummervoll und von der Welt zurückgezogen gelebt, und so sich gleichsam ihm ganz und gar aufgeopfert habe, entschied, und er beschloß, nie mehr von ihr zu lassen, sondern sie heimlich nach Pisa zurück zu führen, sie dort verborgen zu halten, und in ihren Armen die lästigen Mahnungen seines Gewissens, und das drückende Verhältniß einer nicht glücklichen Ehe zu vergessen. Porzia war vollkommen damit einverstanden. Damit Niemand auf die Vermuthung ihres Aufenthaltes in Pisa kommen könne, wollte sie unter fremden Namen und in Männerkleidern sich hinbegeben, ein Haus in einem wenig besuchten Theile der Stadt miethen, und außer Fazio Niemanden den Zutritt gestatten.

Fazio blieb noch einige Tage in S***, und schickte darauf das Mädchen nach Pisa, wo sie in der gedachten Verkleidung unter dem Namen eines

Marcheſe Rialffi ankam. Er ſelbſt begab ſich, um nicht den mindeſten Verdacht zu erregen, auf ſein Landgut, und kehrte von dort zu ſeinem Weibe heim.

Er ſuchte nun unter der Maske der treueſten Anhänglichkeit und des liebevollſten Zuvorkommens ſein Verhältniß mit Porzia Brunhildens Augen zu verbergen, und dieſe ſegnete im Stillen die letzte Reiſe ihres Mannes welcher ſie die günſtige Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, obgleich ſie ſich den Grund nicht zu erklären wußte, zuſchrieb. Nach einigen Tagen ſeiner Anweſenheit, in welcher er nur wenig von Brunhildens Seite kam, erzählte er ihr, daß er auf einem Spaziergange die Bekanntſchaft des Ritters Rialffi gemacht habe, an dem er ein beſonderes Gefallen finde, und den er auch noch dieſen Abend zu beſuchen gedenke.

Dieſe Beſuche wurden nun immer häufiger, und entfernten Fazio den größten Theil des Tages von ſeinem Weibe. Da er nach und nach auch die Maske der Liebe, welche ihm bereits drückend zu werden anfing, abwarf, und an ihre Stelle

Kälte und ein mürriſches Betragen ſetzte, ſo ſtieg ein Argwohn in Brunhildens Buſen auf, und ſie beſchloß, ſobald als möglich die Beſchaffenheit der Beſuche ihres Mannes zu beleuchten.

So folgte ſie ihm eines Tages, als er eben wieder zu Porzia ging, heimlich und in einiger Entfernung nach, und als ſie ihn in das bewußte Haus gehen geſehen, ließ ſie ſich durch einen ihrer vertrauten Diener nach deſſen Bewohner erkundigen. Der Bothe kam mit der Nachricht zurück, daß es nur von einer Mannsperſon und einigen ſeiner alten Dienſtleute bewohnt würde, jener Mann aber Rialfi hieße, ein Marcheſe ſey, und erſt ſeit Kurzem in Piſa ſich aufhalte. Die Sache kam ihr ſo unwahrſcheinlich vor, daß ſie in die Worte des Dieners Zweifel ſetzte, und ſich vornahm, ſich ſelbſt von der Wahrheit ſeiner Ausſage zu überzeugen. Als ſie dasſelbe erfuhr, ſo war ſie wohl im Allgemeinen beruhigt, aber die häufigen Beſuche ihres Mannes bei dem Marcheſe, und dieſes enge beiſpielloſe Freundſchafts-Verhältniß, welches ihr fühlbar die Theilnahme Fazios

entzog, blieb ihr immer räthſelhaft und unerklärlich.

Nur ſo viel war ihr nach allem was ſie ſah und hörte leider gewiß, daß ſie die Liebe, ja ſelbſt die gewöhnliche Anhänglichkeit ihres Mannes an ſie, verloren hatte, und da alle Verſuche, ſie wieder zu erhalten, fruchtlos waren, ja ſogar das Gegentheil erwirkten, Fazio nämlich immer mehr von ihr entfernten, ſo bemächtigte ſich bald ein tiefer Kummer des armen Weibes, der um ſo zerſtörender wirkte, je geheimer und verborgener er gleichſam das Innerſte ihres Lebens ergriff. Von Tag zu Tag verblühte ſie immer ſchneller und ſchneller, ſo daß bey dem geringſten verſtärkten Anlaſſe zu befürchten ſtand, daß der Tod eine ſichere Beute aus dem Hauſe des Goldſchmiedes führen werde. Fazio aber bemerkte das Verwelken Brunhildens mit ziemlicher Gleichgültigkeit, ja er konnte ſich ſogar zuweilen, wie ſehr er auch davor erſchrak, des Wunſches nicht erwehren, daß Brunhildens Tod, der ihm Gelegenheit zu einer unzerſtörbaren Vereinigung mit Porzia geben möchte, bald erfolge.

Ein Zufall veränderte plötzlich den bisherigen Stand der Dinge. Porzia hatte ſich mit einer ihrer alten Dienerinnen entzweit, und dieſe, als ſie ſich die Schmähungen ihrer Gebietherin, welche ſie unverſchuldet trafen, nicht wollte gefallen laſſen, ſogar geſchlagen. Das Weib war darüber ſo ergrimmt, daß ſie Porzien, um deren Geheimniß ſie wußte, glühende Rache ſchwur, und um ihren Verſatz ins Werk zu ſetzen, Brunhilden das Geſchlecht des vermeintlichen Marcheſe und die Art der Zuſammenkünfte ihres Mannes mit ihm entdeckte. Brunhilde, welche beſonders in letzterer Zeit von dem zerſtörenden Fieber, welches in ihr wüthete, viel gelitten hatte, war nicht fähig, der Alten irgend eine Antwort auf die Entdeckung zu erwiedern. Starr und leichenähnlich ſchaute ſie dem Weibe ins Geſicht, ſo, daß dieſer dabey ein Schauder durch alle Glieder rann. „Kannſt du mich" — ſprach ſie, nachdem ſie ſich etwas erholt hatte, „ungeſehen ins Haus bringen, wenn mein Mann wieder bey deiner Gebietherin iſt? Zähl' auf reichen Lohn, und auf eine Dankbarkeit die keine Grenzen kennt."

„„Ich will es,““ erwiederte das Weib nach einigem Beſinnen. „Wann ſoll ich euch hinführen?“

„Wann du willſt;“ entgegnete raſch Brunhilde; morgen — jetzt — ja, am liebſten jetzt. Er iſt gewiß in dieſer Stunde bei ihr.“

„Er iſt es“ — antwortete das Weib; ich hab ihm ſelbſt die Thüre geöffnet, und mich darauf heimlich zu Euch geſchlichen. Bey ihren zärtlichen Geſprächen wird man mich nicht vermiſſen, und ich habe den Schlüſſel zu mir geſteckt, um ungehindert ins Haus kommen zu können.“

Gewaltſam ergriff Brunhilde des Weibes Hand. „Bring mich hin,“ — rief ſie mit zitternder Stimme und ihre Augen glühten im verzehrenden Feuer. — Das Weib ging voran, Brunhilde folgte. — „Haltet Euch nur ganz ſtill“, lispelte das Weib, als ſie ans Haus gekommen waren, daß Niemand Euch entdecke. — Folgt mir auf dem Fuße nach, ich bring euch ungeſehen bis an ihr Zimmer.“

Brunhilde durchſchüttelte ein Fieberfroſt. Dem Umſinken nahe, hielt ſie ſich krampfhaft an den Rücken des Weibes, und tappte ſich mit ihr durch

die langen und finſtern Gänge des öden Gebäudes. Jetzt ſtanden ſie vor der Thüre eines Zimmers, aus welchem ihnen Lautentöne und eine Stimme entgegen klang, in welcher Brunhilde ſogleich Porzia's Stimme erkannte. Manchmal klang es wie Kußgelispel zwiſchen durch.

„Oeffnet nun ohne Scheu" — ſprach die Alte. Die Thüre dieſes Zimmers iſt nicht verſchloſſen. Es iſt das Speiſezimmer meiner Gebietherin. Macht Eure Sachen gut, und vergeßt auf Euer Verſprechen nicht. Wie ich denke, wird mein weiblicher Marcheſe ſobald nicht wieder ein Weib mißhandeln, das nah an Siebenzig iſt."

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich, und ließ Brunhilden allein vor der Thüre ſtehen. — Eine Hölle tobte in ihrer Bruſt. Wohl zwanzigmal legte ſie die Hand auf die Thürklinke, und zog ſie wieder weg. Gram, Eiferſucht, Haß, Verachtung, Rache, Todesſchauer ſtürmten wechſelnd in ihr durcheinander. Sie lechzte nach der Gewißheit, und doch zitterte ſie wieder vor ihr. Jetzt war der Geſang verklungen, kein Laut eines Wortes drang an ihr ängſtlich horchendes Ohr. Raſch öff-

nete ſie die Thüre. Fazio ſaß neben Porzien, und hatte ſchweigend ihre Hand an ſeinen Mund gedrückt. Brunhilde blieb unbeweglich an der Thüre ſtehen, die Augen ſtarr auf Fazio geheftet.

Porzia ſank in die Kiſſen des Ruhebettes zurück, auf dem ſie ſaß — Fazio erbleichte. Er ſah ſich nun aufs Aeußerſte geſtellt, keine Verſtellung, kein Läugnen war möglich; von keiner Ueberredung, keiner Bitte war Hülfe zu erwarten. Alles war entdeckt; was geſchehen war, konnte ihm Brunhilde nicht mehr vergeben, und er konnte niemals von Porzia laſſen. Dieß gab ihm den Muth wieder, den er beim erſten Anblick ſeines Weibes verloren zu haben ſchien. Entſchloſſen und feſten Schrittes ging er auf ſie zu.

„Was willſt du hier?“ redete er im rauhen Tone ſie an — um dieſe Stunde? Was gibt dir das Recht, in fremde Häuſer zu dringen?

Brunhilde blickte ihn unverwandt an.

„Sogleich“ — fuhr Fazio nach einer Weile fort — „entferne dich, und niemals wieder laß dich hier ſehen. — Entferne dich, ſag ich, wenn du nicht willſt, daß ich Gewalt brauchen ſoll.“

„Gewalt" — entgegnete Brunhilde mit ſchwacher, zitternder Stimme und ſchäumend vor Wuth. — „Wag' es, elender, nichtswürdiger Betrüger."

„Keine Schmähungen" — entgegnete Fazio— „wenn dir dein Leben lieb iſt! — Magſt du es wiſſen, daß mich dein widerwärtiges Benehmen, dein Beſtreben, dich mir aufzudringen, deine ewigen Vorwürfe, deine unerträglichen Launen von dir Zeitlebens entfernt haben, daß ich mich endlich von den drückenden Banden einer Gemeinſchaft mit dir, losgeriſſen, und in den Armen dieſes Engels Erſatz für die langen Leiden einer unglücklichen Ehe gefunden habe. Wir werden uns nie wieder ſehen, denn ich verlaſſe dieſes Haus nur an Porzias Seite. Noch heute geb ich bey dem Gerichte das Geſuch um Trennung ein. Für dein anſtändiges Auskommen will ich Sorge tragen."

„Teufel!" ſchrie Brunhilde auf, faſt ihrer Sinne beraubt. „Iſt es möglich, daß die Erde ein Geſchöpf trägt, dir gleich! — Mich, die in der Blüthe ihres Lebens ruhig und duldſam mit dir Kummer und Elend getheilt und ertragen,

mich, die Mutter deines Kindes, mich, die du durch deine unglückſelige That an Grimaldi zur Genoſſin deiner Schuld gemacht, die du um die Ruhe ihres Gewiſſens gebracht haſt, mich willſt du nun, da Gram und Krankheit durch dich herbeigeführt, die Reize meiner Geſtalt zerſtört haben, von dir ſtoſſen wie einen Hund? Du ſollſt mich auch nicht wieder ſehen, du biſt meiner Rache nicht werth. Beende dein Leben in den Armen deiner Buhlerin, aber nimm dich in Acht, daß das Andenken an den Mann, den du in deinem Kellergewölbe begraben haſt, die Luſt, die du empfinden magſt, nicht unterbreche."

Mit dieſen Worten ſtürzte ſie athemlos zur Thüre hinaus, und ihrem Hauſe zu. Sie ſtarb noch in dieſer Nacht — ein heftiger Blutſturz endete ſchnell ihre Leiden. Als der Arzt erſchien, fand er ſie bereits todt. Zwei Diener und die Wärterin mit dem Knaben ſtanden in Thränen aufgelöſt an ihrem Bette. Bittend ſtreckte das Kind die Arme nach der Leiche ſeiner Mutter aus.

Was Fazio und Porzia betraf, so bekam ihr Verhältniß durch Brunhildens Erscheinen, besonders durch die letzten Worte, welche diese sprach, eine andere Richtung. Was das Weib in ihrem an Wahnsinn grenzenden Schmerz gleichsam willenlos von Grimaldi sagte, regte in Porzien eine böse Ahnung auf. Sie hatte jenen Mann genau gekannt, und erinnerte sich noch recht deutlich, daß er plötzlich aus Pisa verschwunden sey, ohne daß man je etwas Näheres über die Ursache seines Verschwindens erfahren konnte. Wenn sie nun diesen Umstand mit dem plötzlichen Reichwerden des Goldschmieds, mit den Worten seines Weibes und mit Fazio's ängstlichem Benehmen dabey zusammenhielt, so konnte sie sich der Vermu-

thung nicht erwehren, daß jener wohl gar Hand an Grimaldi gelegt habe.

Sie äußerte ihrem Geliebten unverholen ihren Verdacht, und dieser wußte sich nicht anders davon zu reinigen, als daß er Porzien umständlich den ganzen Zusammenhang mit Grimaldi erzählte. Porzia war darüber dem Scheine nach beruhigt, aber heimlich überfiel sie Fazio gegenüber das Gefühl einer Furcht von eigener Art.

Die Nachricht vom Tode Brunhildens, welche der Goldschmied durch einen seiner Diener in Porzias Hause erhielt, vermehrte den gleichsam convulsivischen Zustand, in welchem er seit den letzten Ereignissen sich befand, immer mehr. Unter dem Vorwande, daß sein, durch den Schmerz um Brunhildens Verlust zerrüttetes Gemüth den Anblick der Leiche, und die ceremoniösen Veranstaltungen zu ihrer Beerdigung nicht ertragen könnte, übertrug er diese Geschäfte einem Freund, und kehrte erst, nachdem Brunhilde bestattet worden war, in sein Haus zurück.

Einige Tage darauf nahm er Porzien als Erzieherin seines Sohnes zu sich. In ihren Armen

dachte er den verzehrenden Kummer und die ungeheure Angst, die ihn besonders wenn er allein war, durchtobte, zu verscheuchen, aber umsonst. Mit dem Verlust des Hindernisses und der Verhüllung war auch der eigentliche und größte Reiz ihres Verhältnisses verloren gegangen, und keines legte mehr einen besonderen Werth auf den Genuß von Gütern, in deren ungestörtem Besitze man sich befand. Dazu kam noch, daß Porzia sich in der Lage einer Erzieherin von Fazios Kinde, in welcher Eigenschaft sie vor der Welt erschien, nicht sehr wohl gefiel, und darüber, daß Fazio jeden Versuch, den sie anstellte, um ihn zur Heirath mit ihr zu bereden, theils aus Rücksichten für die Form, da die Zeit des Todes seiner Gattin kaum vorüber war, theils aus einem Widerwillen für eine zweite eheliche Verbindung ablehnte und zurückwies. Porzia war in der Folge zu stolz, weiter in Fazio zu dringen, wenn sie aber sein Betragen, und die Hoffnungen, die er in einer früheren Zeit in ihr erregt hatte, mit seinem Betragen gegen Brunhilden und seiner That an Grimaldi im Verein brachte, erfüllte bald ihr Herz ein Widerwillen

gegen Fazio, welcher ſich immer mehr dem Abſcheu und der Verachtung näherte. Sie drückte dieſe Gefühle nicht geradezu aus, aber ſie begegnete ihm höhniſch und gleichgültig, und vernachläſſigte ſichtlich die Erziehung ſeines Sohnes.

Fazio konnte ſich dieſes nicht anders erklären, als daß er, dadurch, daß ſie ſeine That an Grimaldi wußte, ihre Achtung und mit dieſer ihre Liebe verloren habe. Mit Furien-Armen ergriff ihn die Reue über ſeine Handlungsweiſe an Brunhilden. Nun erſt erkannte er ganz das Opfer, welches ihm dieſe durch das geduldige Ertragen ihrer Mitwiſſenſchaft an ſeinem Verbrechen gebracht hatte. Unfähig, länger in dieſem Zuſtande zu verweilen, verſuchte er durch ein Betäuben ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, wenigſtens Vergeſſenheit des Geſchehenen zu bewirken. Mit offenen Armen warf er ſich in den Strudel der lärmendſten und ergreifendſten Vergnügungen. Spiel und Wein waren die Mächte, denen er von nun an ſein künftiges Leben weihte. Er, der früher nicht einmal Behagen an den Freuden des Bechers gefunden hatte, brachte es mit wirklicher Anſtren-

gung bald dahin, daß er zu den ausgezeichnetſten Zechgeſellen von Piſa gezählt wurde. Noch mehr Reiz hatte das Spiel für ihn. Da die erſten Verſuche günſtig ausfielen, ſo vermehrte dieß ſeine Luſt daran bis ins Ungemeſſene. Ein großer Theil des Tages und ein faſt noch längerer der Nacht, ward am Spieltiſche zugebracht. Er verlor bald, was er gewonnen hatte, verlor darüber, und verlor zuletzt ſo viel, daß er nichts mehr zu verlieren hatte. Von all ſeinen Beſitzthümern war ihm nichts als das Haus, welches er bewohnte, übrig geblieben.

8.

Mit düſterm Blicke ſtand er in ſich gekehrt am nächſten Abende im Spielſaale. Ein alter italieniſcher Capitän hielt dort Bank. Er hatte wohl an zwei Stunden ohne ſich zu regen, dem Spiele zugeſchaut, aber unabläſſig verfolgte er dabei deſſen Gang, und er fand, daß alle Karten, welche er zu beſetzen Willens war, gewannen. Die Lichter waren faſt niedergebrannt, es war nahe ar Mitternacht, zu welcher Zeit das Spiel beendet ſeyn mußte. In Gedanken vertieft hatte er nicht bemurkt, daß faſt alle Spielenden den Saal verlaſſen hatten und er bald mit dem Capitän allein war.

„Ha!" rief dieſer aus, als er den Blick in die Höhe ſchlug und Fazio bemerkte — „ſeyd Ihr

auch da? Wie ſeyd Ihr heute zufrieden? Habt Ihr wieder verloren?"

„Ihr habt mich" erwiederte Fazio — der Möglichkeit überhoben. Dieſer Dukaten iſt das letzte, was Ihr mir gelaſſen habt. Auf die D a m e! — damit warf er den Dukaten wie mechaniſch auf den Spieltiſch.

Der Capitän zog ab. Die Dame hatte verloren. Lächelnd warf der Capitän den Dukaten zur Zahl der übrigen, die auf dem Tiſche lagen.

Jetzt geb ich eure Frage zurück, ſagte Fazio. Seyd ihr zufrieden? Jetzt habt ihr Alles.

„Ihr ſcherzt" — erwiederte der Capitän. Ihr habt ja noch ein wunderſchönes Haus, das Ihr Euer nennt. Ihr wurdet mit dem kleinen Spiele unglücklich, da müßt Ihr Glück mit dem groſſen haben. Ich möcht Euch gern Revanche geben. Ich ſetz' Euch fünftauſend Dukaten gegen euer Haus.

„Nein!" rief Fazio raſch und ungeſtümm, mit dem Hauſe iſt's nichts, das ſchlagt Euch aus dem Sinne." — „Wie Ihr wollt", entgegnete der Capitän, und ſchickte ſich an, die Geldrollen, welche auf dem Tiſch lagen, in Ordnung zu bringen.

Zwingen will ich Euch nicht, ich habe Euch's zu Gefallen thun wollen, um Euch ein Mittel an die Hand zu geben, wieder zu Eurem Gelde zu kommen. Gute Nacht!

Der Capitän legte die Geldrollen in die Caſſette, und ſchloß ſie zu. Wie ein bunter Nebel ſchwamm es vor Fazio's Augen. — Der Capitän hatte die Caſſette unter den Arm genommen, und war bereits an der Thüre.

„Halt!" rief Fazio mit gepreßter Stimme nach. „Legt Euer Geld wieder aus — ich gehe Euren Antrag ein."

„Gut!" erwiederte der Capitän, indem er langſam umkehrte. Dort findet Ihr Dinte, Feder und Papier; ſetzt mir eine gültige Verſchreibung auf euer Haus aus. Ich lege indeß das Gold zurecht.

Fazio ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb, der Capitän zählte aus der Caſſette fünftauſend Dukaten auf den Tiſch.

„Welche Karte wählt Ihr?" fragte der Capitän, als er die Urkunde, welche Fazio ausge-

ſtellt, ſorgfältig geleſen, und neben dem Golde hingelegt hatte.

Fazio beſann ſich eine Weile. „Der Alte“ murmelte er vor ſich, hat mein Glück gegründet, er wird mich nicht ſinken laſſen. Ich will bei der Karte, die ich wähle, lebhaft an ihn denken. — Coeur König!“ rief er zum Capitän, indem er das Blatt vor ſich auf den Tiſch legte, und mit weit aufgeriſſenen Augen darauf hinſtarrte.

Der Capitän zog die Taille ab. Ein kalter Schweiß rieſelte über Fazios Stirne. Bei dem fünften Abzuge hatte der König verloren.

„Seltſam“, liſpelte der Capitän, indem er die Verſchreibung in die Caſſette legte. Ihr ſeyd heute im großen wie im kleinen Spiel unglücklich. Seht, daß Ihr noch etwas auftreibt, Ihr findet mich morgen wieder hier. Ihr kennt mich, daß mit mir etwas anzufangen iſt.“

Fazio ſchlug ſich vor die Stirne, und rannte athemlos ſeinem Hauſe zu. Porzia war ſchon zu Bette gegangen; er eilte nach ſeinem Zimmer, wo er ſich erſchöpft in einen Stuhl warf. Wie Erſcheinungen aus den Tiefen der Hölle zogen die

Bilder ſeiner Zukunft an ihm vorüber. Er beſchloß noch in dieſer Nacht ſeinem Leben ein Ende zu machen. Die Rückſichten für ſeinen Sohn und eine in dieſer Stunde des höchſten Unglückes wieder neu erwachende Liebe zu Porzien, der Genoſſinn beſſerer Tage hielten ihn davon zurück. Er wollte morgen Porzien ſeine Lage entdecken, ihr ſeine Hand antragen und mit ihr und ſeinem Sohne heimlich die Stadt verlaſſen, und in der Ferne unter fremdem Namen ſein früheres Gewerbe betreiben. Dieſes Vorhaben gab ihm einige Ruhe.— Gleich jenem Unglücklichen, der im Schiffbruche ein zu ſchmales Brett ergriff und mit ihm unterſank, klammerte er ſich an dieſer letzten Hoffnung feſt.

Mit den erſten Strahlen der Sonne eilte er in Porzias Zimmer, ihr ſeinen Entſchluß kund zu thun. Er fand ſie noch feſt von den Armen des Schlafes umfangen, und hatte nicht den Muth, ſie zu wecken. Er ging in den Garten, und rannte in wilder Haſt die Laubgänge auf und nieder, endlich hörte er im Erdgeſchoße Porzias Stimme; raſch flog er zu ihr.

Bisher hatte er den Verfall seines Glücks-zustandes sorgfältig vor ihr verborgen. Da sie sich seit geraumer Zeit mehr um die Befriedigung ihrer Wünsche als um Fazio bekümmerte, und dieser es ihr an nichts fehlen ließ, so mußte das Sinken von seinem Einkommen ihrem Auge verhüllt bleiben. Bald aber war es nicht mehr möglich. Fazio suchte sich für alles Unangenehme, das er außer dem Hause erfuhr, an Porzia schadlos zu halten, und da durch ihr Betragen die Liebe aus seiner Brust gewichen war, nahm er den Ton des Gebiethers gegen sie an, und ließ ihr das, was er für sie that, theuer entgelten. Porzia aber kümmerte sich bey dem Eigennutze, der in ihrem Charakter vorherrschend war, wenig um Fazios rauhe Worte; sein Geld und seine Geschenke mußten sie ihr hundertfältig wieder vergüten.

Schon nach dem Aeußern Fazios, der einer Leiche ähnlich, zitternd mit scheuen Blicken vor ihr stand, und mit dumpfer Stimme sie ersuchte, ihm auf sein Zimmer zu folgen, da er dort Wichtiges mit ihr zu reden habe, ahnete Porzia, daß sie irgend etwas Entsetzliches erfahren würde. Sie

folgte ihm, und Fazio entdeckte ihr den Zustand, in dem er sich befand, daß er einem Bettler gleich sey, und sich bedeutend krank fühle. Er setzte hinzu, daß er unvermögend wäre, das günstige Verhältniß, in dem sie nun lebe, zu erhalten und fortzuführen, er hoffe aber von ihrer Herzensgüte und um des Andenkens an eine frühere Zeit willen daß sie sich jede Einschränkung gefallen lassen, und seine Hand, die er ihr antrage, nicht verschmähen würde. Da er seiner Kunst mächtig sey, so glaube er in der Ferne ihr und seinem Sohne von der Arbeit seiner Hand hinlänglichen Unterhalt verschaffen zu können.

Porzia blickte ihn während seiner Rede verwundert an, und da sie bey den jetzigen Verhältnissen Zwang und Verstellung für überflüssig hielt, erklärte sie ihm geradezu: er habe das Unglück, welches ihn betroffen, nur sich selber zuzuschreiben, sie aber sey nicht in sein Haus gekommen, um mit ihm zu hungern oder zu betteln, sie werde es daher heute noch räumen.

Da fiel es wie ein Nebel von Fazio's Augen. Die trügerische und verstellte Benehmungsweise

jener liſtigen Schlange lag enthüllt vor ihm da. Und doch fühlte er in dieſem Augenblicke mächtiger als je, daß er ohne ſie nicht leben könne. Mit den glühendſten Farben ſtellte er Porzien ihren Undank vor, Alles was er bisher für ſie gethan; daß er um ihretwillen ſein Weib verlaſſen, es ins Grab gebracht habe, er nahm zu Bitten, zu Betheuerungen ſeine Zuflucht, er rief ihr in die Seele, wie nun außer ſeinem Sohne ſie das einzige Geſchöpf ſey, das ihm auf Erden geblieben; wie er krank, einem Bettler zu vergleichen, der Verzweiflung preisgegeben wäre; unter Thränen bat er ſie, nicht von ihm zu gehen. — Alles war umſonſt! kalt und ruhig antwortete ihm Porzia, daß ſie bei ihrem Entſchluſſe verharre, heute ſein Haus verlaſſen, und ihre Hand einem jungen Italiener reichen werde, deſſen Bekanntſchaft ſie vor einiger Zeit gemacht habe.

Da blieb Fazio nicht länger ſeiner Sinne mächtig, wüthend faßte er Porzien am Arme, und erklärte ihr, das ihm ſein Leben um ein Sandkorn feil ſey, ſie aber, ſo gewiß er jetzt vor ihr ſtehe, den erſten Schritt aus ſeinem Hauſe

mit dem ihrigen bezahlen werde, und daß keine Zeit und kein Ort ſie vor ſeiner Rache ſicher ſtellen ſollte. Darauf entfernte er ſich, und ſchloß im Fortgehen die Thüre hinter ſich ab.

Porzia's Abneigung gegen Fazio ſtieg von nun an zum glühenden Haſſe. Selbſt den Tod wollte ſie lieber wählen, als ein Leben an ſeiner Seite. Weniger um ſich zu retten, als um ſich ſo empfindlich als möglich an ihm rächen zu können, ſann ſie auf ihre Befreyung. Jedes Mittel aber, das ſie dazu verſuchte, war umſonſt. Die Thüre war verſchloſſen, ſie konnte Niemanden zu Hülfe rufen, denn die Fenſter des Zimmers gingen in den Garten, der um dieſe Stunde nicht beſucht wurde. Ein Sprung ins Freye hätte ſie wohl gerettet, aber da das Zimmer im zweiten Stockwerke lag, war er nicht zu wagen.

In dieſer ungeheuren Angſt die ſie durchtobte, hörte ſie heftig an die Thüre des Zimmers klopfen. Die nahe Hülfe ſchien ihr wie vom Himmel geſendet. Mit lauter Stimme rief ſie, daß Fazio ſie im Zimmer verſchloſſen habe, daß ſie daher unvermögend ſey, die Thüre zu öffnen, doch möchte

man ſie zu retten verſuchen, da ihr Leben in Gefahr ſtehe.

Auf dieſe flehenden Worte hörte ſie ein dumpfes unverſtändliches Gemurmel, bald darauf hart am Schloſſe rütteln und in wenig Augenblicken war die Thüre aus den Angeln geſprengt. Ein Offizier und zwey Gerichtsdiener ſtanden vor ihr.

„Wer ſeyd Ihr?" redete der Offizier ſie an, warum hat Fazio Euch eingeſchloſſen, und wo iſt er? Porzia vermochte vor Schreck kein Wort aus der Kehle zu bringen.

„Gebt mir Antwort" — fuhr der Offizier nach einer Weile fort. Wo iſt Fazio? Ich habe mit ihm zu reden, wir ſuchen ihn auf."

Porzia warf einen ſchüchternen Blick auf die Häſcher, welche vor der Thüre ſtehen geblieben waren. Ihr Erſcheinen in dieſer Stunde, die im ernſten Tone geſprochenen Worte des Offiziers, die Kühnheit mit welcher ſie die verſchloſſene Thüre gewaltſam geöffnet hatten, Alles ließ ſie nicht zweifeln, daß Fazio eine gefängliche Haft drohe, und dazu gewiß die Entdeckung ſeiner früheren Uebelthat den Anlaß gegeben habe. Zu dem, durch

die Mißhandlungen, welche ſie von Fazio hatte erdulden müſſen, entſtandenen Haſſe gegen ihn geſellte ſich noch die Furcht, vielleicht gar als Theilnehmerin an ſeiner That die Strafe theilen zu müſſen. Sie ſank zu den Füſſen des Offiziers, und bat, ſie zu ſchonen, da ſie an Allem unſchuldig, und nur durch einen Zufall in die Kenntniß des Verbrechens geſetzt worden ſey. Sie hätte, fuhr ſie fort, gleich nach Entdeckung desſelben ſich vorgenommen, Fazio zu verlaſſen, aber es habe ſich nie die Gelegenheit dazu dargebothen, und da ſie ihm unverhohlen ihren Willen geäuſiert, habe er ſie mit Gewalt eingeſchloſſen und ihr ſogar gedroht, ſie zu tödten, wenn ſie zu entfliehen verſuchen würde. Darauf erzählte ſie mit umſtändlicher Genauigkeit den ganzen Hergang von Fazio's That an Grimaldi, wie ſie ſolche aus dem Munde des Erſteren erfahren hatte.

Die Gerichtsdiener waren unterdeß ins Zimmer getreten, und hatten erſtaunt zugehört; als ſie geendet hatte, erſuchten ſie Porzien, ihnen ſogleich zum Gericht zu folgen, da die Sache keinen Aufſchub leide. Dort möchte ſie ihre nun abgelegte

Aussage wiederholen. Porzia erklärte sich bereit dazu und entfernte sich mit den Gerichtsdienern, welche im Fortgehen den Offizier ersuchten, das Dringende des Falles zu entschuldigen, und versprachen, bald wieder zurückzukehren. Der Capitän, denn dieß war jener Offizier, konnte sich kaum vom Erstaunen über das, was um ihn her vorging, erholen. Er war gekommen, um von Fazio's Urkunde Gebrauch zu machen, und sich in den Besitz des Hauses zu setzen. Da er voraussah, daß die Verhandlungen mit der Anklägerin des Goldschmieds eine geraume Zeit dauern, und die Gerichtsdiener zurückhalten dürfte, die er auf den Fall, daß Fazio bey der Räumung des Hauses Widerstand leisten sollte, mit sich nahm, so beschloß er einstweilen sich nach Hause zu begeben, und erst später wieder zu kommen.

An der Treppe kam ihm Fazio entgegen.

„Freund!" redete der Capitän ihn an, Ihr habt zwar Euer Haus an mich verloren, aber dankt dem Himmel dafür. Eben dadurch bin ich in die Lage gesetzt worden, Euch vielleicht den wichtigsten Dienst leisten zu können. Wißt denn,

daß jene Weibsperſon, die Ihr eingeſperrt gehalten habt, den Gerichtsdienern, welche ich mit mir brachte, Eure That an Grimaldi verrathen hat, und daß man eben Anſtalten macht, Euch zu verhaften. Benützt dieſe Warnung ſo gut Ihr könnt, nur denkt dabei, daß kein Augenblick zu verlieren iſt, und da wir ſchwerlich in dieſer Welt uns wieder ſehen, lebt wohl für alle Zeit."

Als der Capitän ſich entfernt hatte, ſtürzte Fazio in Porzia's Zimmer. Er hatte den Dolch, den er zur Sicherheit bei ſeinen nächtlichen Wanderungen bey ſich trug, gezückt, und hielt ihn in der Hand verborgen, feſt entſchloſſen, Porzien den Verrath mit dem Leben büſſen zu laſſen. Als er ſie nicht fand, ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen, von Schmerz über den Undank des Weibes, von Reue und von Gewiſſensqual erpreßt. Es waren die erſten, welche ſeit Grimaldi's Tode ſeinem Aug entfielen. Darauf ging er in das Zimmer, wo ſein Sohn lag, den er ſchlafend fand. Er beugte ſich zum Kinde herunter, und nachdem er ſich lange an ſeinem Anblicke gelabt hatte,

drückte er ihm einen brennenden Kuß auf die Wangen und entfernte ſich ſchweigend.

Auf ſeinem Zimmer brachte er noch einige ſeiner Rechnungen in Ordnung, dann ſetzte er ſich an den Tiſch und ſchrieb mit zitternder Hand folgende Zeilen an ſeinen Sohn.

Mein theurer Sohn!

Wenn du einmal dieſe Zeilen leſen wirſt, hat dein Vater lange aufgehört zu ſeyn. Sie ſind das einzige Vermächtniß, welches er dir hinterläßt. Das Gerücht ſeiner Verirrungen wird dir nicht fremd bleiben. Fluche dabei ſeinem Andenken nicht; laß die kindliche Liebe ſtärker ſeyn in dir, als die Erinnerung an Vergehungen, die er mit dem Tode gebüßt hat. Seine That und ſein Ende mögen dir die Lehre, zu deren Erkenntniß ein Leben voll von unausſprechlichen Qualen, leider nur zu ſpät geführt hat, in die tiefſte Seele prägen: Widerſtehe mit aller Kraft des Willens dem erſten Schritte zur Uebelthat! — Ich habe die Sünde nicht geſucht, aber ich war zu ſchwach, ihren Verſuchungen zu widerſtehen. In einem unbewachten Augenblicke, der

mich an der Möglichkeit der Rettung aus dem Drang des Unglückes, das mich umſtürmte, verzweifeln ließ, hab ich den Keim zu allen meinen Leiden gelegt, und von Verbrechen zu Verbrechen fortgeriſſen, die Ruhe und den Frieden meines ganzen künftigen Lebens verkauft." —

Er machte ein paar Gänge durchs Zimmer und trat ans Fenſter. Da ſah er die Stadtwache über die Straſſe her auf ſein Haus zukommen. Von allen Seiten lief das neugierige Volk ihr nach. Er kniete nieder, und nachdem er mit Inbrunſt gebethet, ſtieß er ſich den Dolch, den er neben ſich auf den Tiſch gelegt hatte, in die Bruſt.

Als die Häſcher eintraten hatte er bereits geendet. Man verſiegelte ſogleich ſeine Papiere und durchſuchte das Haus. Da man Grinaldi's Gerippe in dem Keller fand, und den Schlüſſelbund neben ihm, konnte man in die Ausſage Porzia's keine Zweifel ſetzen. Fazio's Körper wurde in der Stille außerhalb des Kirchhofes beerdigt.

Aus Porzia's Seele war mit einem Male alle Ruhe und alle Heiterkeit gewichen, wie ſich die Nachricht vom Tode des Goldſchmieds verbreitete.

Sie lebte ſtill und von jedem Umgange zurückgezogen in einiger Entfernung von der Stadt. Eines Tages war ſie verſchwunden, und Niemand konnte mehr eine Spur von ihr einholen. Reiſende wollen ſie in ſpäteren Jahren als Laienſchweſter des Kloſters N. in Savoyen geſehen haben. Ihr Vermögen hatte ſie lange vorher bei dem Gerichte hinterlegt. Es ſollte, ihrem Wunſche gemäß, Fazio's Sohn bei ſeiner Großjährigkeit zufallen, dieſer aber nie den Namen der Geberin erfahren.

Stradella.

Novelle.

In den zaubervollen Gefilden des mittäglichen Italiens lebte im 17=ten Jahrhunderte ein alter Edelmann, Antonio Cretidi genannt mit ſeiner Tochter Ottilie auf einem Landgute unweit Lucca. Er hatte in früherer Zeit anſehnliche Reichthümer beſeſſen, aber Unglücksfälle verſchiedener Art brachten ihn ſo weit herunter, daß das Landgut, welches er bewohnte, das letzte Stück ſeiner Beſitzungen war. Dieſe Verluſte ließen in der Bruſt des, den Gütern des Lebens ſehr ergebenen Mannes eine Wunde zurück, die nie ganz heilen wollte. Weder im Umgange ſeines Freundes Riviera, der ein dem ſeinigen nahegelegenes Landgut beſaß, noch ſelbſt in den Armen der Tochter, vergaß er am Abende ſeiner Tage den lockenden Schimmer

des Glückes, der ihn am Morgen des Lebens erfreut hatte.

Cretidi war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, besonders des Gesanges. Von der zartesten Jugend an, erhielt seine Tochter Unterricht darinn, und der Samen der Kunst reifte in ihrem Busen bald zur köstlichen Blüthe. In Kurzem hatte der Vater die Freude in Ottilien eine der seelenvollsten und leiblichsten Sängerinnen bewundern zu dürfen. In den Jahren ihrer Kindheit war er selbst ihr Lehrmeister gewesen, später übertrug er dieses Geschäft einem gewissen Stradella, welcher damals in Lucca für den besten Lehrer im Gesange, und zugleich für einen Tonsetzer galt, der seiner Jugend ungeachtet zu den größten Hoffnungen berechtigte.

Stradella, für die Eindrücke der Schönheit nicht minder empfänglich, als für die der Kunst, fühlte bald seiner Schülerin gegenüber, wie Kunst und Liebe Nachbarblüthen eines Stammes wären, gemeinsam mit ihrem Duft das begehrende Herz belebend und erquickend. — Ottilie war achtzehn Jahre alt, weniger in blendender Schönheit

prangend, als vom Hauche der Lieblichkeit überweht. Die Glut ihrer dunklen Augen konnte man mehr erwärmend nennen, als verzehrend; das üppig wallende Haar glich minder Schlingen, die den Unglücklichen zu umstricken drohen, als einem seidenen Pfühle, der den Glücklichen umfängt, nur ihre Gestalt näherte sich mit ihren reinen, gerundeten Formen dem griechischen Urbilde.

Wenig mit der Welt und ihren Verhältnissen bekannt, erwiederte das Mädchen früher, als sie selbst sich dessen bewußt war, die Neigung des Musikers, der ihr als Freund und Lehrer in doppeltem Verhältnisse werth erschien; doch verbarg sie das gefährliche Geheimniß ihres Glückes sorgsam vor dem Vater, denn bei seiner Strenge, und den Forderungen, die er an den künftigen Schwiegersohn stellte, wagte sie es nicht, sich ihm zu entdecken, bis Stradella auf eine mehr gesicherte Zukunft zeigen konnte.

Eines Morgens trat der Alte in das Zimmer seiner Tochter, der feierliche Ernst, der auf seinen Zügen lag, der Blick, mit dem er lange und schweigend ihr ins Auge sah, verkündete ihr bald,

daß dieſer Beſuch keiner von den gewöhnlichen war.

Um die Angſt, die ſie unwillkührlich überfiel, zu verbergen, nahm ſie die Harfe, aber Cretidi ſtellte dieſe zur Seite, ſetzte ſich neben Ottilien und ergriff ihre Hand.

Er äußerte ihr nun, wie ſie in den Jahren ſich befände, die Beſtimmung des Weibes zu erfüllen, ſich zu vermählen. Es biethe ſich eine ſeltene und eine günſtige Gelegenheit an, damit alle Anſprüche zu gewinnen, die ſie an die Welt habe, und die zu befriedigen er außer Stande ſey. Ihre Jugend und ihre Vorzüge hätten das Herz eines redlichen und dabei reichen Mannes gerührt. Der Senator Riviera habe um ihre Hand angehalten.

„Ich kenne meine Tochter", ſchloß er, nachdem er die, in ein dumpfes Hinbrüten Verſunk'ne, die geſenkten Hauptes, die Hände krampfhaft in den Schooß gedrückt, neben ihm ſaß, eine Weile betrachtet hatte, — „der Zuſtand ruhiger Beſonnenheit wird ihr die Ueberzeugung von den Vortheilen dieſer Verbindung geben und ihr darin nur den Wunſch des, für ihr Wohl zärtlich be-

ſorgten Vaters erkennen laſſen. Ich reiſe in dieſem Augenblicke zu Riviera, ihm dein Jawort zu bringen. Uebermorgen kehr ich zurück, und führe dir den Bräutigam in die Arme." — Er drückte einen Kuß auf die Stirne Ottiliens, und verließ ihr Zimmer.

Außer ihm und ſeiner Tochter bewohnte das Landhaus noch eine alte Frau, Sara Berini, die ehemalige Amme Ottiliens, und ein gewiſſer Bernhard Monte, ein Freund Cretidis, nebſt zwei Dienern. Den Monte nahm Cretidi mit ſich, und ließ die Amme mit den Dienern bey Ottilien zurück.

Kaum daß Crediti fort war, trat Stradella ein. Bei ſeinem Anblick löste ſich der ungeheure lautloſe Schmerz des Mädchens in Thränen auf, ſie ſank an ſeine Bruſt, und entdeckte ihm den Antrag ihres Vaters. Wie mit einem Zauberſchlag erwachten in dieſem Augenblicke der Muth und die Entſchloſſenheit in der Bruſt des Meiſters, die gewöhnlich unglücklicher Liebe fehlen. Zu Ottiliens Füßen ſinkend ſchwur er, daß, wenn ſie ihm und der Liebe vertrauen würde, ſie nie das Weib des Senators werden ſollte. Von Gefühle

überwältigt, beugte ſich die Geliebte zu ihm herunter, und die Liebe breitete den ſterndurchſäten Mantel über das ſichere Glück zweier, unentweihter Herzen.

Mit der Entſchloſſenheit Stradellas war auch in Ottiliens Seele die Ruhe wiedergekehrt. Hundert Pläne wurden gemacht und verworfen, allen ſtand der eiſerne Willen des Vaters, der keinen Widerſpruch ertrug, die ſchnelle Zeit ſeiner Rückkehr mit dem Senator entgegen. Was gethan werden ſollte mußte geſchehen ſeyn, bevor jene wieder kamen, und ſo blieb nichts übrig, als die Flucht. — Ottilie wich den Vorſtellungen des Geliebten, und willigte ein. Die Amme ſollte ins Vertrauen gezogen werden, und die Liebenden begleiten. Sie beſchloſſen zuerſt nach Parma zu gehen, und von dort aus an den Vater zu ſchreiben, ihm den Drang der Umſtände vorzuſtellen, der ſie zu jenem Schritte bewog, und ihn um Einwilligung zu ihrer Heirath, wenigſtens um ſeine Verzeihung zu bitten. Nach Erhalt der Antwort wollten ſie, wenn ſie günſtig ausfiel, zurückkehren, und ſich dem Vater zu Füßen werfen.

Noch in derſelben Nacht reiſten ſie ab, von der Amme begleitet, deren Aufſicht Stradella Ottilien anvertraute.

Am dritten Tage kam Cretidi mit Rivieren und Monte auf dem Landhauſe an. Er erfuhr von den Dienern, daß Ottilie in Begleitung der Amme abgereiſt ſey, doch wußten ſie nicht anzugeben, wohin, da keine von den Frauen ſich darüber geäußert hatte. Stradella war um vor augenblicklicher Nachſtellung ſicher zu ſeyn, vorausgeritten, und erſt am Morgen des folgenden Tages zu den Flüchtenden gekommen.

Mit unruhiger Verwunderung erfuhr Cretidi die Nachricht. Wo konnte Ottilie hingereiſt ſeyn, und in der Nacht? — Fruchtlos quälte er ſich damit, einen Ort zu finden, den ſie der Wahrſcheinlichkeit nach beſucht haben dürfte. Nur der Umſtand, daß die Amme ſie begleitet hatte, gab ihm einigermaßen die Ruhe wieder. Sie war eine geprüfte, ſeinem Hauſe ergebene Frau, die Ottilien gleich einer Tochter liebte, und nach dem Tode der Gattin Cretidis wirklich Mutterſtelle an dem Mädchen vertrat.

Endlich erwachte der Gedanke in ihm, daß Ottilie ihrem Bräutigam entgegen gefahren seyn könne. Dieser Gedanke wurde bald zur Gewißheit, da Cretidi mit den Verhältnissen des Mädchens zu Stradella völlig unbekannt, keinem andern Raum geben konnte, zugleich aber stieg die Furcht in ihm auf, ob sie kein Unfall auf der nächtlichen Reise betroffen. Er war schier der Verzweiflung nahe, als die Sonne am Abende des dritten Tages ihre Strahlen ins Meer senkte, und Ottilie noch immer nicht zurück war. Eine Räuberbande unter der Anführung des Banditen Marco, welche jene Gegenden unsicher machte, ließ ihn nicht zweifeln, daß die Reisenden in die Hände der Banditen gefallen seyen, von deren Raubsucht und Grausamkeit man sich die schauderhaftesten Dinge erzählte

Cretidi äußerte diese Besorgnisse seinen Freunden, und Beide theilten sie mit ihm, Monte wirklich, Riviere zum Schein. Im Augenblicke, als dieser die schnelle Entfernung seiner Braut erfuhr, dachte er an Furcht von Ottiliens Seite vor einer Heirath mit einem Manne seines Alters, und an

einen begünstigten jüngeren Nebenbuhler. Riviere stand hoch in den Fünfzigen. Er war ernsten Ansehens, und hatte dabey, in den Berührungen mit der Welt geübt, eine geschmeidige und geglättete Benehmungsweise erhalten. Früher mochte er ein schöner Mann gewesen seyn; aber ein zu verschwenderischer Genuß des Lebens hatte seine sonst feste Gesundheit von Grund aus erschüttert und zerstört; dabei war er verschlossenen und unversöhnlichen Gemüths. Mit der scheinbarsten Ruhe von Außen überkleidete er den Sturm seines Innern, wie der Vesuv das Feuer seiner Brust mit Blumen auf der Oberfläche bedeckt. Bei dem Mangel einer eigentlichen Festigkeit des Charakters war er von einer seltenen Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, und wurde dabei von den widersprechendsten Leidenschaften hin und wieder gerissen, die einen weniger dauernden, aber desto gewaltsameren augenblicklichen Eindruck auf ihn machten. Besonders wurde er leicht bewegt durch das Gefühl der Liebe, wenn dieß keinen höheren Aufschwung nahm, und durch den Trieb der Rachsucht. Jede Beleidigung, die er erfuhr, er-

füllte ſeine Seele mit einem brennenden Durſt, ſie wieder gut zu machen, der ihn alle Rückſichten der Vernunft und der Sittlichkeit verwerfen, und jedes Mittel, das ihn zum Ziele führte, ergreifen ließ.

Mit Liebeshändeln der Art, wie er hier befürchtete, gut vertraut, ſuchte er in Geheim von den Dienern eine genaue Nachricht über Ottilien zu erhalten, und erfuhr dabei die Beſuche des Muſikers. Die Schilderung von dem Aeußeren Stradellas reichte hin, ſeinem Verdachte von einem Verhältniſſe zwiſchen dieſem und Ottilien Gewißheit zu geben, doch verſchwieg er vor der Hand dem Cretidi ſeine Vermuthungen, bis er ihm einen vollen Beweis von ihrer Wahrheit geben könnte.

„Ich muß fort" — ſagte Cretidi zu Rivieren. Seit zwei Nächten iſt kein Schlaf auf meine Augen geſunken. Die Angſt gießt ihre eiſigen Schrecken durch meine Seele. Ich will mein unglückliches Kind aufſuchen, du und Monte ſollt mich begleiten.

Der Senator wünſchte zurückzubleiben. „Nimm den Monte allein mit dir," erwiederte er. Die

Sache iſt vielleicht nicht ſo ſchlimm als du denkſt. Ottilie kehrt zuletzt unvermuthet wieder. Wer kann genau wiſſen, wo ſie iſt! Mädchen haben Launen. — Es mag ſeyn, daß ſie mich bei Zeiten an die ihrigen gewöhnen will. Iſt ſie binnen längſtens drei Tagen nicht hier, ſo komm ich zu Euch. Beſtimme den Ort, wo wir uns treffen, und dort wollen wir das Weitere beſprechen."

Cretidi war damit einverſtanden, und reiſte von Monte begleitet, noch in derſelben Stunde ab. Er ſchlug den Weg nach dem Landgute Riviera's ein.

Alle Seitenwege wurden bereiſt, auch die kleinſte Spur mit ängſtlicher Genauigkeit verfolgt, doch jede Mühe war vergebens. Niemand wollte Etwas von Ottilien wiſſen, und von ihrer Amme, Niemand hatte überhaupt ſeit längerer Zeit Reiſende in dieſer Gegend geſehen; auch von den Räubern war nach der Angabe Aller ſeit einigen Monaten nichts bemerkt worden. Was zuvor die Seele des Vaters mit Entſetzen erfüllte, daß ſein Kind in den Händen der Banditen ſey, erſchien ihm jetzt faſt wie eine zertrümmerte Hoffnung. Dieſe

letzte Tröſterin konnte nun nirgends mehr ihren Anker feſt ſchlagen. Er ſtand da, wie vor einem unendlichen Grabe, mit ſehnſüchtig ins Leere hinausgebreiteten Armen, und vor ihm ſchwamm die Geſtalt ſeines Kindes, wie ein Nebelbild, ohne Form und ohne Leben. Am dritten Tage kam Riviera zu ihm.

„Haſt du Etwas erfahren?" rief Cretidi mit wilder Haſt ihm entgegen — „iſt ſie zurückgekehrt, — gewiß — ſie iſt es, ſonſt ſäh' ich dich nicht ſo gefaßt und ſo ruhig."

„Sie iſt nicht gekommen", rief Riviere, mit einem faſt höhniſchen Lächeln — „aber ein Brief an ihrer Stelle, der dich wahrſcheinlich von dem Grund ihrer Reiſe in Kenntniß ſetzen wird — und damit reichte er dem bebenden Vater ein verſiegeltes Schreiben hin.

Cretidi erbrach es ſchnell, ſeine Blicke verſchlangen gierig den Inhalt; aber immer dunkler wurde es vor den Augen des Alten, und als er ausgeleſen hatte, brachen ſeine Knie zuſammen. Kaum konnte er noch vom herbeieilenden Monte aufgehalten werden; er ſank athemlos zu Boden.

Der Brief war seiner Hand entfallen Riviera hob ihn auf und durchlas ihn. Er lautete also:

Mein theurer, inniggeliebter Vater!

Meine Entfernung wird dich mit Empfindungen erfüllt haben, deren ich ohne Entsetzen nicht gedenken kann. So wahr Gott über mir ist, du hast nichts zu besorgen, weder für das Leben noch für die Ehre deines Kindes. Ich befinde mich fortdauernd in der Fürsorge meiner alten Sara, die mehr als jemals Mutterstelle an mir vertritt. Laß mich, tödten, Vater, aber fluche mir nicht. Ich konnte Rivierens Weib nicht werden. Würden die Andenken an deine Jugendzeit dein Auge nicht blenden, du selbst hättest nie es begehrt, daß ich es werden soll. Befrage dein Herz in ruhiger Stunde, befrag es, wenn die zärtliche Liebe des Vaters in ihm wieder wach seyn, wenn der Zorn über meine Flucht sich in Wehmuth über meine Abwesenheit wird aufgelöst haben, ist der lebensmüde, von Leidenschaften zerrissene, von wildem Haß erfüllte Mann ein Gatte für deine Tochter? Ich liebe meinen Lehrer Stradella der mich an den Ort gebracht hat, wo ich nun mich befinde.

Die reine ſchöne Flamme, die in meiner Bruſt für ihn brennt, kannſt du verlöſchen wollen, aber nicht tadeln. Habe Mitleid mit deinem unglücklichen Kinde. — Ottilie." — Dieſem Briefe lag ein anderer von Stradella bey. Er war folgenden Inhaltes:

„Wenn Ihr ein Herz in der Bruſt habt, Cretidi! könnt Ihr mich darüber nicht verurtheilen, daß ich Eure vortreffliche Tochter liebe. Ich werfe mich zu Euren Füßen, und flehe Euch an, daß ihr Euren Segen einem, durch Kunſt und Liebe unzertrennlich gewordenen Bunde zweier verwandten Seelen geben mögt. Wenn Ihr einer Antwort mich würdigt, ſo ſchickt den Brief nach Parma an Michael Neri."

Riviera hatte kaum den Brief geleſen als eine brennende Glut ſein Geſicht überflog, und ſein Auge wunderbare Strahlen auf den Alten warf, der ſich indeß wieder vom Boden aufgerafft hatte. Er war einer zweiten Ohnmacht nahe, als er den Brief in Rivierens Händen erblickte.

„Ihr ſeht mich" — redete dieſer ihn an — „wahrſcheinlich wider Euren Willen in die Kennt-

niß eines Geheimniſſes geſetzt, das wie ein tödtendes Geſpenſt alles Glück und alle Hoffnung Eures Hauſes vernichtet. Laßt Euch's indeß nicht gereuen, daß es ſo gekommen iſt. Nicht Ihr allein ſeyd beleidigt, Cretidi, auch ich bin's geworden mit Euch. Seyd Ihr beſchimpft in Eurer Tochter, bin ich's in meiner Braut, und die Art der Beſchimpfung ſowohl, als die Perſon, durch welche wir ſie erfahren haben, muß uns auf volle Genugthuung denken laſſen. Ein elender Sänger hat es gewagt, die Familien Cretidi und Riviera zu brandmarken; die freche Hand hat er nach der ſeltenen Blume ausgeſtreckt, die er wohl in Verehrung beſchauen, aber nie begehren durfte. Darum überlaßt die Antwort auf jene Briefe mir. Ich ſelbſt will nach Parma, und in Perſon ſie überbringen. — Oder ſeyd Ihr vielleicht geſonnen, dem Wunſche des Muſikers zu willfahren, und die Hand Eurer Tochter in die ſeinige zu legen?"

„Woran denkt Ihr!" — erwiederte Cretidi ſchnell. Geht, guter Riviera, geht hin nach Parma, übergebt den Verführer der Strafe der

Geſetze, und bringt mir mein unglückliches, getäuſchtes Kind wieder.

Nach einer Pauſe, in der er Etwas bey ſich zu berathen ſchien, fragte der Senator den Vater: Ob er ihm erlaube, als Anwalt der väterlichen Rechte Alles das zu verfügen, was ihm gut ſcheinen, und wozu im möglichen Falle die Umſtände, deren Zuſammentreffen er nicht vorausſehen könne, ihn beſtimmen dürften?"

Crediti war mit Allem einverſtanden. Alles, was der Senator thun oder laſſen mochte, ſollte in ſeinem Namen gethan ſeyn. Ihr ſeyd, ſetzte er dazu, ein Mann von ſtrengen Grundſätzen, und werdet nichts unternehmen, was dem Wohl und der Ehre meines Hauſes entgegen ſeyn könnte."

Mit dieſen Worten überreichte er dem Freunde ſeinen Siegelring, damit Ottilie daran als des Vaters Abgeſandten ihn erkennen, und ſeinem Willen ſich fügen möchte. Riviera reiſte unverzüglich nach Parma.

2.

Als der Senator am Ziel ſeiner Reiſe angekommen war, ließ er gleich nach dem Aufenthalt jenes Neri ſich erkundigen, an welchen Cretidi, nach dem Inhalte von Stradella's Briefe die Antwort ſenden ſollte. Er erfuhr, daß derſelbe in einer entlegenen Vorſtadt wohne, und verfügte ſich zu ihm.

Mit Erſtaunen erkannte Riviera in dem Mann den er ſuchte, einen ſeiner ehemaligen Diener, den er eines Diebſtahls halber vor ungefähr fünfzehn Jahren entfernt hatte, und der nun unter fremden Namen in Parma lebte. Erfreut über dieſe Entdeckung, von der er ſich guten Nutzen verſprach, ſuchte er mit freundlichen Mienen die Verlegenheit Neri's zu verſcheuchen, und bemühte ſich dadurch, daß er ihm zur Hälfte den Grund des Hierſeyns entdeckte, ſein Vertrauen zu ge-

winnen. Er forſchte dabei dringend nach dem Aufenthaltsorte Stradella's, und verſprach dafür eine anſehnliche Belohnung.

Neri, dem ſein früherer Herr wohlbekannt war, konnte ſich bei der auffallenden Heftigkeit, welche dieſer äußerte, einer böſen Ahnung nicht erwehren. Er ſelbſt ſchien an dem Schickſale des Muſikers einen lebhaften Antheil zu nehmen, und überhaupt mit dem Namen auch den Charakter vertauſcht zu haben. Wie er jetzt ſich benahm, konnte Niemand den Thäter einer ſo verächtlichen Handlung in ihm erkennen, wie jene war, um derentwillen der Senator ihm den Abſchied gab. Er vermied mit verſtändiger Vorſicht jede beſtimmte Antwort auf die Fragen Riviera's.

Nur zu gut aber verſtand es dieſer, den ſchlafenden Teufel in der Bruſt eines Menſchen zu wecken, bei dem Geld die einzige Triebfeder aller Handlungen war. Je mehr Neri ſich zurückzog, um deſto ſtärker rückte Riviera auf ihn ein, und den Preis des Verrathes immer höher ſtellend, gelang es ihm zuletzt, den Widerſtrebenden zum Wanken zu bringen. Deſſen letzten Zweifel be-

ſchwichtigte er mit dem Vorwande: der Vortheil des Muſikers erfordre es, daß Riviera ſeinen Aufenthaltsort erfahre. Neri glaubte ſein Gewiſſen beruhigt, und damit zufrieden gab er ſich keine weitere Mühe, die Angabe ernſter zu prüfen. Da es ſeinem Vortheile geradezu im Wege ſtand, vermied er es ſogar.

Doch nur zum Theile vermochte er den Wunſch ſeines Gönners zu befriedigen. Er wußte weder, wo Stradella ſich in Parna aufhielt, ja nicht einmal, ob dieſer in der Stadt ſelbſt wohne, oder in der Nähe derſelben. Er hatte ſeine Bekanntſchaft dadurch gemacht, daß er an ihn, als an einen Mann gewieſen wurde, der um Lohn kleine Geſchäfte beſorge. Beim erſten Erſcheinen hatte ſich Stradella ihm genannt, und beigefügt, daß er einen Brief aus der Gegend von Lucca erwarte, den er unter der Adreſſe des Neri beſtellen laſſen wollte. Stradella war geſtern bey Sonnenuntergang wieder gekommen, dem Briefe nachzufragen, und hatte es auch für heute zugeſagt, ſonſt war ihm von dem Manne nichts bekannt, deſſen Gutmüthigkeit und deſſen Unglück, von dem er im

Allgemeinen erzählt hatte, Neri's Theilnahme erweckten.

Riviera war mit dem, was er erfuhr, hinlänglich zufrieden. Der Plan, den Aufenthalt des Muſikers genau zu erforſchen, war bereits gemacht. Neri ſollte ihm, wenn er heut wieder käme, die Anweſenheit des Senators verſchweigen, und ihm nur ſagen, daß noch kein Schreiben angelangt ſey. Unterdeſſen wollte Riviera in einer zweckmäßigen Verkleidung, dem Hauſe Neri's gegenüber, Stradella's Fortgehen erwarten, und ihn von ferne begleiten.

Die Sache gelang ohne Schwierigkeit. Stradella fand um die gedachte Zeit ſich ein, und ging bald wieder fort. Traurig und langſamen Schrittes ſchlich er ſeiner Wohnung zu. Riviera folgte ihm in einiger Entfernung bis zum Thore des Hauſes nach, in welches der Muſiker trat, und erfuhr bald darauf, daß ein fremder Mann, der vor einigen Tagen in Begleitung zweyer Frauen nach Parma gekommen ſey, das obere Stockwerk desſelben bewohne.

Er eilte ſogleich zu Neri zurück, der ihm

ſagte, daß Stradella ſich geäußert habe, er wollte morgen um die gewöhnliche Zeit wieder kommen. Der Senator beredete nun ſeinen Verbündeten, den Muſiker in dieſem Falle unter irgend einem Vorwande wenigſtens eine Stunde lang aufzuhalten, und wenn er ſich nicht gutwillig dazu verſtehen ſollte, Gewalt zu brauchen. Die daraus entſtehenden Folgen wollte er, wie ſie auch ausfallen ſollten, ſelbſt verantworten. Neri, von den Schlingen Riviera's bereits umgarnt, konnte nicht mehr zurück. Alle Einwendungen waren bereits vergebens. Bevor er noch alle ſeine Zweifel auseinander geſetzt hatte, war jener verſchwunden. Fünfzig Zechinen lagen als Preis der Bemühungen auf dem Tiſche.

3.

In einem öden hohen Zimmer ſaß die arme Ottilie in tiefe Wehmuth verſenkt. Sie hatte den Kopf auf die Hand geſtützt, und der Mond goß, wie mit heimlichem Entzücken ſeine Strahlen über das liebliche Antlitz aus. Das ſchwarze Haar rollte aufgelöſ't zum Nacken nieder, ihn in weicher Fülle liebevoll umſchließend. Mit Sehnſucht blickte ſie auf zu dem ſchönen, bleichen Geſtirn, das der zeuge früherer glücklicher Tage war, die wie liebliche Träume ihrer Seele vorüber zogen.

Stradella war fortgegangen, um wegen des Briefes nachzufragen. Sara, die ſich noch von den Beſchwerden der ſchnellen Reiſe nicht erholt hatte, lag im Nebenzimmer eingeſchlafen. Ottilie war allein, und ein trüber Kummer ergriff ſie mit wilder Macht. Es war ihr, als ob Stradella ihre

Seele mit fortgenommen hätte, die Wände des Zimmers umdrängten ſie wie ein Leichenhaus. Um dieſe qualvolle Stimmung zu verſcheuchen, nahm ſie die Harfe die erprobte Freundin ihrer dunklen Stunden, Es war ein ſeltſames Gefühl, das ſie durchzog, ſchmerzlicher als die Freude, aber auch wieder ſüßer als der Schmerz. Zum Mond aufblickend, der eben in voller Klarheit durch die Scheiben des breiten Fenſters ſchaute, ſang ſie folgendes Lied:

Als du in einer frühern Zeit
Zu mir durchs Fenſter blickteſt,
Wie ſah'ſt du nichts als Luſt, ſo weit
Du deine Strahlen ſchickteſt;
Jetzt, lieber bleicher Mondenſtrahl,
Jetzt leuchteſt du nur meiner Qual.

Und doch iſt dieſe Qual ſo ſüß
So lieb ſind mir die Leiden,
Daß, eher ich von ihnen ließ
Ich möcht' vom Leben ſcheiden.
Du lieber, bleicher Mondenſtrahl,
Du leuchteſt einer ſel'gen Qual!

Auf einmal wurde an der Mittelthüre des Zimmers geklopft. Ottilie ſprang ſchnell empor,

die Harfe entſank ihrer Hand, ſie wollte rufen, aber kein Laut drang aus der Kehle, als ſie einen Mann, in einen grauen Mantel gehüllt, ins Zimmer treten, und eilig die Thüre hinter ſich verſchließen ſah. Alle Kraft zuſammenraffend, eilte ſie dem Zimmer zu, wo Sara ſchlief; aber im Augenblicke hatte der Graumantel ſich umgewendet, und vertrat ihr die Thüre.

„Wer ſeyd Ihr, und was wollt Ihr hier um dieſe Stunde?“ redete Ottilie mit bebender Stimme ihn an.

„Ich komme als Abgeſandter Eures Vaters“— erwiederte der Fremde — „Kennt Ihr mich nicht mehr?“ — Er warf Hut und Mantel zur Erde, und Riviera ſtand vor ihr.

„Ich kenne Euch wohl“ ſprach Ottilie, dem Umſinken nahe. Mit der ungeheuerſten Anſtrengung bemüht, ihrer Sinne Meiſter zu werden, fuhr ſie fort: Ich kenne Euch wohl, Ihr ſeyd Riviera, aber ich kann Euch nicht bergen, kaum kann ich meinen Augen glauben, daß Ihr's ſeyd, denn wie kommt Ihr dazu, mich hier, und um dieſe Stunde zu beſuchen; warum habt Ihr

bey Eurem Eintreten die Thüre verſchloſſen? Und wie kommt Ihr — ein Mann, dem ſonſt die Sitte gegen Frauen heilig geweſen, nun dazu, ſie ſo hart zu verletzen?

„Ihr ſelbſt — habt mich dazu gezwungen, Fräulein", entgegnete Riviera ziemlich ſtrenge, und ließ dabey den Blick lange auf Ottilien ausruhen — „ich wiederhole Euch, ich komme als Abgeſandter eures Vaters."

„Und was begehrt ihr von mir?"

„Daß Ihr ſogleich mir zu ihm folgt. Ich habe unbedingte Vollmacht, über Euch zu verfügen, wie mir gut dünkt. Ich könnte — ſetzte er nach einer Pauſe, ſanfter hinzu, ich könnte ſtreng, ich könnte hart gegen Euch verfahren. Ich will es nicht thun, obſchon Ihr durch Eure Flucht mich in der tiefſten Seele gekränkt habt. Ich begehre nichts weiter von Euch, als daß Ihr mir zu Eurem Vater folgt, und Alles, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, ſoll vergeſſen ſeyn."

Ottilie erklärte nach kurzem Bedenken, daß ſie entſchloſſen ſey, zu ihrem Vater zurückzukehren, nur mög' er erlauben, daß es an der Seite

eines Mannes geſchehe, der ſie hieher gebracht, und ohne den jedes Leben keines für ſie ſeyn würde"

„Es iſt nicht an Euch, Fräulein — erwiederte Riviera mit erzwungenem Lächeln, uns Bedingniſſe vorzuſchreiben. Ihr ſollt zurückreiſen, und mit mir zurückreiſen, darauf muß ich im Namen Eures Vaters beſtehen. Oder zweifelt Ihr etwa, ob ich die gehörige Vollmacht dazu habe. Da ſeht her, Ihr kennt doch den Siegelring?" Und damit hielt er ihr den Ring vor's Geſicht, den Cretidi ihm zur Beglaubigung mitgegeben hatte.

Leichenähnlich ſtarrte Ottilie dieſes Zeichen des unbedingten Willens ihres Vaters an. Es war kein Zweifel mehr, Riviera erſchien und handelte in ſeinem Namen, und ſie befand ſich allein mit einem Manne, den ſie von allem, was lebte, am meiſten zu fürchten hatte. — Stradella war noch nicht zurück. Er war nie ſo lange vom Hauſe fern geblieben, wo war er heute? warum kam er nicht? Er der Einzige, von dem in dieſer Stunde Rettung zu hoffen war. All dieſe Gedanken durchkreuzten ſich mit ungeſtümer Haſt in

dem zerriſſenen Gemüthe Ottiliens, ſie wußte nicht, ob ſie bleiben, ob ſie zu fliehen verſuchen, ob ſie nach Hülfe rufen ſollte.

Schweigend ſtand ihr Riviera gegenüber. Von den Reizen des Mädchens, welche das Einſame und das Bewegte der Lage, in der ſie ſich befand, in ſeinen Augen noch vermehrten, heftig ergriffen, zog er ihre Hand an ſich, und ſprach mit leiſer Stimme:

„Haltet mich nicht für grauſam, ſchöne Ottilie; ich nehme Theil an Eurem Schickſale. Ich bin nicht, wie Ihr wohl glauben mögt, Euer Feind, — ich bin freundlich gegen Euch geſinnt und werde es Euch beweiſen, daß ich's bin. — Ich will mit Euch nicht darüber rechten, ob Ihr gut, ob Ihr klug gethan habt, mit einem Mann, wie Stradella in ein Verhältniß ſolcher Art zu treten, wie dieß iſt, in dem Ihr Euch befindet. Nicht allein Eure Liebenswürdigkeit, und die höheren Anſprüche, die Ihr an die Welt machen dürft, auch Euer Stand und der Wille Eures Vaters, entfernen ihn auf ewig von Euch. Er hat mit niedrigen Künſten

Euer Herz von mir und von dem Pfade der Pflicht abgelenkt, an den Rand eines Abgrundes Euch stellend, den er schlau Euren Augen zu verhüllen verstand. Doch glaubt nicht, daß ich darum ihn hasse, oder ihm zu schaden gesonnen bin; ich bemitleide ihn und Euch. Er hat Euch gesehen, darin liegt die Entschuldigung, daß er Euch liebt. Mit Eurer Rückkehr ins väterliche Haus ist auch seine That der Strafe entzogen, die, wie Ihr wohl wissen werdet, mit aller Strenge den Entführer trifft. Was Euch belangt, so versichr' ich Euch auf's Neue, daß Eures Fehltrittes nicht mit einem Worte, nicht mit einem Blicke gedacht werden soll."

Diese Worte Riviera's gossen lindernden Balsam in die blutende Wunde des Mädchens. Ihr sinkender Muth fing wieder an, sich zu erheben. Die Art, mit welcher der Senator sprach, der Blick, mit dem er seine Rede begleitete, Alles ließ sie hoffen, daß Riviera menschlicher und theilnehmender seyn dürfte, als sie bisher gedacht hatte. Unverdorbene Gemüther glauben schnell und gern ans Gute, und werfen den Argwohn, bey dem geringsten

Anlaſſe dazu wie eine drückende Bürde von ſich. So ſah Ottilie in dem Manne, vor dem ſie früher gezittert hatte, jetzt ihren ſchützenden Engel. Sie glaubte, ſein Mitleid und ſeine Theilnahme erworben zu haben, und hielt an der Hoffnung feſt, ihn vermögen zu können, daß er ihre Sache vor dem Vater vertreten wolle. Erſchöpft ſank ſie vor ihm in die Knie nieder, und mit aller Innigkeit eines gebrochenen liebenden Herzens ſprach ſie zu ihm: „Die Geſinnungen, Riviera, die Ihr vorhin mir geäußert habt, zeigen mir, daß ein fühlendes Herz in Eurem Buſen ſchlägt. Der Zufall hat mir vielleicht in Euch, den, ich geſteh' es Euch, ich für meinen Gegner gehalten, meinen Retter geſendet. In Eure Hand lege ich mein unglückliches Schickſal. Ihr ſeyd der Freund meines Vaters, vertretet meine Liebe vor ihm. Wenn Ihr je ſelbſt ganz und wahr geliebt habt, kennt Ihr auch die unendlichen Qualen der Trennung. Es iſt meine erſte Liebe, ſie wird meine letzte ſeyn, denn mein Buſen hat nicht Raum für etwas Anderes noch, als für ſie. Würdet Ihr den Mann kennen, der ihre reinen Freuden mich ver-

ſtehen gelernt hat, ſeine Rechtlichkeit, ſeine Treue, die Tiefe ſeines Gefühles, Ihr würdet ſein Freund ſeyn, wie Ihr der meinige ſeyd, denn wie ich nun Euch kenne, ſind Größe und Edelmuth Eurem Herzen nicht fremd."

„Bemüht Euch nicht", — erwiederte Riviera, indem er Ottilien ſanft emporhob, „mir Eure Meinung über mich zu erklären; ich kenne ſie hinlänglich aus dem Briefe, den Ihr an Euren Vater ſchriebt, und den ich geleſen habe."

Ottilie entfärbte ſich bei dieſen Worten.

„Ihr vertraut mir" — fuhr Riviera fort, „und dieß verdient, daß ich Euer Vertrauen erwiedere. So vernehmt denn, daß Eure Liebe zu dem Sänger, die Ihr mir mit ſo hellen Farben geſchildert habt, nicht wahrer ſeyn kann, und nicht ſtärker — als die meinige zu Euch. Ob ich auch kein Jüngling vor Eurem Auge erſcheine, kann ich doch behaupten, daß Ihr nach dem, was man eigentlich unter Liebe verſteht, meine erſte Liebe ſeyd. Verhältniſſe, welche blos die Sinne beſchäftigen, verdienen den Namen jener erhabenen Leidenſchaft nicht, und glaubt mir, Ottilie, an-

ders hab ich nie vor Euch geliebt; Ihr allein habt mich die ſchönen Wirkungen einer gereinigten Flamme empfinden laſſen. Was Ihr immer von der Welt begehren könnt, hat der Zufall in meine Hand gelegt. Mein Wappen kommt an Alter und Gehalt dem Eurigen gleich, und meine Geſinnungen, obſchon Ihr, jenem Briefe nach, ſie verkannt habt, ſollen bald in einem günſtigeren Lichte vor Euch erſcheinen. Darum erlaubt, daß ich den Platz einnehme, welchen wider Gebühr Ihr zuvor eingenommen habt, und der mir beſſer zukömmt, als Euch. Und damit ſank er vor Ottilien ins Knie.

„Steht auf!“ rief Ottilie im namenloſen Schmerz — „ſteht auf, Riviera, all Euer Bewerben iſt umſonſt. Ich kann Euch nicht lieben! — Ich kann niemals Euer Weib werden.

„Bedenkt Euch“ — ſprach der ſchnell ſich erholende Senator. „Ihr ſeyd in meiner Hand — reizt mich nicht. Ich habe Achtung für Euren Schmerz, aber keine für Euren Trotz.“

„Erbarmt Euch meiner, wenn Ihr wollt, daß Gott ſich Eurer in Euer letzten Stunde erbar-

men ſoll. Ihr ſeht den unendlichen Jammer, der mir das Herz zerreißt.

„Wirklich, könnt Ihr nicht?“ — rief Riviera bebend vor Zorn. „Wohlan! Ihr zwingt mich ſelbſt, daß ich Gewalt brauche.“ — Mit dieſen Worten trat er, Hut und Mantel ſchnell vom Boden aufraffend, auf Ottilien zu; dieſe aber, nun nichts mehr, als den feindlichen Räuber vor ſich ſehend, der die Maske der Gutmüthigkeit von ſich geworfen, faßte die letzte Kraft zuſammen, und rief mit lauter Stimme nach Hülfe.

Riviera umklammerte das ſich ſträubende Mädchen, und zerrte es nach der Thüre, die er ſchnell aufſchloß; doch wie entſeelt ſtürzte er zurück, Ottilien immer noch im Arme, als ihm Stradella entgegen trat.

„Rette mich!“ rief ihm die athemloſe Ottilie entgegen.

Im Augenblicke hatte Stradella ſeinen Degen gezogen, und drang auf Rivieren ein.

„Laß ſie los“ — ſchrie er“, wenn du lebend von dieſem Platz kommen willſt.“

Wie vom Blitze gerührt ließ Riviera, von der

Uebermacht des kräftigen jungen Mannes, den er bis zur Wuth entflammt sah, getroffen, den Arm sinken, der Ottilien umfangen hielt, und wollte sich entfernen, aber Stradella streckte ihm seinen Degen vor.

„Nicht eher" — rief er, „trittst du mir über diese Schwelle, bis du mir Rechenschaft über dein Benehmen gegeben hast, elender, feiger Schurke, der sich heimlich in die Häuser schleicht, und Gewalt braucht gegen unbewachte Weiber. Wer bist du?

„Die kennt mich", erwiederte Riviera — mit einem finstern Blick auf Ottilien zeigend.

„Es ist Riviera" sagte Ottilie — „laß ihn ziehen."

Stradella, den der Zorn fast seiner Sinne beraubt hatte, streckte nach einigem Besinnen den Degen in die Scheide, und winkte dem Senator mit der Hand nach der offenstehenden Thüre. Ohne ein Wort zu sprechen entfernte sich dieser im Augenblicke.

Als die Liebenden allein waren, sank Ottilie ihrem Retter in die Arme, und erzählte ihm den

Hergang der Sache von des Senators Erſcheinen bis zu Stradella's Rückkehr.

„Wir ſind hier nicht mehr ſicher" — erwiederte dieſer — „geliebtes Leben. Wahrſcheinlich iſt auch Neri mit im Spiele, kein anderer wußte um unſer Hierſeyn, und konnte mich an Rivieren verrathen haben. Auch wird mir's dadurch klar, daß der Schurke, wider Gewohnheit mich bey ſich zurückhielt. Wir müſſen fort, gleich. Wir gehen nach Bologna, dort hab ich mein letztes Werk hingeſendet, meine Oper, die, wenn das Glück nicht ganz mit mir entzweyt iſt, meinen Ruf gründen, und uns günſtigen Empfang verſchaffen ſoll. Berede dich mit Sara, daß Alles in Ordnung gebracht wird, hier umlauern uns auf jedem Schritt Gefahr und Verrath. Mein Geiſt würde dem Druck erliegen, ich kann erſt frei wieder athmen, wenn wir die Thürme von Parma im Rücken haben."

Eine neue Wunde wurde mit dieſem Vorſchlage, dem Herzen Ottiliens geſchlagen, denn immer weiter entfernte ſie ſich vom Vaterhauſe, der ſüßen Wiege ihrer köſtlichſten Freuden; immer

mehr zerſtört wurde der Einklang zwiſchen ihr und dem Vater, und mit ihm alle Ruhe ihres Lebens, aber theils wagte ſie nicht Stradella in der Lage, in welcher er ſich befand, Etwas entgegen zu ſtellen, theils war ſie ſelbſt von der Nothwendigkeit, Parma in dieſem Augenblick verlaſſen zu müſſen, feſt überzeugt. Sie beſchickte mit Sara alles Nöthige zur Reiſe, und bevor noch eine Stunde vergangen war, rollte der Reiſewagen außer den Thoren der Stadt dem kunſtliebenden Bologna zu.

4.

Mit allen Furien der Beſchämung, der Eiferſucht, des Haſſes in der Bruſt, ſchlich Riviera durch die Straßen von Parma. Schon hatte die Nacht ihren Schleier niedergebreitet, und immer noch trieb der Senator ſich im Kreiſe herum, Kühlung ſuchend für die Gluthen, die ihn durchtobten. Er verwünſchte ſich ſelbſt, und ſein feiges verächtliches Benehmen, in Gegenwart der Geliebten und des Mannes, den er haßte. Warum hatte er nicht gleich ihm den Degen gezogen, warum hatte er nicht auf dem Verfolgen ſeines Rechtes beſtanden welches der Wille des Vaters ihm übertrug — warum hatte der Anblick der jugendlichen Kraft Stradella's und die Furcht vor ſeinem gerechten Zorne ihn zum bebenden Kinde entmannt?

Ottilie konnte er nicht mehr beſitzen, und wollte es nicht. Was zwiſchen ihnen vorgefallen war, entfernte ihn auf ewig von ihr. Das Uebel lag tiefer, als er anfangs geglaubt hatte. Es war nicht der, durch die gefälligen Eigenſchaften des Muſikers geblendete Sinn des Mädchens, es war innige, feſt gewurzelte Leidenſchaft, die ſie unzertrennlich an ihn band. Wer ihr gleich, um des Geliebten willen, ſo ſchrecklich drohender Gefahr Trotz biethen konnte, von dem ſtand nicht zu erwarten, daß ſich je das Herz vom geliebten Gegenſtande zu einem andern hinüber lenken würde.

Demungeachtet fühlte Riviera tief, was er verlor. Er konnte des Mädchens warmer Theilnahme an dem was ihr Herz als wahr und gut erkannte, ſeine Achtung, ſeine Bewunderung nicht verſagen. Er hatte ſie wieder geſehen, ſchöner als je, durch den Ausdruck inniger Liebe zum Engel verklärt; er hatte früher Ottilien wirklich— er hatte kein weibliches Geſchöpf ihr gleich geliebt. Alles dieß mußte er nun verlieren, auf ewig verlieren, unwiederbringlich, und durch wen? durch

einen Mann, den er in jeder Beziehung tief unter ſich ſah, von dem er vor den Augen der Geliebten die kränkendſte Beſchämung erfahren, der ihm vor ihr, ohne ihn dabey eines Wortes zu würdigen, gleichſam zum Hohn das Leben geſchenkt hatte, eine Gabe, die im Augenblicke ihm drückend zu werden anfing. Der ganze Vorgang mußte in einem Gemüthe, wie das des Senators war, ein ſtürmendes Ineinanderwirken der verſchiedenartigſten Gefühle erzeugen, die alle ſich zuletzt in eine unbegrenzte Rachſucht gegen den Urheber ſeines Unglücks, gegen Stradella auflöſten.

„Halt!“ rief eine heiſere Stimme dem Senator entgegen, als er den Blick in düſtern Hinbrüten zur Erde geſenkt, um eine Straßenecke bog, und er fühlte dabey ſich heftig an der Bruſt gefaßt. Schnell aufblickend, gewahrte er einen großen Mann mit buſchigten Augenbraunen und einem dichten Barte. Der Dolch, den er in der Hand hielt und die Piſtolen im Leibgürtel, ließen den Senator über das Gewerbe des Fremden nicht im Zweifel.

„Was wollt Ihr von mir?“ entgegnete Riviera, durch den Anblick des Banditen weniger erſchreckt, als zu vermuthen war.

„Was Leute meiner Art gewöhnlich wollen“— erwiederte dieſer gelaſſen — „die Börſe oder das Leben.“

Riviera zog mit großer Ruhe einen gefüllten Beutel aus der Taſche, und reichte ihn dem Banditen hin, der ihn zu ſich ſteckte und ſich entfernen wollte, aber gleich wieder umkehrte, als ihn der Senator zurückrief.

„Ihr ſcheint mir ein Mann zu ſeyn,“ er, „der dem Gelde nicht abhold iſt, und gern zugreift, wo's was zu verdienen giebt. Wenn Ihr die Summe, die Ihr zu Euch geſteckt habt, verdreifacht wünſcht, ſo kann Rath dazu werden, falls Ihr das blinkende Ding, mit dem Ihr zuvor mich in Schrecken habt ſetzen wollen, ordentlich zu brauchen verſteht.“

„Wenn ich recht gehört habe“ — antwortete der Bandit, „wollt Ihr einem guten Freunde das Geld für den Doktor erſparen. Nennt mir ihn nur, ſagt, wo ich den Lohn für meine Arbeit ab-

holen kann, und wer Ihr seyd; denn ich muß wissen, ob Euch zu trauen ist, und überlaßt das Uebrige mir. Wenn meine Hand ihn trifft, so setz' ich mein Leben dran, daß die seinige Niemanden auf dieser Erde mehr treffen soll."

„Ich bin der Senator Riviera. Gegen dich kann ich aufrichtig seyn, dein Gewerbe bindet dir den Mund. Im Gasthofe bey der Post kannst du die 300 Zechinen abholen, die ich dir versprach. Der Mann, den du aus der Welt schicken sollst, heißt Stradella, und ist ein Musiker seines Gewerbes. Er wohnt in der kleinen Gasse, die du dort siehst, im zweiten Hause rechts. Der Mann hat mich so namenlos und so ungerecht beleidigt, daß du ein gutes Werk wirst gethan haben, wenn du ihn dafür bestrafst.

„Macht nicht so viel Worte" — entgegnete der Bandit. „Was kümmert's mich, was er gethan oder nicht gethan hat. Unsereins hat keine Zeit, sich um derley Dinge zu bekümmern. Ihr gebt das Geld, ich die Arbeit; ist was Böses an der Sache, geht's Euch an, nicht mich. Doch, damit Ihr seht, daß ich Eure 300 Zechinen ehrlich ver-

diene, nehmt mein Wort darauf, daß Euer Sänger morgen um dieſe Stunde ausgeſungen hat für alle Zeit. Ich heiße Marco, und bin bekannt bey Jung und Alt in Parma. — Jetzt lebt wohl, ich muß zu Bette, denn ich habe die vergangene Nacht verdammt wenig geſchlafen."

Damit entfernte ſich der Bandit Riviera ging in ſchnellern Schritten dem Gaſthofe zu.

Mit ängſtlicher Ungeduld erwartete der Senator am kommenden Tage um die beſtimmte Zeit die Ankunft des Banditen. Die Nachricht von dem Tode Stradellas vermochte allein den brennenden Durſt nach Rache zu ſtillen, der ihn ſchier zu verzehren drohte. Schon war die Stunde lange verſtrichen, um welche Marco zu kommen verſprach und immer unruhvoller ſchritt der Senator im Zimmer auf und nieder. Den Sündenlohn hatte er, weit auseinander gebreitet, auf den Tiſch gelegt.— Endlich nahte Jemand der Thüre, Riviera öffnete ſchnell, und Marco trat ins Zimmer.

„Der Vogel iſt uns entwiſcht!" rief er lachend dem Senator entgegen, der mit peinlicher Ungeduld die Züge des Eintretenden prüfte. „Noch

gestern Nachts ist er davon geflogen. Aber besorgt nichts, ich weiß bereits wo er ist. Meine Kundschafter thun ihre Schuldigkeit. Es wird kein Fuß in die Stadt gesetzt, und hinaus, ohne daß ich weiß, woher und wohin? Der Mann, den wir suchen, hat seinen Weg nach Bologna genommen, und wenn Ihr" — er schielte dabey mit lüsternem Blick nach den Zechinen — „jene Zahl um ein Billiges vermehren wollt, kommt mich's auf die paar Meilen von hier nach Bologna nicht an. Ob ich ihn hier oder dort zur Ruhe bringe, gilt Euch wohl gleich."

Riviera war mit diesem Vorschlage vollkommen einverstanden. Er legte dem Banditen für die Reise nach Bologna hundert Zechinen bey, die er ihm auch gleich auszahlte. Den Rest sollte er bey der Nachricht vom Tode des Musikers erhalten. Er selbst wollte noch heute nach dem Landgute Cretidis reisen, und beschied Marco dahin. Die beyden würdigen Genossen trennten sich von einander, jeder fest auf die Dienstfertigkeit des Andern vertrauend, weil der eigene Vortheil damit verbunden war. So traten sie bald darauf ihre Reise

an, Marco nach Bologna, und Riviera zu seinem unglücklichen Freunde.

Dieser hatte während der Abwesenheit des Senators die unnennbaren Qualen eines Vaters empfunden, der mit seinem einzigen Kinde das Glück der Gegenwart und den Trost des Alters zugleich verlor. Riviera zu heftig von eigenem Interesse aufgeregt, hatte ihm, der Abrede entgegen, nicht einmal einen Brief gesendet, der ihn von dem ersten Erfolg der Reise und ob er Ottilien in Parma getroffen, in Kenntniß gesetzt hätte. Die durch nichts in Schranken gehaltene Fantasie, durch Cretidi's immer wachsendes Unglück zur regsten Thätigkeit angespornt, ließ ihn das Aergste befürchten. Bald sah er seine Tochter im schweren Kummer bereuend ihre unvorsichtige That — bald wieder in den Armen ihres Geliebten, jede Spur des Andenkens an ihren unglücklichen Vater verschwunden — jetzt erblickte er sie vom Gram der Liebe getödtet mit der welkenden Rose im Haar. Schon war er selbst zur Reise nach Parma bereit, als Riviera ankam.

Es war eine Ankunft, der eines Gewitters

gleich, welches die Saaten zu Boden ſchlägt, die auf erquickenden Regen hoffen. Riviera bemüht, Ottilien und ihren Geliebten vor den Augen des Vaters in ein noch ſchwärzeres Licht zu ſetzen, raubte dem Armen jede Hülfe und jeden Troſt. Er ließ ihn übrigens nur wiſſen, daß die Liebenden in einer Nacht ſich heimlich von Parma entfernten, aber nichts von der Vermuthung, daß ſie ſich nach Bologna begeben hätten. Eben ſo gedachte er vor Cretidi nicht der Demüthigung, die er durch Stradella erfahren, um ihm keine Vermuthung zu geben, als ſinne er auf Rache an dem Muſiker. Zufrieden, ſein Opfer unter dem ſichern Dolche zu wiſſen, nahm er die Miene des gekränkten, im Innern durch Ottilien's Benehmen vernichteten Mannes an, und ließ lieber ſich vom troſtloſen Cretidi tröſten, als daß er die Rolle des Tröſters übernahm.

Cretidi wurde indeß von den gewaltigſten und verſchiedenartigſten Empfindungen und Gefühlen gepeinigt. Der Trauer um die verlorne Tochter miſchte ſich ein Schmerz über ihren Undank bey, und doch vermochte er in mancher Stunde es nicht,

ſich ſelbſt ganz ſchuldlos zu ſprechen. Dem Manne, welchen Ottilie liebte, konnte er ſelbſt in früheren Tagen ſeine Liebe und ſeine Achtung nicht verſagen. Ein ſo leidenſchaftlicher Liebhaber der Kunſt, ein für ſie ſo empfänglicher und dabey ein rechtlicher Mann wie Crediti war, konnte ihm Stradella nicht gleichgültig ſeyn, der das herrlichſte Talent mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit vereinigte, deſſen Benehmen würdig und edel, deſſen Aeußeres gefällig und einnehmend erſchien. Nichts ſprach gegen ihn, als daß er Ottilien zur Flucht verleitete, worin Crediti nur ein übel gewähltes Mittel ſehen konnte, ſeine Einwilligung zu erhalten, denn jeden andern Verdacht ließ der ihm bekannte Charakter ſeiner Tochter, Saras Pflege, in deren Händen ſich Ottilie als in Mutterhänden befand, und ſelbſt der Glaube an Stradellas Rechtlichkeit nicht aufkommen. Der Alte hatte darin auch nicht geirrt.

Dagegen verlor bey genauer Betrachtung Riviera immer mehr und mehr. Die gefährlichen Leidenſchaften, die in ſeiner Bruſt auf und nieder wogten, brachen, je gewaltſamer er ſie vor dem

Freunde zurückhielt, zuweilen mit größerem Ungeſtüm durch. Er blickte manchmal Cretidi ſo durchdringend und ſeltſam mit ſeinen dunklen ſtechenden Augen an, daß ſich dieſer eines ſonderbaren, unheimlichen Gefühls in Gegenwart des Senators nicht erwehren konnte. Dazu kam noch der Umſtand, daß der Sturm der Leidenſchaft zerſtörender als je auf die ohnehin ſchwache Geſundheit des Senators gewirkt hatte, und der kränkelnde, von den Beſchwerden des Alters heimgeſuchte Mann, wenn Cretidi Ottilien im Geiſte an ſeine Seite ſtellte, im widerlichen Contraſte erſchien.

Endlich kämpfte jedoch der Alte ſeine Empfindungen nieder. Das Bewußtſeyn, daß er redlich nur ſeines Kindes Wohl im Auge gehabt, brachte jeden Vorwurf, der unwillkührlich in ſeiner Bruſt aufſtieg, zum Schweigen, und er beſchloß, ſelbſt nach Parma zu gehen, um genaue Nachforſchungen darüber einzuziehen, wohin ſich Stradella mit ſeiner Tochter begeben habe, und von dort ſie heimzuholen. All dieß ſetzte er heimlich, ohne dem Riviera das Mindeſte davon zu ſagen, ins

Werk, und als der Senator eines Morgens ſeinen Freund wecken wollte, fand er deſſen Zimmer verſchloſſen. Die zurückgebliebenen Diener verſtändigten ihn von der Abreiſe.

Kaum zu Bologna angekommen, wurde Stradella vom Direktor des Theaters und deſſen Mitgliedern mit faſt ſtürmiſchem Entzücken aufgenommen. Seine Oper war bereits der Aufführung nahe gebracht, und die Meinungen Aller die ſie kannten, vereinigten ſich darin, daß ihr ein ausgezeichneter Beifall nicht entgehen könne, der noch durch die Anweſenheit des Meiſters verſtärkt werden müſſe.

Zu jeder andern Zeit hätte Stradella mit dieſem Eindrucke, den ſein Werk hervorbrachte, die kühnſten und lohnendſten Erwartungen ſeines Lebens und ſeiner Kunſt erfüllt geſehen, und im Genuſſe der vollſten Seligkeit geathmet, in der, des verſtandenen und belohnten Wirkens. Jetzt berührte ihn dieſe laute Anerkennung des Talents

faſt ſchmerzlich und es ſchien, als ob er fürchtete, ſeine lebhafteſten Hoffnungen erfüllt zu ſehen. — Seine Seele war ganz und ungetheilt mit Ottilien beſchäftigt, und ihr Kummer, der fern vom Vaterhauſe ſtündlich wuchs, umflorte auch ſeine Erwartungen und ſeine Wünſche. Ottilie konnte ohne der Verzeihung ihres Vaters nicht glücklich ſeyn, Stradella nicht leben ohne Ottiliens Glück. Er fühlte die Schwingen ſeiner geiſtigen Thätigkeit gebunden Wenn er ſie regen wollte, war es mehr ein ſchmerzlich krampfhaftes Zucken, als ein freier, kräftiger Flügelſchlag. Selbſt kleine Abänderungen an der Oper, welche die Aufführung nothwendig machte, war er nicht im Stande, zu unternehmen. Er mußte ſie einem Meiſter überlaſſen, der eines weniger kühnen, aber eines freiern Geiſtes war.

„Ich ertrag' es nicht länger", ſagte Ottilie eines Tages zu Stradella, als er ſie zu beſuchen gekommen war; (ſie bewohnte ſeit ihrer Anweſenheit in Bologna auf Saras Begehren nicht ein gemeinſchaftliches Haus mit jenem;) „ich ertrag es nicht länger, in dieſem qualvollen Zuſtande zu

leben. Der Zorn meines Vaters ſteigt wie ein drohendes Geſpenſt vor mir auf, und in fürchterlichen Träumen umſchweben mich die Rachegeiſter meines Vergehens. Bring mich wieder zu ihm, ich will zu ſeinen Füßen ſinken, und eine Verzeihung erflehen, ohne die ich nicht leben kann."

„Und wenn er unſ're Trennung beſchließt", erwiederte Stradella, „wenn er darauf beſteht, daß du Riviera's Weib werden ſollſt?"

„Eine geheime Ahnung ſagt mir er wird es nicht; ſeine heiße, innige Liebe zu mir, wird zuletzt ſiegen, er wird mein Glück nicht zertreten wollen, denn er lebt nur durch mein Glück. Auch hat der erſte Ausbruch ſeines Zorns ſich bereits gelegt. Stillere Gefühle traten wohl an ſeine Stelle, die mein Anblick leicht heilen wird. Doch beſtünde der Vater ſelbſt auf ſeinem Entſchluſſe, ſo laß uns dem Bewußtſeyn erfüllter Pflicht die Hoffnungen unſerer Tage zum Opfer bringen, laß uns ein Vergehen, zu welchem die wild auflodernde Glut der Leidenſchaft uns zu raſch und zu unvorſichtig trieb, wieder gut machen. Denn, geſteh' es immerhin, mein Geliebter, wir hätten

mit einer größeren Beſonnenheit zugleich beſſer für unſere Verhältniſſe geſorgt. Von einem kindlichen Vertrauen zu meinem Vater wäre mehr zu erwarten geweſen, als von einer ſo bitteren Kränkung, wie wir ſie ſeinem Herzen zugefügt haben.

„Ich will dir nachgeben", ſprach Stradella mit wehmüthigem Tone, aber gefaßt. „Mag geſchehen was da will, ſo kann's nicht bleiben, wie es iſt; dieß ſeh' ich ein. Ein nagender Kummer zehrt an der Blüthe deines Lebens, und droht ſie bald ganz zu vernichten. Ich will noch heute an deinen Vater ſchreiben, und auf unſere Rückkehr ihn vorbereiten. Was er immer verfügt, er wird uns trennen können, aber unſere Liebe nicht zerſtören. Ob wir auch für eine kurze Zeit entfernt bleiben, wird ſie in der Erinnerung mit duftigen Kränzen zu einem ewigen Bund uns umflechten."

Der Brief enthielt nur die wenigen Worte: „Von der lebhafteſten Reue über eine Handlung gequält, welche der Augenblick einer Gefahr uns begehen ließ, die wir anders nicht abwenden zu können glaubten, eilen wir zu Euren Füßen, das, was Ihr über uns beſchloſſen habt, zu em-

pfangen. Morgen verlaſſen wir Bologna. — Stradella."

Das Schreiben wurde ſogleich durch einen eigenen Boten an Cretidi geſendet. Dieſer begegnete dem Alten unweit Parma, und übergab es ihm. Cretidi, ſeiner Gefühle nicht Meiſter, ſchlug unverzüglich den Weg nach Bologna ein.

6.

Unterdeſſen war der Tag der Aufführung der Oper Stradella's erſchienen, und Alles ſtrömte dem reichbeleuchteten Schauſpielhauſe zu. Gerade an demſelben Tage kam auch Marco, den ein Uebelbefinden in Parma zurückgehalten, in Bologna an. Er hatte ſeinen Mann bald aufgefunden, und obſchon ihm der Umſtand, daß Stradella durch Aufführung ſeines Werkes die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, nicht ganz lieb war, ließ er ſich doch dadurch von ſeinem Vorhaben nicht zurückhalten, und beſchloß noch in dieſer Nacht die Ausführung desſelben. Im Schauſpielhauſe konnte er ſich Stradella gut in's Auge nehmen, und beym Nachhauſegehen unbemerkt die That vollbringen. Er war einer der erſten, die ſich ins

Theater drängten, denn er ſuchte der Bühne ſo nahe zu ſtehen als möglich.

Die Darſtellung begann. —

Als die Ouvertüre geendet hatte, ſtrömten wunderbare Gefühle durch die Bruſt der verſammelten Menge. Sie ſtand mit pochendem Herzen, wie an der Grenze eines zauberiſchen Landes, deſſen Blüthe und Düfte, deſſen Laubgänge und Waſſerfälle ſie wohl wie aus der Ferne bemerken, aber noch nicht im ungetheilten Anſchauen genießen konnte. Allein wie nun das herrliche Werk immer mehr und mehr auseinander gebreitet wurde, ergriff die Verſammlung ein immer wachſendes Entzücken. Die Geheimniſſe der Muſik, die Jeder gleich Ahnungen des Göttlichen im Buſen trug, lagen nun im farbigen Glanze aufgeſchloſſen vor ſeinen trunkenen Blicken. Nach dem erſten Akte ward Stradella jubelnd vorgerufen, und man konnte annehmen, daß ſich der Eifer und die Empfänglichkeit italiſchen Volks für die Zauber der Tonkunſt nie ſo ſtürmiſch und ſo gerecht zugleich geäußert haben, als an jenem Tage.

Hatte ſchon dieſer Akt alle Gemüther mit der

vollſten Achtung für Stradellas Talent erfüllt, ſo erhob ſie der zweite zur wirklichen Begeiſterung. Die Erhabenheit, die Tiefe, und dabei die klare, ruhige Schönheit des Werkes riſſen Jeden von der Bewunderung zum Erſtaunen hin. Gedichte, Kränze flogen auf die Bühne, und der Beifallsſturm nahm kein Ende, bis der Direktor vor der Verſammlung erſchien, und dem Meiſter einen Lorbeer aufs Haupt ſetzte, den man kurz zuvor auf die Bühne warf. Umſonſt wies ihn die Beſcheidenheit Stradellas zurück, man beſtand darauf, daß er den Kranz behielte. Eine Thräne der Rührung glänzte in ſeinen Augen.

In Mareo's Bruſt hatte die Darſtellung der Oper, welche dem Texte nach den Mord des Oreſtes behandelte, die ſeltſamſten und zugleich die qualvollſten Empfindungen hervorgebracht. Er hatte niemals der Aufführung eines größeren muſikaliſchen Werkes beigewohnt. Nie gefühlte Empfindungen durchſtrömten ſeine Seele. Jetzt über ſich ſelbſt gehoben durch die majeſtätiſchen Klänge, wie ſie Kraft, Seligkeit und ein höheres Leben athmend zu ihm heranſchwollen, jetzt vor

den Schrecknissen des unglücklichen Orests im tiefsten Busen zerrissen, jetzt vom Gelispel der Töne geistergleich umrauscht, jetzt stürmisch umbraus't, vom Jubel der zahlreich versammelten Menge umbebten ihn in demselben Augenblicke die Entzückung der Gegenwart und die Schauder der Zukunft. Auch über ihn schwangen die rächenden Göttinnen ihr Schlangenhaar, aber auch ihm glänzte das Morgenroth der Verzeihung entgegen, von der Reue herbeygeführt. Die Sage vom Orpheus und vom Amphion, wie sie durch die Klänge der Leyer Steine und wilde Thiere zu menschlichen Gefühlen bewegten, sah man an dem rohen Gemüthe des Banditen, welches durch die Gewalt der mächtigsten und der helligsten aller Künste bezwungen ward, in Erfüllung gehen. Stradella, der Mann, der all dieses hervorgebracht, der die zahllose Menge, in deren Gewühle der Bandit sich befunden, so gewaltig aufgeregt hatte, erschien ihm mit dem Lorbeer auf dem Haupt, wie ein höheres Wesen. Mit glühendem Gesichte drängte er sich dem Ausgange des Schauspielhauses zu, um all diese Empfindungen im Freien zu verstürmen.

Unruhvoll rannte er die Straßen auf und nieder, als ihm Stradella, welcher, um dem tobenden Jubel zu entfliehen, durch eine Seitenthüre des Theaters ſich entfernt hatte, und ſeinem Wohnhauſe zueilte, entgegentrat. Er trug noch den Lorbeer auf dem Haupte.

Beyde befanden ſich allein, Stradella und der Bandit. Es war eine ſchwüle Nacht, nur ſpärlich von einzelnen Lampen erleuchtet, die an den Häuſern brannten. Wie unwillkührlich griff der Bandit nach dem Dolche. Stradella blickte ihm ruhig ins Auge, und zeigte lächelnd mit der Hand nach dem Lorbeer. Da warf zitternd Marco den Dolch weit von ſich weg, und ſtürzte vor Stradella zu Füßen nieder, krampfhaft ſeine Knie umklammernd.

„Herr!“ rief er aus, — „ich ſollte Euch morden, aber ich vermag's nicht. Einen Mann wie Ihr ſeyd, hat Italien nicht wieder. Gott bezahl es Euch, was Ihr an mir gethan habt. Ihr habt etwas in mir heraufgerufen, was noch kein Menſch heraufzurufen im Stande war. Ich bin

der Bandit Marco, eine zahlreiche Bande gehorchte meinem Befehle. Sie iſt zerſtreut, denn ich werde ſie nicht wieder ſehen. Mein Dolch wird keinen mehr treffen. Die Vergehungen meines früheren Lebens zu büßen, will ich mich ſelbſt überliefern, und nebenbey auch den Senator Riviera — denn dieſer hat den Mord an Euch bei mir beſtellt, und wollte mich zum Schurken machen an ganz Italien."

„Wen nennſt du da" — rief eine Stimme hinter dem Banditen. Es war die Cretidi's, welcher der Vorſtellung der Oper gleichfalls beygewohnt hatte, und Stradella unbemerkt folgte. Der Bandit trat erſchüttert zurück, und maß Cretidi mit einem durchdringenden Blick, darauf ſprach er zu ihm gewendet: „Den Senator Riviera habe ich genannt — ich wiederhol' es Euch — er hat mich gedungen, und erwartet die Nachricht von der gelungenen Arbeit auf dem Landgute des Edelmanns Cretidi, bey Lucca. Dreihundert Zechinen hat er mir für das Leben dieſes Mannes bezahlen wollen. Aber der da — er zeigte auf Stradella — zahlte mir einen höhern Preis; er hat

mich vom Thiere zum Menſchen gemacht. Gedenkt meiner in Eurem Gebethe, als eines unglücklichen Mannes."

Im nächſten Augenblicke war er fort. — Stumm ſtanden Stradella und Cretidi einander gegenüber.

„Nur noch den Lorbeer laßt mich mit Ottilien theilen" — ſprach Stradella nach einer Weile mit leiſer Stimme, indem er ſich den grünen Zweig, der ſich freundlich um's lockige Haupt bog, herunter nahm — „dann — trennt uns für immer" — und damit ſank er zu den Knieen des Alten nieder.

Aber gerührt hob ihn dieſer mit den Worten empor: „Was Ihr an mir verbrochen, möge verſöhnt werden durch das, was Ihr an dem Manne gethan habt, der uns verließ. Durch Euch hat mich der Zufall ein Ungeheuer wie Rivieren kennen lernen laſſen, das der Strafe der Geſetze nicht entlaufen wird. Führt mich zu meiner Tochter, damit ich Eure Hände in einander lege, und" — er ſetzte dabei dem Stradella wieder den

Lorbeer auf die Stirn — „laßt mich im Schatten jenes Baumes ausruhn, der die höchſten und ſchönſten Bemühungen des Mannes krönt und belohnt.

Die Juden-Drillinge.

Ein türkiſches Märchen.

Nathan Ben Sadi hatte drei Söhne. Sie wurden alle unter derſelben Conſtellation geboren, und er nannte den erſten Izaf, den zweiten Izif, den dritten Izuf. Alle drei Kinder waren auf eine ſeltene Weiſe einander ähnlich, und er liebte ſie auch alle drei mit gleicher Liebe, ſo daß ſein Herz ihm ſeit dem Augenblicke der Geburt der Kleinen gleichſam in drei gleiche Theile getheilt erſchien.

Sein Weib Dizara verlor bald nach der Geburt der Drillinge ihr Leben. Ben Sadi trauerte eine Zeit lang, denn da ſie ihm ein anſehnliches Heirathsgut zugebracht hatte, war er ihr immer ſehr ergeben geweſen, aber genau beſehen, beſaß er nun ſtatt einer Frau drei Kinder, er hatte

also Drei für Eins gewonnen, und so überwog bald die Freude über den Besitz, den Schmerz, welchen er über den Verlust empfand.

Ben Sadi hatte sich sein ganzes Leben hindurch dem Studium der astrologischen Wissenschaften hingegeben, und war auch in der That zur Kenntniß manch bedeutender Geheimnisse gelangt. Er eilte, sobald seine Söhne heranwuchsen, welche nunmehr auch eine völlige Gleichheit der Gesinnungen, der Anlagen und der Leidenschaften kund gaben, ihnen Alles mitzutheilen, was er seinem Eifer und seiner Erfahrung verdankte, und mit ungetheilter Aufmerksamkeit horchten die Drillinge auf die Mittheilungen ihres Vaters.

Mit einemmal wurde Ben Sadi trauriger als er je gewesen. Er schien wenig Antheil an Allem zu nehmen, was ihn umgab, nicht einmahl den Thurm, auf dem er zuvor den größten Theil der Nacht zugebracht hatte, um in den Sternen zu lesen, bestieg er mehr, ja selbst von der Umgebung seiner geliebten Drillinge hielt er sich fern. Tagelang blieb er in seinen Zimmern verschlossen, und selbst wenn er sie verließ, war er düster und

wortkarg. Manchmal rann ihm auch, wenn er im Anſchaun ſeiner Kinder vertieft, ihnen gegenüber ſaß, eine Thräne in den Bart.

Eines Tages berief er die Drillinge an ſein Bett. „Kinder!“ — ſprach er zu ihnen — „ich fühl' es, die Natur eilt mit mir ins Grab. Kraft und Luſt zum Leben nehmen täglich ab, und wenn die Sterne mich nicht täuſchen, iſt mir nur noch eine geringe Zeit vergönnt, unter Euch zu ſeyn. Vielleicht iſt die gegenwärtige Stunde meine letzte. Setzt Euch um mich her, denn ich will Euch ein Geheimniß offenbaren, welches auf das Schickſal Eurer künftigen Tage den entſchiedenſten Einfluß hat.

Die Drillinge nahmen weinend Platz, und Ben Sadi begann: „Ihr wißt, lieben Kinder, daß Euch die Natur eine ſeltene Gleichheit der Geſtalt und der Geſinnung verlieh Morgen iſt Euer zwanzigſter Geburtstag. Von dieſem Tage an wird ſich jene Gleichheit auch auf Euer Schickſal erſtrecken. Alles nämlich, was von Glück dem Izaf, welcher zuerſt das Licht der Welt erblickte, begegnen wird, werden auch ſeine Brüder erfah-

ren — jedes Unglück, welches ihn trifft, wird auch dem Izif und dem Izuf zu Theil werden. Alſo hab' ich in den Sternen geleſen."

„Vater!" fiel ihm Izif bedenklich in die Rede— „wenn nun mein Bruder verbannt, oder, wovor Gott ſey, erſchlagen oder gehenkt würde, müßte auch ich dasſelbe Schickſal mit ihm theilen?"

„Ich zweifle keinen Augenblick, mein Sohn"— erwiederte Ben Sadi, „aber du haſt dieß ſo wenig zu beſorgen, als deine Brüder, wenn Ihr genau Euch nach dem richten werdet, was Ihr nun erfahren ſollt. — Euer Schickſal hängt nämlich auf eine ſonderbare Weiſe mit dem der drei Töchter meines Vetters Siro zuſammen, welcher in Conſtantinopel lebt. Jene Mädchen ſind im Beſitze von drei Talismanen, die für ſie von der größten Bedeutung ſind. So lange ſie nämlich dieſelben bey ſich tragen, wird ihnen das Glück nie untreu werden. Schönheit, Anſehen, Reichthum, Alles werden ſie in Fülle ihr eigen nennen. Das Glück flieht ſie aber ſogleich, und geht auf Euch über, wenn Ihr die Talismane in Eure Gewalt bekommt. Die Mädchen kennen den Werth

dieſer Kleinode nicht, welche ſie in der Form von Ringen an den Fingern tragen. Begebt Euch demnach zu ihnen, und ſucht durch irgend eine Liſt, die Euch nicht ſchwer fallen kann, die Ringe an Euch zu bringen. Es iſt dieß leichter zu bewirken, als Ihr denkt, denn die Ringe ſind dem Anſcheine nach von geringem Werthe, Ihr dürft daher ihnen nur Etwas dafür biethen, was Reiz für ſie hat. Aber nehmt Euch wohl vor zwei Dingen in Acht: Erſtens Euch nicht damit zufrieden zu ſtellen, wenn Ihr einen oder zwey jener Ringe beſitzt, da ſie nur vereint ihre Kraft äußern; Zweitens: nicht Euer Herz an die Mädchen zu verlieren, welche von ausgezeichneter Schönheit ſind. Bedenkt, daß alle Reize des Leibes eitel und vergänglich zu nennen ſind, jene Güter aber, welche durch die Talismane Euch zu Theil werden, beſonders was den Reichthum betrifft, dauernd beſtehen."

„Aber weßhalb" — erwiederte Izaf — „haben wir dieſe Vorſicht nöthig. Wenn die Mädchen uns gefallen, und es, wie zu vermuthen iſt, geſchieht, daß ſie auch uns gerne ſehen, ſo wäre ja durch

eine gegenſeitige Vereinigung die Sache am Beſten und am Kürzeſten abgemacht."

„Bei meinem Barte!" — ſchrie Ben Sadi mit krampfhafter Anſtrengung auf — „denkt nicht daran. Euer Stamm kann mit dem des Siro ſo wenig vereinigt werden, als das Waſſer mit dem Feuer, oder das Glück mit der Armuth. Wißt: die Talismane der Schweſtern waren früher von Eurem Großvater, dem weiſen Schules, Euch beſtimmt, nur durch trügeriſche Verlockungen der Mutter jener Mädchen kamen ſie in ihre Hände. Doch der Himmel hat ſie dafür beſtraft. Bevor ſie ihren Kindern die Kraft jener Talismane entdecken konnte, ereilte ſie der Tod. Macht demnach jenes Unglück, welches Euren Stand traf, wieder gut, und begebt Euch ohne Verzug zu den Mädchen. Ihr findet ſie unter dem Namen der ſchönen Schweſtern, die eine heißt Aurore, die zweite Argentine und die dritte Gelide. Laßt mich, wenn ich geſtorben bin, auf eine einfache Weiſe beſtatten, und verwendet das wenige Geld, welches Ihr in meinem Kopfkiſſen eingenäht finden werdet, zu Eurer Reiſe. Aber verſprecht mir,

daß Ihr genau meine Lehren befolgen, und Euer Herz von den Verlockungen jener trügeriſchen Schlangen, die Euch für ewig ins Verderben locken könnten, frei halten wollt."

Die Drillinge gelobten dem Vater mit den heiligſten Schwüren Alles, was er von ihnen verlangt hatte; er reichte ihnen die Hand zum Kuſſe, ſank in die Kiſſen ſeines Bettes zurück, und verſchied.

Nachdem die nöthige Anzahl von Thränen um den Verluſt des geliebten Vaters den kindlichen Augen entfallen war, machten ſich die Brüder ungeſäumt über das Kopfkiſſen her, welches nach der Aeußerung Ben Sadi's die Mittel zur Erfüllung ihrer Hoffnungen, das nöthige Reiſegeld — und wenn eine gewiſſe Ahnung, die ſich in den Herzen aller Dreien zugleich regte — ſie nicht täuſchte, noch einen erkleklichen Ueberſchuß umſchloß.

Sie hatten ſich nicht betrogen. Tauſend Zechinen fanden ſich vor, die brüderlich getheilt wurden.

In einer Stunde darauf ließen ſie den Vater beſtatten, und traten dann unverzüglich die Reiſe nach Conſtantinopel an.

2.

Als die Drillinge an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt waren, erkundigten sie sich um die näheren Verhältnisse des Siro und seiner Töchter.

Sie erfuhren, daß der Vater ein Mann von ausnehmendem Muthe und von einer entschiedenen Tapferkeit sey, und derzeit als ein Anführer gegen die Feinde des Sultans im Felde stehe, seine Töchter aber, wegen ihrer besonderen Schönheit der Gegenstand der Bewunderung von ganz Constantinopel wären. Die Juden kauften einige Waaren, welche sich mehr durch Zierlichkeit der Arbeit, als durch inneren Werth auszeichneten, und ließen sich als Kaufleute aus der Levante durch eine Sklavin bei den Schwestern einführen.

Sie fanden diese an einem runden Tische sitzend

mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt. Die Mädchen ſchienen Anfangs ſich wenig um die Eintretenden zu bekümmern, welche ſich ihnen mit vieler Schüchternheit näherten, und ihre Waaren auszubreiten begannen. Aber plötzlich fuhren alle drei Brüder mit einem lauten Schrei des Entſetzens zurück; die Mädchen hatten empor geblickt, und der Eindruck nie geſehener Reize wirkte wie ein Blitzſtrahl auf die Gemüther der Juden.

Die älteſte Schweſter Aurora war groß und herrlich gebaut. Ein brennendes Auge ſchien den zitternden Izif zu durchdringen, und das Herz im innerſten Buſen ihm zu ſchmelzen. Das ſchwarze Haar war in üppigen Ringen aufgerollt, die ein goldener Pfeil zuſammenhielt. Sie trug ein hochrothes Kleid, welches in reichen Falten zur Erde niederrollte, und der Geſtalt des Mädchens etwas Ueberirdiſches gab.

Die Mittlere an Jahren, Argentine, war weiß gekleidet, und trug ein Band von Diamanten um die blendende Stirn. So lieblich, ſo zart, ſo ätheriſch gebaut, war dem armen Izuf noch kein weibliches Weſen erſchienen. Sie ſtreckte die

ſchneeweiße Hand nach dem Schächtelchen aus, welches er ihr entgegenhielt, und die Knie verſagten dem Juden den Dienſt. Nur durch die angeſtrengteſte Mühe vermochte er ſich aufrecht zu halten. Der Ermahnungen ſeines Vaters eingedenk, drückte er die Augen feſt zu, im Vertrauen, daß es ſeine Brüder wohl bemerken würden, wenn die ſchöne Argentine vielleicht aus Scherz Etwas von den Waaren beyſeit bringen wollte.

Die dritte Schweſter Gelide, im himmelblauen Gewande, ſprang neugierig empor, wie ſie die vielen ſchönen Sachen des Izaf erblickte. — Dieſer hielt ſich, da er gleichfalls dem Umſinken nahe war, mit dem Rücken an der Wand feſt. Da lachte Gelide, — Izaf erblickte dabei Gelidens Zähne, und ein Grübchen im Kinne, wie er nie eines geſehen, und in demſelben Augenblicke ſank er vor dem Mädchen dergeſtalt zur Erde nieder, daß ſeine Waaren weit im Zimmer umher fielen.

Gelide war weder ſo erhaben wie Aurora, noch ſo ſchön wie Argentine, ſie ſchien gleichſam die beiden Vollkommenheiten, wovon jede nur in

einem etwas geringeren Grade da war, mit einander verſchmolzen zu haben. Sie galt für die anmuthigſte Türkin.

Die Mädchen machten ſich darüber her, die Waaren des Izaf vom Boden aufzuleſen; dieß gab ihm die Beſinnung wieder. Ermuthigt ſprang er empor, um Alles wieder an ſeinen Ort zu bringen, und die Brüder ſtanden, nachdem ſie zuvor ſorgfältig den Deckel auf ihre Schachteln gelegt hatten, ihm liebevoll bey. Darauf näherten ſie ſich gefaßter als zuvor den Damen.

„Du ſchöner als die Zeder des Libanons" — redete Izif Auroren an — „ſüßer als der Hauch der Blumen des Paradieſes, lieblicher als die Stimme des Propheten, wirf einen deiner ſtrahlenden Blicke auf dieſe Waaren, welche wir vor dir ausbreiten. Sie ſind von den koſtbarſten, die ſich auffinden laſſen, und zugleich von einer Niedlichkeit der Arbeit, die jeden Glauben übertrifft."

Ungefähr dieſelben Worte richteten Izuf an Argentine und Izaf an Geliden.

Die Mädchen fielen über die Waaren, betrachteten ſie von allen Seiten, prüften, durchſuch-

ten, ſonderten, bekleideten ſich gegenſeitig damit, traten vor den Spiegel, um ſich im Glanze der Herrlichkeiten zu beſehen, und nachdem jede eine Anzahl davon zur Seite gelegt hatte, befragten ſie die Brüder nach den Preiſen.

„Was ſollen wir" — erwiederte Izif — "mit Euch, welche man die Zierden des Orients nennt auf eine kleinliche Weiſe handeln und mäckeln! Es iſt uns nicht um den Verkauf der Waaren, ſondern nur darum zu thun, daß Ihr Etwas davon von uns annehmen, Euch vielleicht in huldvoller Erinnerung an uns damit ſchmücken, und da Ihr uns wohl nicht würdig halten werdet, Euch Geſchenke reichen zu dürfen, uns eine Kleinigkeit dafür geben wollt, allenfalls die kleinen Ringelchen, welche Ihr an der linken Hand trägt."

„Wollt Ihr" — ſetzte Izuf dazu — „noch Einiges von Geld beifügen, ſo werden wir es, aus Achtung für Euch nicht zurückweiſen, aber, wie mein Bruder geſagt hat, es ſteht ganz in Eurem Belieben."

Im Nu zogen Aurora und Argentine die Ta-

lismane, welche die Juden begehrten, von den Fingern, und gaben ſie hin, Aurore an den Iziſ, Argentine an den Izuf — nur Gelide zögerte mit ihrem Ringe, welchen ſie beſonders lieb gewonnen hatte.

„Machen wir" — ſagte ſie zu dem überraſchten Izaf — „die Sache lieber mit Geld ab. Eure Waaren gefallen mir ſehr, aber daß ich es Euch nur geſtehe, um den Preis, welchen Ihr dafür verlangt, können wir nicht Handels Eins werden. Ich habe dieſen Ring von meiner ſeligen Mutter, und er iſt mir werth, auf eine eigene Weiſe. So oft ich das Blau des Steines betrachte, den der Ring umſchließt, iſt mir's, als ſehe ich den blauen Himmel vor mir, und es wird mir dabey wunderbar wohl ums Herz. Gerade heraus! ich kann mich von dem Ring nicht trennen, aber jeden andern Preis bin ich erbötig, Euch zu geben. Begehrt nur."

Gleich einem Donnerſchlage berührten dieſe Worte das Herz des Juden. Nach der Aeußerung des Vaters mußten ſie alle drei Talismane beſitzen, von einander getrennt äußerten ſie keine Kraft.

Izaf verſchwendete alle nur denkbare Beredſamkeit an Gelilden. Er legte Waaren den Waaren zu, und erboth ſich zuletzt, dem Mädchen alles von ihm Mitgebrachte, und auch die noch übrigen Kleinodien ſeiner Brüder zu überlaſſen. Jede Mühe war vergebens. Jemehr er in Gelilden drang, um deſto feſter beſtand ſie darauf, den Ring nicht herauszugeben; ja, ſie wurde durch das lange ängſtliche Andringen Izafs darauf aufmerkſam gemacht, daß es damit wohl gar ein eigenes Bewandtniß haben müſſe.

In dieſer beſchwerlichen Lage beſchloß Izaf das Aeußerſte zu wagen. Er war auch von ſeinem Vater her im Beſitz eines Fläſchchens, welches ein Elixir von ſeltener Art enthielt.

Es hatte nämlich die Kraft, daß der, welcher davon trank, Alles vollführen mußte, was Jener begehrte, welcher es ihm zu trinken gab. Gelang es dem Izaf Gelilden zu vermögen, auch nur einen Tropfen des Elixirs zu koſten, ſo mußte ſie ſich ſeinem Wunſche fügen, und den Ring in ſeine Hand legen.

Er hielt ihr das Fläſchchen, welches überaus

niedlich, von Criſtall gearbeitet, und mit einem goldenen Stöpſelchen verſehen war, hin und ſprach:

„Ihr wollt, ſchöne Gelide, mir durchaus dasjenige verweigern, was Eure Schweſtern ohne den geringſten Anſtand meinen Brüdern überreichten. Was konnte mir koſtbarer und wünſchenswerther ſeyn, als jenes Ringelchen, welches Ihr an Eurer Hand getragen, und deſſen Werth Ihr durch eine beſondere Vorliebe noch erhöht habt. Aber Ihr wollt nicht, und ſo ſey es denn. Ihr ſollt von mir auch nicht einen Ton mehr hören, welcher darnach ſtreben ſollte, Euch etwas zu entziehen, was Ihr Eurer Aufmerkſamkeit würdigt. Im Gegentheile, damit Ihr ſeht, daß ich meinen Wunſch dem Eurigen ganz und gar unterzuordnen bereit bin, mögt Ihr das Theuerſte hinnehmen, was ich mein nenne. Dieſes Fläſchchen enthält ein Elixir der wunderbarſten Eigenſchaft. Ein Tropfen davon durchdringt Euch mit den ſeligſten Empfindungen, und verleiht Euch die Befriedigung eines liebſten Wunſches — ewige Jugend. Nehmt hin, verſucht, und theilt das Uebrige mit Euren Schweſtern.“

Damit reichte er Geliden das Fläſchchen hin.

Kaum hatten Aurora und Argentine die Wunderkraft des Elixirs vernommen, ſo ſtürzten ſie zugleich auf die Schweſter los, welche bereits den Stöpſel des Gefäßes geöffnet hatte. Jede wollte die Erſte davon trinken. Gelide weigerte ſich es herauszugeben, Argentine ſuchte es ihr zu entwinden, Aurora ſtand der Letzteren bey, ſo glitt das Fläſchchen aus Gelidens Händen und fiel zur Erde, wo es zerſprang.

Mit dem erſten Tropfen des Saftes, welcher den Boden berührte, verbreitete ſich ein grauer Nebel ringsumher, der immer dichter und dichter wurde. Ein Schäumen und Ziſchen erfüllte zu gleicher Zeit die Mädchen mit nie gefühltem Entſetzen. Sie hielten einander feſt umſchlungen, und ſtarrten leichenähnlich nach den Juden hin, welche mit widerlich verzerrten Geſichtern zu ihnen hinüber grinsten.

Plötzlich erwachte in Izafs Herzen der Muth, und in demſelben Augenblicke auch in dem Herzen ſeiner Brüder.

Alles war jetzt verloren, Alles mußte aufs

Spiel geſetzt werden. Raſch trat Izaf auf Gelden los. Ihre Furcht ſchien ihm die günſtigſte Gelegenheit zu ſeinem Unternehmen zu biethen. Er faßte ſie am Arme, und wollte mit Hülfe ſeiner Brüder ihr den Ring vom Finger ziehen.

Die Mädchen ſchrieen überlaut.

Da öffnete die Sklavin die Thüre und meldete, vor Freude kaum der Rede mächtig, daß ſo eben der Vater wohlbehalten heimgekehrt ſey, und in wenigen Minuten vor ihnen ſtehen würde.

„Der Vater!“ — dieſe Worte wirkten mit vernichtender Gewalt auf die Drillinge. Es kamen ihnen alle die Großthaten zu Sinne, welche man ſich von dem Manne erzählte, die ins Ungeheure gingen. Sein Muth, ſeine Tapferkeit ſtiegen wie drohende Rieſen vor ihren Augen auf. Was konnte ihr Loos ſeyn, wenn der Held ſich nahte, und ſeine Töchter von ihnen bedroht fand. Von einem Manne ſeiner Art ſtund zu befürchten, daß er, wie ein Baſilisk mit dem bloſſen Hauche zu tödten im Stande war. Es galt kein Säumen. Izaf, der noch am Mindeſten Beherzte ergriff die Flucht, und damit entſank auch den Brüdern der letzte

Rest ihrer übel bestellten Herzhaftigkeit. Wie vom Sturme gejagt liefen sie hinterdrein.

Siro erschien. Nach der ersten Umarmung konnte er sich kaum vom Erstaunen erholen, seine Töchter in dem Zustande zu finden, in welchem sie waren.

Sie erzählten ihm den ganzen Hergang der Geschichte. Der Vater, welchem die eigentliche Natur und Kraft der Talismane seiner Töchter unbekannt war, glaubte, daß die Männer, welche sich für Kaufleute ausgaben, sich, wahrscheinlich durch die Schönheit der Schwestern angelockt, einer Verkleidung, und zwar in der Absicht bedient hätten, den Mädchen ihre Liebe anzutragen, ja, nach dem, was mit Gelidon vorgegangen, wohl gar sich ihrer zu bemächtigen. Das Begehren der Ringe schien ihm ein Vorwand gewesen zu seyn, an die Mädchen zu kommen.

Er ließ sich die Gestalt der Männer, ihre Kleidung, und was sonst dazu nöthig war, genau beschreiben, und beschloß, ihnen nachsetzen zu lassen, um sie zur verdienten Strafe zu ziehen.

Auch die Tropfen des Elixirs, welche in dem

unteren Theile des Fläſchchens geblieben waren ließ er unterſuchen, und man hielt es für einen Liebestrank, wie man dergleichen zu jenen Zeiten häufig zu bereiten und heimlich zu verhandeln pflegte. Dieß beſtärkte ihn noch mehr in der Meinung welche jene Männer für verkleidete Liebhaber hielt.

Unterdeſſen ergab ſich mit Auroren und Argentinen eine bedeutende Veränderung. Ihre muntere Laune, welche bisher ſie, und Alles was ſie umgab, belebt und erheitert hatte, verſchwand immer mehr und mehr, die Roſen ihrer Wangen erbleichten, und eine Traurigkeit bemächtigte ſich ihres Gemüthes, welche durch kein Mittel zu bannen war. Fruchtlos verſuchte der Vater alle Arten der Zerſtreuungen — fruchtlos zerquälten ſich die berühmteſten Aerzte, dem Uebel auf die Spur zu kommen. Gleich langſam verwelkenden Blumen, ſelbſt im Scheiden noch voll Anmuth und Lieblichkeit, ſchwanden Aurorens und ihrer Schweſter Reize von Tag zu Tag.

3.

Während der Zeit war in Conſtantinopel eine gewiſſe Sumi angekommen, welche in Izufs Vaterſtadt mit ihm in einem Liebesverhältniſſe ſtand. Um von ihr loszukommen, hatte ſie der geſchwätzige Jude in die Kenntniß eines Theiles ſeiner Verhältniſſe geſetzt, da ſie ihn ſonſt unter keiner Bedingniß hätte reiſen laſſen. Sie aber, auf eine ungewöhnliche Weiſe der Eiferſucht ergeben, war damit nicht zufrieden, folgte, um ſich von der Wahrheit ſeiner Angabe gehörig zu überzeugen, dem Geliebten nach, und traf einen Tag nach ſeiner Ankunft in Conſtantinopel ein.

Was den Izuf betraf, ſo durchglühte ſein Inneres kein gleiches Gefühl für das Mädchen, welches bereits einige Sommer über die Gebühr zählte, und auch ſonſt von der Natur nicht ſonder-

lich mit jenen Vorzügen bedacht worden war, wegen welchen man das Geſchlecht, dem ſie angehörte, das ſchöne zu nennen pflegt.

Es hatten ihn blos die nicht ungünſtigen Vermögens-Umſtände des alternden Mädchens und der Umſtand angezogen, daß vor der Hand kein zweites weibliches Weſen zu finden war, welches den eigenſinnigen Geſchmack, an ihm Gefallen zu finden, mit Sumi theilte. Er war herzlich froh, die Verbindung mit ihr losgeworden zu ſeyn, und erſchrak nicht wenig, als ſie ihm, gerade wie er das Haus verließ, entgegen trat.

Sumi hoffte viel von dieſer Ueberraſchung. Voll der glühendſten Zärtlichkeit eilte ſie dem Geliebten entgegen. Ihr grünlichtes Augenpaar verweilte lange und mit ſehnſüchtigem Wohlgefallen auf ſeiner Geſtalt, und hundert Fragen drängten ſich ſchier zu gleicher Zeit über die eingeſunkenen Lippen.

Izufs Herz war von andern Dingen erfüllt. Der Anblick der ſchönen Argentine hatte ſich dermaßen ſeiner bemächtigt, daß ſie auch fern von ihm vor ſeinen Augen ſchwebte; und nun forderte

Sumi's Anblick, der ihm zu jeder Zeit unangenehm erschien, ihn vollends zu einem Vergleiche auf.

Dazu kam noch das Gefühl der vereitelten Hoffnung wegen der Talismane und die Furcht vor Argentinens Vater, welche ihm jeden Augenblick seines Verweilens in Constantinopel peinlich machte, und ihn nur darauf sinnen ließ, diese Stadt, sobald als möglich, unerkannt zu verlassen.

Er würdigte Sumi kaum eines Blickes, erklärte ihr geradezu, daß sie sich umsonst herbemüht habe, da sie für immer geschiedene Leute wären — und eilte fort. Lautlos staunte Sumi dem Treulosen nach.

Es blieb kein Zweifel mehr, daß sie verschmäht, verstossen worden sey. Eifersucht, Wuth, Neid und Haß wogten in ihrem jungfräulichen Busen durcheinander. Sie beschloß, sich von der Wahrheit ihrer Vermuthungen zu überzeugen und sich auf eine beispiellose Weise an dem Undankbaren zu rächen, welcher in früherer Zeit nur darum ihr Herz mit so süßen Empfindungen erfüllt zu haben schien,

um ihr den Zuſtand, in dem ſie nun ſich befand, deſto empfindlicher zu machen.

Izuf hatte ihr in der Heimat wohl den Namen der Schweſtern verſchwiegen, aber ſie wußte doch durch ihn ſo viel von ihren Verhältniſſen, daß es ihr leicht war die Mädchen aufzufinden.

Unverzüglich begab ſie ſich zu ihnen, und fand Aurore ſowohl als Argentine krank, Geliden mit der Pflege ihrer Schweſtern beſchäftigt.

Nach dem Beſuche der Drillinge forſchend, ließ ſie den Schweſtern merken, daß ſie ihnen viel zu entdecken im Stande ſey, was auf ihren Zuſtand Einfluß haben dürfte, und ſetzte ſich dadurch bald in die volle Kenntniß von dem Hergange der Dinge. Die Ueberzeugung, daß ſie um einer Nebenbuhlerin willen auf immer unglücklich ſey, ſtand nun klar vor ihr, und ſie wollte dafür wenigſtens dem Undankbaren den Beſitz ſeiner Schönen, welcher ſie bei genauer Betrachtung doch eine Annäherung an ihre eigenen Reize zugeſtehen mußte, unmöglich machen.

Haarklein erzählte ſie den Schweſtern Alles was ſie wußte, und that viel aus eigener Ver-

muthung dazu. Sie entdeckte ihnen, wie der Vater der Drillinge ſich von jeher mit geheimen Wiſſenſchaften abgegeben und dadurch erfahren habe, daß die türkiſchen Schönen im Beſitze koſtbarer Talismane wären, welche auf das Leben und das Glück derer, die ſie trügen, einen bedeutenden Einfluß äußerten, und daß jene Talismane eben die bewußten Ringe geweſen ſeyen.

Begierig ſchlürften die Mädchen jedes Wort von dem Munde der Erzählerin. Sie konnten nicht zweifeln, daß mit dem Beſitze der Talismane auch das Glück und die Luſt ihres Lebens entwichen ſey, da jene, welche die Ringe weggaben, ſich in einem bedauernswerthen Zuſtande befanden, Gelide aber ſchöner und freudiger aufblühte, als zuvor.

Noch in dieſer Stunde wollten ſie die Juden aufſuchen, und durch Liſt oder Gewalt wieder zum Beſitz ihrer Talismane gelangen.

Sumi billigte mit einer, an Wahnſinn gränzenden Freude dieſen Plan, und verſprach, ſelbſt hilfreiche Hand zu deſſen Ausführung zu leiſten. Die Schweſtern waren damit zufrieden;

sie wollten ihre Wohlthäterin mit reichen Geschenken entlassen, aber wie wenig auch Sumi einem solchen Anerbieten sonst abhold war, zog sie dießmal das edle Bewußtseyn, ihrem undankbaren Geliebten geschadet zu haben, jenen Lockungen vor, und entfernte sich, ohne etwas anderes anzunehmen, als den Dank. Als sie fort war, wollten die Mädchen gleich an die Ausführung ihres Vorhabens gehen. Es wurden viele Plane gemacht und verworfen, bis sie endlich darin übereinkamen, keinen Plan festzusetzen. Vor der Hand wollten sie den Aufenthalt der Brüder, als die eigentliche Hauptsache auskundschaften; das Andere, meinten sie, würde sich dann von selbst geben.

Die Brüder aber befanden sich zwei Meilen von Constantinopel in einem Gasthause. Sie gingen dort miteinander darüber zu Rathe, was eigentlich anzufangen sey, um Gelidens Ring zu bekommen.

Sie wollten sich durch eine zweckmäßige Verkleidung unkenntlich machen, sich darauf wieder nach Constantinopel begeben, und dort heimlich Geliden auflauern, wenn sie, wie sie oft pflegte,

des Morgens allein in ihrem Garten luſtwandelte, dann ſie überraſchen, und ſich des gewünſchten Kleinods mit Gewalt bemächtigen.

Unter dieſen Berathſchlagungen war die Mitternacht hereingebrochen, ohne daß die Drillinge es gewahr wurden. Auf einmal öffnete ſich die Thüre des Zimmers, und ein Häſcher, den zwei Soldaten begleiteten, trat ein, näherte ſich den bebenden Brüdern, und befragte ſie nach ihrem Stande, ihrer Beſchäftigung, und warum ſie zu dieſer Stunde ſich hier befänden.

Die Juden, welche ſich verrathen glaubten, geriethen in die gröſte Verwirrung, ſtammelten einige unverſtändliche Worte, und wollten ſich entfernen. Sie waren der Meinung, daß die Wache auf Veranſtaltung des Siro erſcheine.

Beim erſten Schritte, den ſie gegen die Thüre machten, faßte der Häſcher den Jzif an der Bruſt, und die Soldaten vertraten den andern den Weg.

„Liederliches Geſindel!“ hub der Häſcher an— „was unterſteht Ihr Euch, entlaufen zu wollen, wenn der Arm der Gerechtigkeit Euch ereilt

hat? — Wißt Ihr nicht, daß es vom Großherrn verboten iſt, nach Mitternacht ſich in den Schenken herumzutreiben, und daß das Geſetz die Uebertreter ſtrenge beſtraft? Eure Verwirrung, eure unzuſammenhängenden Reden über euer Herkommen und eure Beſchäftigung laſſen mit Grund vermuthen, daß der Zufall uns heute beſonders günſtig geweſen iſt, und uns ein beſſeres Wild, als wir vermutheten, in die Hände geführt hat. Folgt mir ungeſäumt, und laßt es Euch dieſe Nacht in einem unſerer Gefängniſſe gefallen, deren Fürtrefflichkeit Ihr wahrſcheinlich ſchon aus der Erfahrung kennen werdet. Der morgige Tag ſoll Euch, wie ich vermuthe, zum Antworten beſſer aufgelegt finden, als der heutige."

Damit warf er den ſich ſträubenden Izif dem einen der Soldaten in die Arme, der zweite hatte ſich bereits des Izufs bemächtigt.

Izaf aber, welcher in einiger Entfernung ſtehen geblieben war, erſah, als der Häſcher ſich ihm nähern wollte, ſeinen Vortheil, lief dem offen ſtehenden Fenſter zu, und ſprang mit einem kühnen Sprunge ins Freie.

Als die Soldaten ſich von der Unmöglichkeit überzeugt hatten, den Flüchtigen, welcher im Laufen geübt, bereits einen ergiebigen Vorſprung gewonnen, einzuholen, begaben ſie ſich, mit dem Zweidrittel zufrieden, nach den Gefängniſſen, und beſchloſſen ſich für den Verluſt, den ſie erlitten, an den zwei Männern, die ſich in ihrer Gewalt befanden, ſchadlos zu halten.

Izaf, welcher sich bei dem Sprung aus dem Fenster das Bein etwas verrenkt hatte, ging oder hinkte vielmehr einem nahegelegenen Gehölze zu, wo er sich so lange verborgen hielt, bis die Sonne die Spitzen der Bäume zu vergolden anfing.

Dieser liebliche Schimmer lockte ihn aus seiner Verborgenheit. Er hoffte, daß die Späher es nun bereits aufgegeben hätten, ihn zu verfolgen.

Er war frei, aber wenn er seinen Zustand genau betrachtete, mußte er ihn mehr peinlich als angenehm finden. Seine geliebten Brüder, welche sich noch dazu im Besitz der geliebten Talismane befanden, schmachteten im Kerker, und standen in Gefahr, dieß schwer errungene Gut durch die Hände eines grausamen Richters zu verlieren.

Diese und hundert ähnliche Gedanken und Gefühle kreuzten sich in Izaf's Kopf und Brust

und lösten zuletzt sich alle in dem Wunsche auf, seinen armen Brüdern wieder zur verlornen Freiheit zu verhelfen.

Izif und Izuf konnten nichts unternehmen, sondern mußten in ihrem wohlverschlossenen Kerker als Gefangne leiden, daß man, was eben beliebig war, mit ihnen unternehme; Freunde hatten sie hier nicht; der Einzige, der für sie handeln konnte, blieb, Izaf mochte die Sache überlegen wie er wollte, er selbst, und er wollte auch handeln, nur war ihm das w i e? nicht recht einleuchtend.

Er rannte alle Wege auf und nieder, stieg Berg auf, Berg ab, immer kam ihm nichts zu Sinne, was ihm als ein ordentliches, zum Zwecke führendes Mittel hätte dünken können.

Schon war es wieder Abend geworden. Die Füße versagten ihm nach und nach den Dienst, denn er war in Einem fort gegangen, aber immer gleichsam im Kreise, um sich nicht zu weit von seinen Brüdern zu entfernen, denen er als helfender Genius in der Nähe bleiben mußte. Da ging mit der untergehenden Sonne ein Licht in

ihm auf, welches immer hellere Strahlen in seinem Innern auszustreuen anfing, und einen Entschluß zur Reife brachte, den er sogleich ins Werk zu setzen begann.

Nicht ferne von dem Orte, wo er sich befand, wohnte ein Lastträger, der, während Izaks Aufenthalt in Constantinopel, mehrere kleine Geschäfte für ihn verrichtete. Der Mann war arm, und dabey von äußerst reizbarer Gemüthsart. Zu diesem begab sich Izak.

Er wußte, daß um jene Stunde der Mann nicht zu Hause sei, wohl aber sein Weib, ein munteres, regsames Ding, ungefähr in den Dreißigen.

Unter dem Vorwande, ihren Gatten zu erwarten, nahm der Jude neben dem Weibe Platz, und knüpfte ein Gespräch an, welches dahin abzielte, daß ihn sein guter Stern gerade während der Abwesenheit des Mannes in dieß Haus geführt habe. Schon lange sei er der Bewohnerin desselben im Stillen zugethan, fügte er bey, und daß er dem Manne die Besorgung mehrerer Ge-

ſchäfte anvertraute, ſei nur um ihretwillen geſchehen.

Die gute Frau hörte Anfangs die Liebeswerbung mit offenem Munde und faſt eben ſo weit geöffneten Augen ruhig an; als aber Izaf immer zudringlicher wurde, und zuletzt ſeinen Arm um den Nacken der Frau ſchlingen wollte, ſprang ſie erſchrocken auf, und lief der Thüre zu. Izaf eilte ihr nach, vertrat die Thüre und äußerte dabey, daß keine Gewalt der Erde vermögen ſollte, ihn von dieſem Platze zu bringen, bis das Weib ſich nicht mindeſtens zu einem Kuß als Löſegeld verſtehen würde.

Das Weib, welches dieſen Preis ihrer Befreiung für zu hoch hielt, widerſetzte ſich ſtandhaft, drohte Lärm zu machen, ja, wenn der Jude nur einen Schritt noch näher kommen würde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Izaf, welcher darauf nicht zu achten ſchien, näherte ſich; das Weib verſuchte ihn von der Thüre wegzudrängen, es gelang ihr nach einem kurzen Widerſtande; ſie öffnete ſchnell die Thüre, huſchte hinaus, und ſchloß ſchnell zu. Izaf war

eingesperrt, und dieß war es, was er wollte. Das Weib aber erwartete in froher Sicherheit, einem Feldherrn nicht unähnlich, der seinem Feinde den Rückzug abgeschnitten, vor der Thüre die Rückkehr ihres Mannes.

Nach einigen Minuten kam der Erwartete.

Das Weib stürzte auf ihn zu, erzählte ihm haarklein den ganzen Vorgang, und vergaß nicht, dabei ihre eheliche Treue ins gehörige Licht zu setzen.

Der Lastträger, dem Izaf schon lange ein Dorn im Auge war, suchte unter den, in der Küche befindlichen Prügeln den tauglichsten aus, und trat, nachdem er vorsichtig die Thüre geöffnet hatte, mit seiner Waffe ins Zimmer. Hinter ihm her ging das Weib.

Als sie eintraten, fanden sie Izaf auf den Knieen liegend. Dabei flehte er mit vorgestreckten Händen den Lastträger um Vergebung an. Dem Ganzen, rief er, liege ein Mißverständniß zum Grunde, welches sich bald aufklären werde, das er aber vor der Hand nicht zu erhellen im Stande sei.

Der Lastträger schien sich wenig um diese Ausrede zu kümmern, sondern machte Anstalt, auf den Juden loszuhauen. Da sprang Izaf vom Boden auf, lief in eine Ecke des Zimmers und hielt dem Mann eine Börse vor.

„Wähle nun" — schrie er überlaut — „zwischen der Lust, meinen Rücken durchzubläuen, und der, zehn gewichtige Dukaten von mir zu empfangen. Es ist, wie du wissen wirst, nichts geschehen, was deine Ehre im Mindesten beleidigen könnte. Prügelst du mich, so hab ich zwar den Schmerz, du aber hast kein Geld, prügelst du mich nicht, so ist der Fall umgekehrt, und wir gewinnen Beide. Wenn ich mich nicht täusche, so verbürgt mir dein Lächeln die getroffene Wahl und deine Klugheit."

„Ihr habt Euch nicht getäuscht" — erwiederte der Lastträger, indem er den Prügel zur Seite stellte. — „Damit Ihr seht, daß ein kluges Wort bei mir Gehör findet, geh' ich euren Antrag ein."

Der Jude eilte der Thüre zu.

„Halt"! erwiederte der Mann, indem er den Izaf am Arme faßte — „nicht so rasch, guter

Freund. Laßt mich ausreden. Ich gehe euren Antrag zwar ein, aber nur zum Theil. Doch seyd Ihr dafür auch nur zum Theile zur Zahlung verbunden."

„Ich verstehe euch nicht", erwiederte Izaf.

„Die Lage" — sagte der Mann — „in der wir uns befinden, hebt alle Komplimente auf. Frei heraus gesagt: ich hab euch von jeher nicht leiden können. Euer hochfahrendes Wesen hat mich immer angewidert. Dann ist mir auch euer Gesicht fatal.

„Ich dächte doch" — schmunzelte der Jude — „mein Gesicht wäre so übel nicht."

„Mir wenigstens" — fuhr der Lastträger fort — „kommt es, besonders was die Nase anbelangt, unausstehlich vor. Ueber Alles dieß habt ihr mich empfindlich beleidigt. Unsereins hat doch auch seine Ehre, und ich würde meinem Weibe ein gefährliches Beispiel geben, wenn ich Euch ganz ohne Strafe entließe. Wir wollen daher einen Mittelweg einschlagen: Ihr gebt mir statt zehn Dukaten — fünf, und ich statt der ungeheuren Prügel, die ich Euch zugedacht habe, werfe Euch auf eine

einfache Weiſe zur Thüre hinaus. Seid Ihr damit zufrieden?

Izaf zuckte bedenklich die Achſeln.

Der Laſtträger ſchielte nach dem Prügel. „Im Himmelsnahmen!“ — ſprach Izaf nach einer kleinen Pauſe — „Ihr mägt euren Willen haben, nur dürft Ihr mir dabey kein Leid zufügen.

Er nahm mit dieſen Worten fünf Dukaten aus der Börſe heraus, ſteckte ſie zu ſich und legte den Reſt auf den Tiſch.

Der Laſtträger öffnete den Beutel, und nachdem er ſich von dem Vorhandenſeyn der verſprochenen Summe überzeugt hatte, packte er den Juden an der Bruſt und warf ihn zur Thüre hinaus.

„Allah vergelt' es Euch, was Ihr an mir gethan habt“, rief Izaf nach einigen Minuten zum Fenſter herein — „Ihr habt dreien Menſchen die Freiheit gegeben.“

Der Laſtträger ſah ſein Weib, und dieſe wieder ihn verwundert an.

„Ich muß doch immer Recht haben“ — ſprach er. „Gleich, wie du mir von den Liebesanträ-

gen des Juden erzählt haſt, hielt ich ihn für verrückt und nun zeigt ſichs klar und erwieſen."

Das Weib konnte wohl nicht anderer Meinung ſeyn, aber heimlich verdroß es ſie doch gewaltig, daß der Jude vielleicht nur darum eine ſo heftige Neigung zu ihr äußerte, weil er verrückt war.

Der verehrte Leſer wird wohl gleich errathen haben, daß es mit dieſem Verrücktſeyn nicht ſo ganz richtig war. Er wird ſich ſonder Zweifel noch des Umſtandes erinnern, daß Jzif und Jzuf mit ihrem Bruder unter derſelben Conſtellation geboren, alle bedeutenden Schickſale Jzafs theilen mußten, ſie mochten gut oder ſchlimm ſein. Gelang es nun dieſem, ſich in den Zuſtand zu bringen, daß er auf irgend eine Weiſe aus einem Orte, wo man ihn verſperrt hielt, befreit wurde, ſo konnte er ſicher darauf zählen, daß ſeine Brüder ein gleiches Loos mit ihm theilen würden.

So geſchah es auch. In demſelben Augenblicke, als Jzaf aus der Thüre des Laſtträgers flog, warf ein Häſcher, mit welchem ſich Jzif

und Izuf wegen eines unbedeutenden Streites entzweit hatten, das Brüderpaar aus der Thüre des Gefängnisses, und die Erlösten liefen, als sie sich im Freien erblickten, mit vereinten Kräften demselben Gehölze zu, in welchem dem erfinderischen Izaf der Rettungsplan seines Blutes in den Kopf gekommen war.

Eine halbe Stunde vor dem Gehölze trafen die Brüder zusammen. Nach vielen Umarmungen setzten sie einander von ihren Schicksalen in Kenntniß. Izif und Izuf dankten ihrem Bruder unter Vergießung zahlreicher Thränen für seine großherzige That. — Dieser, um doch einige Vergütung für die ausgestandene Angst zu haben, schlug den gehabten Schaden statt auf fünf auf zehn Dukaten an, und die Brüder beschlossen dagegen, ihm jenen dergestalt zu ersetzen, daß Jeder drei und ein Drittel Dukaten zahlen sollte. Einen Theil der Auslagen fanden sie der Billigkeit gemäß auch dem Izaf zu überlassen, indem er auch von der Befreiung der Uebrigen Vortheil zog.

Da sie immer noch der Meinung waren, daß

Siro an ihrer Verhaftung ſchuld ſey, beſchloſſen ſie, in zweckmäßiger Verkleidung, ſo ſchnell als möglich, ihren Plan wegen des dritten Talismans ins Werk ſetzen, und darauf Conſtantinopel für immer zu verlaſſen.

Aurora und Argentine hatten einstweilen, von der Sumi unterstützt, alle Mittel angewendet, den Aufenthalt der Drillinge zu erforschen.

Sie konnten der Begierde nicht widerstehen, sich selbst an ihnen zu rächen, und fanden auch die Sache zu wichtig, um sie fremden Händen anzuvertrauen. Deßhalb verließen sie das väterliche Haus, und durchzogen die Stadt und alle umliegenden Gegenden. Die Sumi schickten sie, um Kundschaft einzuziehen, voraus. So verging Tag um Tag, und Sumi kehrte immer mit der Nachricht zurück, daß es ihr nicht gelungen sei, irgend etwas von den Brüdern zu erfahren.

Daß diese entweder in Constantinopel selbst, oder doch in der Umgegend sich aufhielten, war gewiß, weil vorauszusehen stand, daß sie nach

dem Beſitze des Talismans ſtreben würden, indem ſonſt der ganze Zweck ihrer Reiſe vereitelt war.

Am ſechſten Tage ihres Forſchens ſtürzte Sumi ſchier athemlos in das Zimmer.

„Wir haben ſie!“ rief ſie, noch in der Thüre ſtehend, den Schweſtern entgegen — „wir haben ſie, und Euer Leid hat ein Ende.“

„Wo ſind ſie?“ riefen die Mädchen aus einem Athem — „führt uns zu ihnen hin!“

„Gemach, gemach!“ erwiederte Sumi—„Laßt uns den Lohn unſerer Mühe nicht durch eine zu voreilige Haſt verlieren. Ich habe ihren Aufenthalt entdeckt, und nach allen Forſchungen, die ich eingeholt, iſt nicht zu befürchten, daß ſie ihn ſobald verlaſſen. Geſchieht es aber, ſo iſt bereits dafür geſorgt, den Weg zu erfahren, welchen ſie eingeſchlagen. Sie gehen jeden Abend zuſammen ins Gaſthaus an der großen Straße; dorthin will ich mich gleichfalls begeben, und die nöthigen Vorkehrungen treffen. Ihr habt einſtweilen nichts weiter zu thun, als Euch verborgen zu halten.“

Als der Abend gekommen war, ging Sumi in Mannskleidern, die ihr paſſender als die, welche ſie ſonſt getragen, zu Geſichte ſtanden, nach dem Gaſthofe, wo ſie die Drillinge an einem Tiſche ſitzend, im Geſpräche vertieft fand.

Sie verhielt ſich ſchweigend, betrachtete aber dabey unabläſſig jede Bewegung und jede Geberde der Brüder, und bemerkte endlich, daß die heißgeſuchten Talismane an Izifs und Izufs Händen ſteckten, und zwar am vierten Finger der linken Hand.

Mit dieſer Entdeckung zufrieden verließ ſie den Gaſthof, und eilte mit raſchen Schritten zu den Schweſtern, um ihnen ihren Plan mitzutheilen. Die Mädchen fanden ihn vortrefflich, und konnten die ganze Nacht über vor banger Erwartung faſt kein Auge zuthun. Wenn ſich wirklich zuweilen ein wohlthätiger Schlummer auf ſie niederſenken wollte, fuhren ihnen die Strahlen der Steine ihrer geraubten Ringe, Blitzen gleich, durch die Nebel des Traumes, daß ſie aufgeſchreckt emporfuhren.

Endlich war der Tag gekommen, welcher ih-

nen Ersatz für ihre Leiden geben, ihren schmerzlichen Verlust wieder vergüten sollte. Beim ersten Morgenstrahl sprangen sie aus dem Bette, und eilten zu Sumi. — Sie war fort.

Dieser Umstand stürzte Aurore und Argentine mit einem Male aus den Himmeln ihres Glückes. Auf Sumi allein war all ihr Hoffen gestellt; wo war sie hingekommen um diese Stunde, noch im Morgendunkel, gerade an diesem Tage? Es blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß sie ihr Vertrauen einer Unwürdigen schenkten, und erst durch sie grenzenlos elend geworden seien.

Da öffnete sich die Thüre des Zimmers und Sumi trat ein. Die Mädchen wollten auf sie losstürzen, Sumi aber drängte sie eilig zurück. „Begebt Euch ungesäumt ins Nebenzimmer, rief sie, Izaf folgt mir auf dem Fuße und wird gleich hier seyn.

Die Neugierde der Mädchen begehrte wenigstens einen kurzen Bescheid darüber, was vorgegangen sei. Sumi schien jedoch dazu nicht aufgelegt, und erklärte fest, daß sie sich unverzüglich zurückziehen, und die Schwestern ihrem Schicksale

überlassen würde, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernten.

Als Aurore und Argentine den Ernst der Sumi erkannten, begaben sie sich ins Nebenzimmer. Kaum waren sie fort, als Izaf hereintrat.

Sumi hatte ihm beim Ausgehen aufgelauert, und ihm einen kostbaren Ring gezeigt, den sie ihm unter dem Vorwande, daß sie dringend Geld benöthige, zum Kaufe um einen Preis anbot, welcher weit unter dem Werthe des Ringes war.

Izaf, welcher Sumi nicht kannte, sich auf Schmucksachen gut verstand, und das Geld nur auf den Fall herzugeben beschloß, wenn er die Waare bekäme, ging in die Falle. Sie wurden um hundert Dukaten Handeleins, und Sumi steckte ihm den Ring an den vierten Finger der linken Hand. Nur, fügte sie bei, behalte sie sich vor, ihn morgen um die dreifache Summe zurückkaufen zu dürfen. Izaf möchte bis zu jener Zeit hier bleiben; sie erwarte Geld von ihren Verwandten. Wenn sie es erhielte, so möchte sie den Ring um jeden Preis wieder haben, und es käme ihr da-

bei auf ein paar hundert Dukaten nicht an; nur auf den Fall, daß sie es nicht bekäme, wäre sie genöthigt, sich ihres besten Gutes auf jede Art zu entäußern.

Izaf war damit zufrieden. Es wurde die achte Stunde des Morgens vom künftigen Tage als der letzte Termin des Rückkaufes festgesetzt, und bestimmt, daß, würde zu jener Zeit die bedungene Summe nicht erlegt, der Käufer mit dem Ringe wie mit seinem Eigenthume verfügen könnte.

Damit entfernte sich Izaf. Es war ihm fast unmöglich, seine Freude über einen so glücklichen Handel verbergen zu können. Mit Inbrunst drückte er den Ring an seine Lippen, und stieß dabey einen so lauten Freudenruf aus, daß er selbst darüber erschrak. Die Brüder schoben um des Handels willen ihre Reise nach Constantinopel auf. Sie baten den Izaf, ja den Gang zum Rückkaufe des Ringes nicht zu versäumen, da dieser wohl das Doppelte, aber keineswegs das Dreifache werth sei.

Mittlerweile war der entscheidende Tag erschienen.

Sumi hatte, die Nacht über, den Schwestern die Rollen eingelernt, welche sie am Morgen zu spielen hatten, und fand an den Mädchen gelehrige Schülerinnen. Sie selbst konnte den Augenblick nicht erwarten, in dem sie an dem undankbaren Izuf ihre Rache kühlen, und ihn für seinen Verrath gehörig bestrafen konnte.

Um die bestimmte Zeit, und zwar Punkt acht Uhr pochte Izaf an das Zimmer der Sumi, welche ihn mit vieler Artigkeit empfing.

„Ihr seyd mir", sprach sie, „wahrhaft zur guten Stunde gekommen, und ich erkenne mit Vergnügen, daß ich mich an Euch nicht getäuscht habe. Ihr seyd ein ehrlicher Mann."

Eine leichte Röthe überflog Izafs Gesicht bei diesen Worten.

„Meine Wünsche" — fuhr Sumi fort — sind erfüllt. Das Geld ist angekommen, und ich bin in den Stand gesetzt, mein theuerstes Kleinod wieder an mich zu kaufen. Hier seht Ihr die Summe wohlgezählt auf dem Tische liegen. Nehmt, und gebt mir meinen Ring."

Izaf überzählte mit geübtem Auge die Summe,

die im leuchtenden Glanz vor ihm ausgebreitet lag, strich sie mit Wohlbehagen in ein ledernes Beutelchen, zog den Ring vom Finger, überreichte ihn der Sumi, und entfernte sich.

Kaum konnte er es erwarten, die geliebten Brüder von dem glücklichen Ausgange des Handels in Kenntniß zu setzen. Das gewonnene Geld sollte zur Reise nach Constantinopel gute Dienste leisten — nun stand ihr nichts mehr im Wege. In raschen Schritten eilte er dem Wohnhause zu. So leise als möglich öffnete er die Thüre des Zimmers, aber welch ein herzzerreißender Anblick both sich seinen Blicken dar. Izif und Izuf lagen am Boden auf den Gesichtern mit weit auseinander gebreiteten Armen, dicht an der Schwelle der Thüre.

Dem ersten Anschein nach hielt Izaf sie für todt, und stieß erbärmliche Jammertöne aus. Als er sich aber von der Beschaffenheit ihres Zustandes näher überzeugte, fand er, daß sie nur von einer betäubenden Ohnmacht befallen waren.

Durch thätig angewandte Hülfe gelang es ihm, die Brüder wieder ins Leben zu rufen. Sie

ſchlugen die Augen auf, als ſie aber den Izaf erkannten, ſchrieen ſie mit ihm um die Wette.

Zitternd befragte ſie Izaf um die Urſache deſſen, was er ſah; was ihm unbegreiflich ſchien. Da erzählten ihm die Brüder, daß ſie während ſeiner Abweſenheit um das Koſtbarſte ihres Lebens, um den Preis aller ihrer bisherigen Bemühungen, um ihre Talismane gekommen wären. Es hätten ſich um acht Uhr Morgens zwei junge Türken bei ihnen eingefunden, welche Ringe zu kaufen begehrten, und ihnen für jeden Talisman dreihundert Dukaten gebothen hätten. Anfangs wären ſie kräftig widerſtanden, auf einmahl aber von einer namenloſen Luſt zu dem Gelde, welches die Türken auf dem Tiſch ausbreiteten, und von einer ſo unwiderſtehlichen Begierde, die Talismane zu verkaufen, erfüllt und durchdrungen worden, daß ſie, gleichſam willenlos die Ringe von den Fingern gezogen, und um den verlangten Preis den Türken überlaſſen hätten.

„Aber kaum daß ſie fort waren, ſetzte Izuf erſchöpft hinzu, ſtaud das Ungeheure des Verluſtes klar vor unſern Augen. Wir wollten

den Türken nacheilen, aber die Sinne vergingen uns, und was weiter mit uns geſchehen iſt, wiſſen wir nicht. Der Wahrſcheinlichkeit nach ſind wir ohnmächtig zur Erde gefallen, bis es dir, geliebter Bruder, gelang, uns wieder ins Leben zu rufen.

Da fiel es dem Izaf wie Schuppen vom Auge, ſein Herz ſchlug krampfhaft empor, und ſeine Kniee fingen dermaßen zu zittern an, daß bald auch er einer Ohnmacht nahe war.

„Was iſt dieß für ein Brief?" — ſchrie er, — er iſt an dich gerichtet, Izuf." — Damit hob er ein verſiegeltes Schreiben vom Boden auf, welches die Käufer der Talismane beim Fortgehen hatten fallen laſſen.

Izuf erbrach es ſchnell, aber wer mißt ſein Erſtaunen, ſeinen Schmerz, ſeine Wuth, als er es las.

Es war folgenden Inhalts:

„Mein vielgetreuer Geliebter!

Damen meiner Art hält man nicht ungeſtraft zum Beſten. Du haſt mich auf eine ſchändliche Weiſe von dir geſtoſſen, und mir eine An-

dere vorgezogen. Dafür hat dich eben das Mädchen, um welches ich unglücklich werden mußte, um dein Glück gebracht. Ich habe Auroren und Argentinen von dem Werth ihrer Ringe in Kenntniß gesetzt. Mit dem Geheimnisse eures Schicksals vertraut, lockte ich Izaf, euren Aeltesten zu mir, und dadurch, daß ich ihn bewog, mir den Ring, welchen er am vierten Finger seiner linken Hand trug, zu verkaufen, ist es mir gelungen, auch dich und deinen Bruder Izif, vermöge der Sympathie, die Euch Beyden ein gleiches Schicksal mit Izaf finden läßt, dahin zu bringen, daß sie ihre Ringe, welche sie an einem gleichen Platze trugen, um eine gleichen Preis mit dem, welcher dem Izaf gebothen wurde, verkauften. Gebt Euch keine Mühe, die Ringe jemals wieder in eure Gewalt zu bekommen, sie sind bereits in den Händen ihrer rechtmäßigen Besitzer innen Aurorens und Argentinens, und durch die Veränderung, welche sich nach dem Verluste der Talismane mit ihnen ergab, sind sie Euch unkenntlich geworden, haben sich in Mannskleidern selbst zu Euch verfügt, und die Ringe Euch abgehandelt. Seyd Alle ein ander=

mal vorsichtiger, du aber denke zuweilen an Deine

gewesene Freundin
Sumi."

Lange starrten die Brüder sprachlos einander an, dann nahm Izaf das Wort.

„Brüder" sprach er mit bebender Stimme, die sich nach und nach immer mehr verstärkte —„Brüder! die Ringe sind fort. Laßt uns nicht mehr um das trauern, was nicht mehr zu haben ist. Uns bleibt noch einiger, obschon ein kleiner Ersatz, eine artige Summe von Dukaten. Laßt uns diese Summe mit Vorsicht und mit Weisheit verwenden, so können wenigstens unsere Kinder in einen Zustand versetzt werden, welcher im Grunde alles übrige Glück der Erde aufwiegt.

Der ſeltene Entſchluß.

Erzählung.

Die Ankunft.

Den Kopf nachdenkend niedergeſenkt, die Zügel des Pferdes nachläßig in der Hand, das blauſammtne Barett mit den weißen, in der milden Abendluft ſich leiſe wiegenden Federn tief ins Geſicht gedrückt, trabte der ſizilianiſche Ritter Fernando an der Seite ſeines Freundes Benno auf einem edlen Andaluſier unfern der Villa des alten Grafen de la Torre. Das Pferd, welches er ritt, folgte, wie theilnehmend an der trüben Gemüthsſtimmung des Ritters, ergeben dem Willen ſeines Herrn, verbiß heimlich das Feuer, das in ſeinen Adern glühte, und warf nur zuweilen, im Unmuthe den Kopf ſchüttelnd, den Schaum weit von ſich weg. Benno ritt ſchweigend neben ſeinem Freunde. Er wollte die Wolken auf Fer-

nando's Stirne vorüber ziehen laſſen, und heiterern Himmel abwarten, der dann gewöhnlich bald zu folgen pflegte wenn jene recht düſter und ſchwer niederhingen. Auch war er ſelbſt etwas verſtimmt, denn die Ritter waren, ſie wußten ſelbſt nicht wie, von der Straße abgekommen, und ſeit mehreren Stunden both ſich ihnen keine Ausſicht auf eine Herberge dar. Benno aber pflegte gerne des Leibes, beſonders was den Wein betraf.

Da wurden ſie auf einmal durch die Klänge einer Laute aus ihren Träumereien geweckt. Sie horchten auf, und eilten, als die Töne immer ſtärker zu ihnen heranwogten, darauf zu. Bald ſtanden ſie vor dem Gitter eines Gartens, aus welchem der Ton zu kommen ſchien. Von der Reiſe ermüdet, benützten ſie dieſe Gelegenheit, entweder gaſtliches Obdach zu finden, oder doch auf den rechten Weg gewieſen zu werden. Sie banden ihre Pferde an einen Ring, der an der Gartenmauer hing, und traten ein.

Der Abend war ſchon ziemlich weit vorgerückt, doch ließ ihnen der, in voller Klarheit auf-

gehende Mond alle Gegenstände gut erkennen und unterscheiden. Die Lautenklänge welche bald verschwebend, bald stärker sie umrauschten, schienen aus einem dichten Gebüsche zu kommen, dem die Ritter sich unverzüglich näherten.

Das Ganze des Gartens zeigte einen Herrn von nicht geringem Stande. Ueberall war Reichthum und Geschmack, eine verständige Wahl sichtbar, die nur zuweilen etwas mehr von Sonderlichkeit als Geschmack zeugte. Ein milder Balsamduft aus üppig blühenden Gartenbeeten umfing zauberisch den trunkenen Sinn, schön geformte Statuen in den Baumgängen schienen wie Helden aus der Fabelzeit unter Myrthen-Büschen auszuruhen, wie ein Geisterruf erklang aus der Ferne der eintönige Fall einer Cascade, der Mond dazu, der mit seinen bleichen Wangen vom unbewölkten Himmel herunterschaute und die wunderbaren Klänge der Laute, Alles vereinte sich, das empfängliche Gemüth Fernando's mit nie gefühltem Eindrucke zu durchdringen.

Jetzt verklang der Lautenton allmählig, und eine Frauenstimme sang folgendes Lied:

Die Blumen blühen,
All frisch und grün,
Die Sterne ziehen
Darüber hin.

Was blüht auf Erden
Fällt wieder ab;
Die Lieb allein nur
Blüht über's Grab.

Sie keimt und blüht nur
In reiner Luft,
Doch noch im Welken
Iſt ſie voll Duft

O ſchöne Liebe,
Du volles Glück,
Du bringſt den Segen
Der Welt zurück.

Wann ſieht mein Auge
Dich ungetrübt,
Denn ſo begehrt dich
Ein Herz das liebt.

Fernando konnte ſeinem Gefühle nicht widerſtehen; fruchtlos ſtellte ihm Benno das Unſchick-

liche vor, fremde Damen zu einer ſolchen Stunde zu überraſchen — fruchtlos zeigte er ihm all die Folgen, eines ſolch unvorſichtigen Thuns — fruchtlos hielt er ihn mit wirklicher Gewalt am Mantel zurück — Fernando riß ſich mit Ungeſtüm los, und ſtürzte, um die Sängerin kennen zu lernen, auf die Laube zu. In demſelben Augenblicke aber verklang Geſang und Lautenſpiel, ein alter Mann, dem Anſcheine nach ein Diener des Hauſes, trat ihm heftig entgegen.

„Wo wollt Ihr hin?" — redete ihn der Alte mit finſterer Miene an — „Wer ſeyd Ihr?"

„Ich—" ſtammelte Fernando, durch die unerwartete Erſcheinung überraſcht — „ich hörte in dieſem Gebüſche Lautenklang und eine Stimme damit verwebt, von ſeltener Lieblichkeit; Geſang und Laute lieb ich mit Leidenſchaft, da wollt ich mit dieſen Tönen etwas vertrauter werden, ich trat näher und horchte, und Ihr ſeyd dazu gekommen."

„Es iſt unziemlich" entgegete ihm der Alte trocken, „bei Nacht in fremder Leute Gärten ein-

zudringen und unbewachte Damen zu erſchrecken— verſteht Ihr mich?"

„Hoho!" fiel durch die kecke Rede beleidigt, ihm Benno ins Wort — „nehmt die Reden in Acht, mein edler Herr Diener, oder wer Ihr ſonſt ſeyn mögt, Ihr ſprecht nicht mit Euresgleichen. Wenn wir gefehlt haben, ſo habt Ihr uns nur dann darüber zur Rede zu ſtellen, wenn Ihr der Herr des Schloßes ſeyd, und der ſeyd Ihr dem Anſcheine nach ſchwerlich; drum thut uns den Gefallen, ſchweigt in unſerer Gegenwart und meldet unſre Ankunft eurem Herrn.

„Das geht nicht", erwiederte mit Haſt der Alte — „der Herr liebt Gäſte nicht, darum vergrub er ſich in die Einſamkeit dieſes Schloßes, auch iſt er krank, und hat mir ſtreng verbothen, Fremde zu melden; deßwegen bitt ich Euch, entfernt Euch, Ritter, und das ſo ſchnell als Ihr's eben vermögt.

Es lag bey dieſen Worten etwas ſeltſam Aengſtliches im ganzen Weſen des Alten, ſeine kleinen Augen funkelten wie Irrlichter umher; die Haſt, mit der er ſprach, machte die Rede faſt

unverſtändlich, und in immer ſteigender Verlegenheit zerrte er bald am abgetragenen ſchwarzen Mantel, bald an der Kappe, die er unwillkührlich vom Kopfe gezogen hatte.

Eben dieß Benehmen reizte die Ritter noch mehr in den Alten zu dringen, ſie ſeiner Einwendungen ungeachtet beim Burgherrn zu melden, und alle Folgen davon ihnen zu überlaſſen; aber je heftiger ſie deßhalb in ihn drangen, um deſto ängſtlicher und zurückgezogener wurde der Alte, bis er endlich, gleichſam ſeiner nicht mehr mächtig, den Degen zog, und auf die Ritter eindringen wollte. Aber auch in demſelben Augenblicke hatte Benno ſein Schwert aus der Scheide geriſſen, und hieb damit ſo gewaltig auf den Mann los, daß ſein Degen weit in die Luft flog.

Während dem hatte auch Fernando nach den Waffen gegriffen, mehr jedoch um Benno von dem Angriffe auf den Alten abzuhalten, als ſich des Letzteren zu erwehren. Mit einem Male trat er zurück, tief das Schwert zur Erde ſenkend, denn aus dem Gebüſche trat eine Dame von ſeltener hohen und herrlichen Geſtalt; ihr Geſicht

war von dichten Schleyern verhüllt, die bis zur Erde niederſanken; ſie hielt eine Laute im Arm. Verwundert blieb ſie ſtehen, als ſie die Männer erblickte, die ehrfurchtsvoll zurücktraten.

„Was hat Euch hiehergebracht, Ritter" — redete die Dame dieſe nach einer Weile an, in welcher ihr Auge lange an Fernando zu haften ſchien, — „und warum habt Ihr das Schwert gezogen gegen meinen Diener?"

Fernando konnte ſich nicht ſchnell genug auf eine Antwort beſinnen, aber Benno, auf welchen die Erſcheinung einen zwar nicht minder bedeutenden, aber doch weniger zurück wirkenden Eindruck gemacht hatte, nahm das Wort.

„Verzeiht, edle Frau, einer Handlung, die Euch leicht vermeſſner erſcheinen kann, als ſie es iſt. Wir ſind vom Wege abgekommen, und wurden durch Lautenklänge, die beſonders auf meinen ſtummen Freund einen ſeltſamen Eindruck machten, hierher gezogen. In der Hoffnung, auf den Weg nach Neapel gewieſen zu werden, traten wir ein. Wir haben Euren Diener erſucht, uns beim Herrn des Schloſſes zu melden, er hat es

uns aber unter vielen Vorwänden verweigert, und zuletzt mit den Waffen uns angegriffen. Daß er ſie ſchlechter zu gebrauchen weiß als die Zunge, ſeht Ihr daraus, daß der Degen dort am Boden liegt. Jetzt urtheilt ſelbſt, ob wir ſo ſchuldig ſind, als Ihr wohl glaubt. Uebrigens ſeht Ihr in mir den Ritter Benno von Neſti, und in meinem Freunde den Ritter Fernando de la Pittore, den Ihr vielleicht unter dem Namen der Blume kaſtiliſcher Ritterſchaft kennen mögt."

Die Dame beſah Fernando eine Weile, dann wendete ſie ſich zu Benno und ſagte: „Wenn es Euch gefällt, in unſerm Schloſſe zu verweilen, ſo kann ich Euch im Namen ſeines Herrn ein gaſtfreies Dach anbiethen, bis Ihr Eure Reiſe fortzuſetzen denkt. Heute könnt ihr ohnedieß nicht wieder fort, Neapel iſt zu ferne, und dieß Schloß das einzige in der Nähe. Folgt mir", — ſetzte ſie gegen den Alten gewendet, dazu — „daß wir das Nöthige zum Empfang der Gäſte in Ordnung bringen". — Damit entfernte ſie ſich mit anſtändigem Verneigen, und der Alte folgte ihr im tiefſten Unmuthe nach.

Als die Ritter allein waren, konnten ſie ſich von der Verwunderung über das Seltſame an dem Erſcheinen jener Dame kaum erholen, doch hatte ſie auf beide Freunde einen ganz verſchiedenen Eindruck gemacht. Wo Fernando's aufgeregte Phantaſie ein Engelsbild hinter dem Schleier der Dame ſah, erſchien das Ganze dem Benno, der in jener Sache eben kälterer Natur war, wie ein verdächtiger Spuck, und der Caſtellan als der treue Abdruck ſeines Herrn. Der Alte blieb lange aus. Die Ritter beſchloſſen demnach, daß Fernando zurückbleiben, Benno aber indeß einen Gang durch den Garten thun ſollte.

Fernando hatte nun volle Zeit, ſich ſeinen Empfindungen und Träumen hinzugeben. Auf ſeſt empfängliches Gemüth hatte Alles, was in dieſer Stunde gleich einem bunten Bilderſpiele an ihm vorüber gegangen, tiefe Spuren zurückgelaſſen. Die Klänge in der Mondnacht, das Feenhafte des Gartens, der wunderliche Caſtellan— das zauberhafte Weſen hier mit der Laute im Arm Alles einem Luſtgebilde, Alles regte ſein Inneres ſo mächtig auf, daß er durch und durch davon

erfüllt, nichts als die Erscheinungen dieses Abends zu denken vermochte. Es war ihm, als ob er die Gestalt der Dame schon einmal gesehen hätte, ob auch nur im Traume — der Schleier den sie trug, erschien ihm wie die Hülle, welche die Blume birgt, sie selbst wie ein süßes Wort, das noch nicht ausgesprochen auf der Lippe schwebt — wie eine warme Sonne von einem leichten Wölkchen überdeckt.

„Wenn es wahr ist"—rief er aus — „daß die Ahnung künftiger Lust prophetisch in dem Herzen sich verkündet, und unsere Pulse rascher schwellt, dann schlägst du Herz mir jetzt nicht umsonst höher auf."

Er bemerkte einen Schatten, der den Gang herauf kam, und glaubte, daß man nahe, ihn ins Schloß zu führen. Mächtig raffte er sich zusammen, das Geheimniß seiner Brust zu verbergen, und seinen Sinn augenblicklich loszureißen von einem Netz, das, wie er nur zu gut fühlte, für ewig sie umfing.

Es war Benno, der nahte. Er hatte auf seinem Spaziergange Kundschaft eingezogen von

dem Schloße und deſſen Umgebungen, und theilte dem Freunde mit, was er bemerkte. Die Burg ſtand ungefähr hundert Schritte von dem Platze entfernt, wo die Ritter ſich befanden. Es war ein großes Gebäude, nur etwas ſonderbar mit alter Zier und Schnörkeln überladen. Ihr gegenüber hatte er einen Hügel bemerkt, von dem, wie er beim erſten Anblick glaubte, man gut ins Innere müſſe ſehen können. Er beſtieg ihn, allein er konnte nichts ſehen, als einen kleinen Theil eines Gemaches in der Burg, wahrſcheinlich das ſelbe, was man für ihn und Fernando beſtimmte, denn darinn ſtand der Alte — die Dame und ein dritter Mann, welchen er der Kleidung nach für den Burgherrn hielt. Er war in ſchwarzen Sammt gekleidet, und trug eine große goldene Kette um den Hals. Die Dame mochte früher wohl entſchleiert geweſen ſeyn, der Alte war eben, als Benno ins Zimmer ſchaute, damit beſchäftigt, ſie dichter einzuſchleiern, und, obſchon mit vieler Artigkeit aus dem Zimmer ſie zu drängen. Als ſie fort war, ſtritt der Alte mit dem Burgherrn, verließ darauf das Zimmer, in welchem

der Herr zurückblieb. Benno aber eilte, dem Freunde die Ankunft des Castellans zu verkünden.

Nachdem die Freunde all diese Umstände, besonders den des geschäftigen Einschleierns in Berührung gezogen hatten, vereinigte sich ihre Meinung darin, daß die verschleierte Dame das Weib des alten Burgherrn sey, welches er, ihrer Schönheit wegen unter dem Schleier halte. So ließe sich auch das Benehmen des Castellans erklären, der mit der Eifersucht seines Herrn vertraut, alle Gäste ferne zu halten suchte. Die Gefälligkeit der Dame könne begreiflicher Weise daraus, daß sie des lästigen Zwanges überdrüßig sey, entstanden seyn. Die Ritter beschlossen, nicht umsonst dieß Schloß betreten zu haben, und wenn sie in ihren Vermuthungen sich nicht geirrt hätten, die Fesseln zu brechen, welche die arme Dame hier zu erdulden hätte. Während dem nahte der Alte.

Er grüßte die Ritter im Namen des Burgherrn, und bat sie, diesen entschuldigt zu halten, daß er nicht selber sie zu empfangen gekommen sey. Er sey krank; übrigens bäte er sie, es sich bis morgen hier gefallen zu lassen, wo der Alte sie

ſelbſt auf den Weg gegen Neapel geleiten wolle. Er möchte, ſetzte er lächelnd hinzu, das Vergnügen ſo werther Geſellſchaft gerne länger genießen, wenn das einſame Schloß mehr dazu geeignet wäre, Gäſte zu empfangen.

Wie nun auch die Ritter in ihn drangen, ſie mit den Verhältniſſen des Burgherrn und der Dame, die ſie geſehen, näher bekannt zu machen, war doch Alles vergebens — er fertigte ſie mit trocknen und unbeſtimmten Worten ab, und bat zuletzt ſie dringend, ſich ins Schloß zu begeben, da ihn wichtige Geſchäfte zu ſeinem Herrn riefen.

„So geht denn ins Himmels Namen voran", ſagte Benno, den Caſtellan auf die Schulter klopfend, „zeigt uns das Gemach, und laßt uns Euren Weingehalt verſuchen. Mich ſolls Wunder nehmen, wenn mir morgen mit derſelben Geſtalt aus dem Bette kommen, in der wir heute uns befinden; denn, daß ich Euch's nur geſtehe, ich beſorge ſehr, wir ſind in ein Feenſchloß gerathen.— Eure Dame ſieht einer verzauberten Prinzeſſin nicht unähnlich, und Ihr ſeyd auf jeden Fall ein Stück vom Zauberdrachen."

Der Alte blickte mürriſch vor ſich hin, und ging ohne ein Wort mehr zu reden, nach der Burg zu, die Ritter aber folgten hinterdrein.

Der Entſchluß.

Es war in der That ein ſeltſamer Mann dieſer Alte. Sein Aeußeres ſtand in der Mitte zwiſchen dem, was Schauder — und dem, was Lachen erregt. In einem klein geformten Kopfe lagen wie zwey ſaphirne Gemmen zwey kleine, im grünlichen Feuer durcheinander blitzende Augen von dichten Augenbrauen überdeckt. Eine übermäßig lange, wie ein Zuckerhut geformte Naſe ſtreckte ſich über einen kaum ſichtbaren Mund, und das ſparſame, trotz des Mannes Alter noch dunkelſchwarze Haar war in wilder Unordnung durcheinander gewirrt. Dabey war der Mann von ungewöhnlicher Größe und Stärke, ſo, daß der kleine Kopf darauf ſich faſt wie der Knopf auf einem Kirchthurm ausnahm.

Der Alte hieß Kurt, und ſtand ſeit mehr als vierzig Jahren in Dienſten des Herrn des Schlo-

ßes, des Grafen de la Torre. Er war gleichsam als ein Erbstück an denselben gekommen. Ein Sohn des Gärtners von der Mutter der verstorbnen Gräfin, wurde er nach dem Tode seiner Eltern auf Kosten der gräflichen Familie erzogen. Kurt belohnte diese Wohlthat mit einer fast beispiellosen Treue und Anhänglichkeit an das Haus des Grafen, dem der Alte durch die lange Zeit seines Dienstes, und die Erinnerung alles dessen, was sie zusammen erlebt und erfahren, unentbehrlich geworden war. In dieser Rücksicht nur war es ihm vergönnt, manchmal ein Wort mitzureden, welches gewöhnlich Dienern nicht zukommt.

Kurt hatte seine Eigenheiten, die zuweilen ans Sonderbare grenzten. Der Grundzug seines Charakters war eine Abneigung vor jeder Ehe, eine Abneigung, die keine ihres Gleichen fand. Der Grund mochte wohl außer einer eigenen Gemüths-Anlage darinn liegen, daß er, als er auf Zureden der Mutter des Grafen sich in seinen frühern Jahren selbst vermählte, durch die Putzsucht und die Verschwendung seines Weibes in ein äußerst unglückliches Verhältniß gerieth. Nachdem er

durch vierzehn Jahre alle Qualen eines unglücklichen Ehestandes erfahren und durchlebt, starb seine Gattin. Es war die einzige Freude, die sie ihm gemacht hatte, so lang er sie kannte.

Seit dieser Zeit aber war die Eheſcheue des Alten, die er früher aus schuldiger Achtung für seine Wohlthäter überwand, gleichsam versteinert geworden. Nichts auf der Erde konnte sie aufheben, oder auch nur mindern. Jede Ehe, unter was immer für Umständen erzeugt und geschlossen, erschien ihm als unglücklich, und er eiferte dagegen, was in seinen Kräften stand.

Wo hätte er nun kräftiger in dieser Rücksicht wirken, wo Sorge und Thätigkeit besser verwenden können, als im Hause seines Dienstherrn, das alle seine Hoffnungen, alle seine Wünsche umschloß. Hier gerade fing die Gefahr an äußerst bedrohlich zu werden. Blanca, die Tochter des Grafen, in voller Blüthe der Jugend prangend, mit aller Reinheit des Herzens und des Geistes geschmückt, war in den Jahren, in welchen den Mädchen die Freiheit zur Bürde wird, und so erschien sie ihm als der Gegenstand seiner ungemessen-

ſten Sorge und vieler ſchlafloſen Nächte. Er fühlte es, er konnte ſich von der jungen Gräfin nicht trennen, die ihm das Ideal aller irdiſchen Herrlichkeit war; er konnte es nicht denken, ſie, die er in ſtiller Verehrung bewunderte, die Tochter ſeines Herrn, deſſen Glück und Leben er in jeder Minute mit dem ſeinigen zu erkaufen kein Bedenken trug, in der verhaßten Ehe der rauhen Willkühr eines Mannes preis gegeben, und unglücklich zu wiſſen.

Nur ein Umſtand hielt ſeine ſinkende Hoffnung noch etwas empor. Blanca, von Jugend an in eigenthümlicher Weiſe zum Seltenen und Sonderbaren geneigt, und von der Mutter in dieſem Hange noch genährt, verſuchte den wunderbaren Streit der ſich zwiſchen ihrem Herzen und ihrem klügelnden Verſtande zuweilen erhob, auf eine eigene Weiſe zu ſchlichten. Nicht mit dem Gefühle zufrieden, wollte ſie auch daß man ſie ihrer innerſten Weſenheit nach erkenne und verſtehe, vor Allem aber jeden ſinnlichen Antheil davon ausgeſchloſſen wiſſen, denn ſie meinte, die innere Harmonie verwandter Seelen habe mit dem Spiel der Sinne

nichts zu ſchaffen. So nahm ſie ſich vor, einem Manne nicht eher ihre Hand zu reichen, bis ſie die Ueberzeugung gewonnen haben würde, daß ihre Reize keinen Antheil an ſeiner Theilnahme hätten. Damit glaubte ſie unabhängig zu ſeyn von der Zeit und ihrem zerſtörenden Einwirken; da ſie den Verluſt ihrer Reize leichgültig anſehen durfte Hatten jene nie einen Einfluß auf den Charakter ihres Gatten geäußert, und dieſer nur den bleibenden Werth ihrer Perſon, nicht den flüchtigen Schimmer ihrer Reize begehrt, ſo blieb er immer ſich gleich, wenn ſie auch Schönheit nicht mehr beſaß.

Dieß brachte ſie zu dem ſeltſamen Entſchluß, mit einem dichten Schleyer ihr Geſicht zu verhüllen, und nur jenen Mann als Gemahl zu erkennen, der nicht begehren würde, daß ſie ihn löſe. Von dieſem Wollen konnte nichts ſie abbringen, und ſelbſt ihr Vater, der Anfangs darüber, als über eine Grille gelacht hatte, mußte nun an eine tiefgewurzelte Krankheit ſeiner Tochter glauben, und fing allmählig an, an ihrer Geneſung zu verzweifeln. Alle Vorſtellungen, die er ihr deßhalb machte, — die Wirklichkeit ihres Glückes

nicht um die Verlockungen eines Traumes hinzugeben, waren — vergebens; Zwang wollte und konnte er nicht anwenden, denn theils liebte er die Tochter zu sehr und war überzeugt, daß es gefährlich sey, ihren Wahn gewaltsam zu zerstören, theils hatte er seiner Gattin auf dem Sterbebette geloben müssen, Blanca in einem Entschlusse nicht zu hindern, der ihrer Meinung nach für sie überaus heilsam war. So entfernte sich ein Freier nach dem Andern, denn keiner wollte die von der jungen Gräfin gesetzte Bedingung erfüllen, und im finstern Unmuthe vergrub sich de la Torre auf einem weit von der Hauptstadt entlegenen Schloße, um all den Sorgen, Vermuthungen und Versuchen zu entfliehen.

Kurt war begreiflicher Weise diese Marotte seiner Gebietherin überaus erwünscht, und er versuchte auch bey jeder Gelegenheit sie darinn zu bestärken. Wo es nur thunlich war, und auch oft da, wo es nicht thunlich war, malte er ihr mit den grellsten Zügen die Noth und Qual des Ehestandes, und das Verdrießliche des Kindersegens aus, und schloß gewöhnlich damit, daß das

höchste Gut, zu welchem es die Eheleute bringen könnten, im Gähnen bestünde. Immer aber konnte er sich der Furcht nicht entschlagen daß Blancen alles guten Willens ungeachtet, das Herz einmal einen Streich spielen dürfte. Daher kam auch sein Erschrecken beym Anblicke der jungen stattlichen Ritter, der ersten, welche seit de la Torre das Schloß bewohnten, und noch dazu durch sein eigenes Versehen, das Gartenthor nicht verschlossen zu haben, daher kam sein Streit mit dem Grafen, den Benno von der Ferne betrachtet hatte, daher sein Bestreben, die Ritter sobald als möglich zu entfernen.

Er wollte eben wieder vor Blanca die Umrisse zu einem neuen Gemälde in seiner gewöhnlichen Art anlegen als er mit Schaudern bemerkte, daß sie nicht wie sonst seiner Rede beifällig lächelte. Sie saß da, mit gesenktem Haupte, zeitweise einzelne, unbestimmte Töne aus der Laute lockend, von denen das Ohr nichts zu vernehmen schien. Den Schleier hatte sie, wie gewöhnlich, wenn Niemand außer dem Vater oder Kurt zugegen war, zurückgeschlagen.

Der Alte versuchte stärkere Farben aufzulegen, die Züge des Gemäldes zu verstärken, aber Alles war umsonst. Blancas Gedanken waren sichtlich weit entfernt, von dem, was sie hörte oder was sie sah. Kurt konnte der bösen Ahnung nicht widerstehen, daß einer von den Rittern einen tiefern Eindruck auf sie gemacht, als die bisherigen vermochten, daß er vielleicht gar ihren köstlichen Entschluß zum Wanken gebracht habe. Er hatte sich darinn einestheiles nicht getäuscht, an einem so reizbaren Gemüth, wie das der jungen Gräfin war, konnte die Blume sicilischer Ritterschaft nach Allem dem, was Blanca von Fernando wußte, nicht spurlos vorüber gehen, und der Anblick des jungen kräftigen Ritters mußte wohl jene Eindrücke noch erhöhen. Aber darinn hatte der Alte geirrt, daß er ihren Entschluß für erschüttert hielt. Im Gegentheile stand er in ihrem Busen fester als je — ihr Stolz allein hatte ihn aufrecht erhalten; aber sie sann darauf, wie sie den Ritter dahin bringen könnte, ihrem Willen zu huldigen, und wie sie so vor den Augen ihres Vaters und der ganzen Ritterschaft den Preis ihrer Be-

mühung erhalten könnte. In schmeichelnden Träumen ging ihr dieß vorüber, wie Fernando zu ihren Füßen lag, um ihre Hand werbend, und wie ihre Liebe gleich sey einer inne verwelkenden Blume oder einem Phönix, der kräftig in die Flamme facht, und sich da sein Grab zur Wiege erwählt.

Kurt konnte den Zustand, in dem er sich befand, nicht länger ertragen. Die Gefahr war seiner Meinung nach auf der höchsten Stufe, und ihr mußte im Augenblick gesteuert werden. In höchster Angst sank er vor Blanca in die Knie nieder. „Gräfin", — sprach er — „Gräfin, thut mit mir was ihr wollt, aber es muß einmahl heraus. Ihr seyd auf einem gefährlichen Wege. Ein Augenblick scheint jahrelange Mühe und Sorge umzuwerfen; auf den Knieen bitte ich Euch, verliebt Euch nicht; es giebt nichts Erschrecklicheres als das Verlieben —".

„Steh auf!" — entgegnete ihm Blanca mit finsterm Blick — „und wag' es nicht wieder, mit so vermeß'ner Rede mir zu nahen! — Was ist geschehen, das dich glauben machen könnte, daß ich vergessen würde eines Vorsatzes, zu dem die

innigste Ueberzeugung mich geführt hat? Du weißt, was ich vom Gemahl begehre — und schwerlich wird es Einer mir erfüllen.

„Es ist zu wenig" — entgegnete ihr Kurt, sich langsam vom Boden erhebend — „das Mannsvolk hat Augen wie ein Luchs, das sieht Euch durch den Schleier durch, wie durch ein Spinnengewebe. Dann gab Euch auch leider die Natur manch andern Reiz in der Form, der Haltung, und dreifach mehr, als Ihr mit aller Vorsicht verschleiern könnt und über dem auch irgend ein böser Schelm leicht das kleine Stück vom Antlitz übersehen kann.

„Du gehst zu weit" — lächelte Blanca. Wie ich die Männer kenne, bin ich mit meinem Vorsatze, von dem nichts auf der Erde mich abbringen soll, jeglicher Bewerbung los. Sie werden mich für häßlich halten, und so fliehen sie mich; denn nimmer glauben sie ein Weib so frei von jeder Eitelkeit, wie ich es bin, daß sie das Angesicht verschleiert läßt, wenn's auch nur erträglich anzusehen wäre.

Diese Worte fielen dem Alten wie Balsam

aufs Herz. Dahin wollte er sie eigentlich haben, sie selber sollte sich die Schlinge bereiten, die aufgestellt war, sie zu umstricken. Er stellte den Aeußerungen Blanca's Zweifel um Zweifel entgegen, und reizte so das Mädchen zu immer größerem Trotz und Widerstande. Mit aller Macht suchte sie ihm die Meinung zu benehmen, die Kurt schlau durchblicken ließ, als ob gerade die Ritter, welche gestern angekommen, einen ungewöhnlichen Eindruck auf sie gemacht hätten. Das Bestreben wurde um so ernstlicher, je richtiger diese Bemerkung war. Ihr Stolz konnte es nicht ertragen, von einem Diener durchblickt zu seyn.

Kurt, die Verlegenheit der Gräfin bemerkend, suchte davon Nutzen zu ziehen, und immer mehr in sie dringend, warf er ihr wie einen Zweifel die Frage hin: Ob es ihm erlaubt sey, die Ritter zu bestärken, als ob sie wirklich der Häßlichkeit wegen sich ihr Gesicht verschleiere. Blanca schien nach kurzem Nachdenken mit diesem Vorschlage zufrieden, sie sah darinn noch eine Gelegenheit mehr, einen Triumph ihres Entschlusses feyern zu können, und sich von dem eigentlichen

Lieben eines Mannes zu überzeugen, der ihr nicht so gleichgültig war. Nach einigem Nachdenken sagte sie zu Kurt — „sage den Rittern, wenn sie dich darum befragen — und die Neugier, wird sie fragen heißen — „Die Eitelkeit mein — — sie hielt etwas inne — häßliches Gesicht der Welt zu zeigen, wäre Schuld daran. Sag Alles was die Phantasie Widerliches zusammenstellt — aber laß die Schilderung ihre Grenzen haben, denn das weißt du wohl, wer übertreibt, findet keinen Glauben, und so verfehlen wir unsern Zweck — Verändere besonders das Aussehen meiner Züge — laß die Stirne nicht so weiß seyn, die Wangen nicht so geröthet und allenfalls den Mund nicht so klein als all dieß vielleicht seyn mag, so mein' ich, hast du wohl gethan."

Kurt war damit völlig zufrieden gestellt, und entfernte sich gleich, nach den Rittern zu sehen. Vielleicht waren sie schon fort, und der Alte seiner Mühe überhoben. — Die Sonne stand schon hoch am Himmel.

Die Versuche.

Fernando, von der Ungeduld, der in seiner Brust aufgeregten Sehnsucht getrieben, hatte beim ersten Morgenstrahle das Zimmer verlassen, und durchstreifte in der erquickenden Kühle die Gewinde des Gartens. Als er an den Platz gekommen war, wo Blanca aus dem Gebüsche trat, wollte seine Brust schier auseinander springen vor Lust und Weh. Er setzte sich auf eine Rasenbank, dem Gebüsche gegenüber, das Auge starr nach jener Gegend geheftet. Hier war es, wo sie zuerst ihm erschien, die mit so unnennbarem Zauber ihn umstrickt, die mit so namenloser Wonne ihn erfüllt hatte. In einiger Entfernung sang eine Nachtigall, und er gab sich der Täuschung hin, als ob die seelenvollen, sehnsuchtdurchglühten Töne aus der Kehle

jener Sängerin strömten, die gestern in der Mondnacht seinem Blicke vorübergezogen war.

Er wurde durch nahe Fußtritte aufgeschreckt. Ein Mann, dem Aeußeren nach jener, den Benno für den Burgherrn hielt, kam den Baumgang herauf. Es war der Graf.

Fernando jetzt nicht in der Stimmung, sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, wollte ihm ausweichen, und hatte deßhalb schon die Rasenbank verlassen, aber de la Torre, der ihn von Weitem bemerkt hatte, kam, wie es schien, absichtlich auf ihn zu, so daß Fernando, wenn er den Anstand nicht verletzen wollte, zum Bleiben genöthigt war.

Nach kurzem Begrüßen schienen Beyde von der gemachten Bekanntschaft erfreut. War Fernando glücklich, in dem Grafen nicht, wie er vermuthete, den Gatten, sondern den Vater der jungen Gräfin zu finden, so war de la Torre auch nicht minder erfreut, dem tapfern und mannhaften Ritter Fernando de la Pittone die Hand reichen zu dürfen. Er oder keiner war der Arzt seiner Tochter.

Das Glück Fernando's ſtieg immer höher, als er im Geſpräche mit dem Grafen erfuhr, daß dieſer nicht nur allein keinen Antheil an dem Entſchluſſe ſeiner Tochter habe, ſondern ſogar geradezu demſelben entgegen ſey. Fernando, durch die Eigenheit des Mädchens, in welcher er zwar etwas Ueberſpanntheit, und Hang zum Sonderbaren, aber zugleich auch Sinn für das Hohe und Feſtigkeit des Charakters erkannte, noch mehr geneigt, betheuerte dem Grafen, kein Mittel unverſucht zu laſſen, den Schleier der Dame zu löſen, und bat ihn um ſeine Einwilligung dazu, die er gerne erhielt, nur ſollte der Graf ſelbſt aus dem Spiele gelaſſen werden.

Der Ritter verfügte ſich nun unverzüglich nach dem Zimmer Blancas, unter dem Vorwande, ſich ihr vorzuſtellen, und ihr ein verbindliches Wort für die gaſtliche Aufnahme zu ſagen, welche er ihrer Güte ſchuldig ſey. Er fand ſie wie geſtern, dicht verſchleiert.

Die Unterredung ging Anfangs einen etwas langſamen Gang. Fernando ſowohl als Blanca waren ſichtlich davon betroffen, daß ſie einander

allein gegenüber ſtanden. Endlich brachte der Ritter das Geſpräch auf den beabſichtigten Gegenſtand, und damit ſchien Blanca alle Aengſtlichkeit von ſich geworfen zu haben, und wie von einem neuen Leben durchglüht. Sie erklärte dem Ritter deutlich und beſtimmt, ſie habe beſchloſſen, außer ihrem Vater und dem Diener ſollte kein männliches Auge ihr Antlitz ſehen, und nur jener Mann ihre Hand erhalten, der ſich entſchließen könnte, ſie verſchleiert zum Altare zu führen.

Fernando verſuchte umſonſt alle Macht der Ueberredung an Blanca, ſie von ihrem Entſchluſſe abzubringen, und ihr das Nichtige und Unzulängliche desſelben zu beweiſen. Sie ſetzte jeder ſeiner Bemerkungen eine, ihrer Meinung nach noch gehaltvollere entgegen, und entwickelte wirklich vor dem Ritter eine ſo ſeltene Gabe des Verſtandes, daß er davon überraſcht, in einige Verwirrung gerieth, obſchon er ſich nicht bergen konnte, daß die Dame ſich mehr durch irgend eine zierliche Spitzfindigkeit eine Anſicht der Liebe herausgeklügelt hatte, als ſie durch verſtändiges Prüfen der Verhältniſſe derſelben dazu gelangt war.

„Es scheint, Ritter" — sprach sie nach einer Pause, in welcher Fernando ihr schweigend gegenüber stand — „Ihr beurtheilt mich und meinen Vorsatz zu strenge; leicht kann Euch dieß eine lächerliche Grille, Trotz, Hang zum Sonderbaren und dergleichen seyn, was einen tiefen Grund hat, und ich schmeichle mir damit, auch einen Guten. Aber nehmt selbst die Sache nur von der Seite der Klugheit. Ihr seyd Mann, geschützt vor der Instanz des Flüchtigsten, der Zeit, denn man wählt Euch weniger um der Reize, als um höherer Vorzüge willen. Warum sollen wir nicht auch darauf denken, uns zu schützen? Hätt' ich wirklich Reize, wie Ihr vielleicht ohne Grund vermuthet, muß ich nicht befürchten, daß man mich wählte, um ihrentwillen? Somit wäre mein Glück abhängig von diesem Reiz, und dieser wieder von der Zeit, und dauerte nur so lange, als der Reiz dauert, und ginge mit ihm unter, wie man die welkende Blume zur Seite wirft, weil man sie nur des Blühens wegen erkohr. So aber hab ich nichts zu befürchten, denn mein Gatte wird mich immer so sehen, wie er ein-

mal mich sah; die Zerstörungen des Alters, der Krankheit und dergleichen, sie gehen spurlos an ihm vorüber, denn er bemerkt sie nicht. Könnt Ihr's nun mißbilligen, wenn ich das Glück meines Lebens nicht auf eine schwache Stütze begründen will, von der ich täglich fürchten muß, sie sinkt, wenn ich nicht bloß der Fessel der Gewohnheit oder dem Mitleid eines Gatten die Ruhe meiner Tage verdanken will? —

Fernando hörte Ihr mit scheinbarer Theilnahme zu. Er merkte bald, die Krankheit der Dame liege tiefer als er Anfangs geglaubt habe, und erfordere eine strenge Heilung. Von Ueberzeugung konnte die Rede nicht seyn, denn sie war zu tief von den Netzen des Hirngespinstes, das sie um sich gezogen hatte, umstrickt. Er sann demnach während der Rede der Gräfin darauf, ihr Vertrauen zu gewinnen, sie sicher zu machen, vor allem aber sich von ihrer Zuneigung zu überzeugen.

Er blickte eine Weile, wie von ihren Gründen bezwungen, sie an, und fragte sie mit halblauter Stimme: was das Schicksal eines Mannes

ſeyn würde, der die Bedingung zu erfüllen bereit wäre, die ſie geſetzt.

Blanca war in heftiger Bewegung. Sie vermochte es nicht, gleich ihm zu antworten, und als er darauf ihre Hand ergriff, fühlte er, wie ſie in der ſeinigen bebte. Er wiederholte ſeine Frage.

„Ritter" — erwiederte ihm die Gräfin nach einigem Zögern — „Ihr liebt es, wie mir ſcheint, das Unwahrſcheinliche als wirklich in der Gegenwart zu nehmen. Das nun vermag ich niemahl, und was ſo ferne ſteht, kann ich mir kaum denken, als ſey es. Mögt Ihr daher erlauben, daß ich die Antwort etwas überlege. — Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich ſchnell.

Fernando war nun ihrer Theilnahme, ihrer Liebe gewiß. Der erſte Schritt war geſchehen. Er dachte über die Natur ihres Zuſtandes nach, und fand dabei, daß er nicht wohl annehmen könne, daß ſie ſelbſt von der Wahrheit der Idee durchdrungen ſeyn könne, die ſie zu handeln trieb. Es ſchien ihm, als ob mehr ihre Eitelkeit ein ſo ungewöhnliches Opfer begehre. Sie floh die Liebe nicht und nicht die Männer, das war erwieſen,

aber ſie wollte um ihretwillen die Natur der Dinge verändert wiſſen. Von nun an ſchien ihm der Quell des Benehmens der Dame aus einem ſeltnen Grade von Eitelkeit zu entſtehen, und auf dieſe als auf die Haupt-Triebfeder wollte er wirken. Der Beſitzer mußte er ſeyn. So liebenswürdig und trotz ihrer Schwäche in ſo hohem Grade intereſſant war ihm noch kein weibliches Weſen erſchienen.

Er eilte Benno aufzuſuchen, um ihm den Hergang der Sache mitzutheilen, und fand ihn im Garten eben, als de la Torre ſich von ihm entfernte.

Benno war wohl im Ganzen einerley Meinung mit ſeinem Freunde, nur glaubte er, der Grund des Verſchleierns ſey nicht ſo erwieſen und ſo klar, wie Fernando glaube. Wenn Eitelkeit die Triebfeder davon wäre, müße es, wie er meinte, eine ſeltene, bis jetzt unbekannte Abart derſelben ſeyn, die ſie antrieb, zum Verhüllen desjenigen, was Eitelkeit gewöhnlich gerne ohne Hülle zeigt. Auf keinen Fall ſey es zur Ueberzeugung zu machen, weil hierunter Schlingen ſtecken — der Kaufmann hänge die beſte Waare

aus, und decke sie nicht zu, wenn Käufer kommen; der Gärtner werfe nicht über seine Blumen ein Tuch, und ließe nichts sehen, als die Blätter und den Stengel. Das Weib verschleiere sich nicht beständig das Gesicht, wenns etwas taugte. Eben dafür, daß es von allen gesehen würde, stünde es obenan. Zudem habe ihm der Graf so viel von den Reizen Blancas vorgeredet, daß ihm gerade dadurch die Sache verdächtig geworden sey. Ueberhaupt schien ihm, als ob dem Vater an der Versorgung Blancas viel zu viel gelegen wäre.

Alle diese Gründe und Meinungen Benno's machten auf Fernando nur einen geringen Eindruck. Sein Herz sagte ihm, daß der Schleier ein Bild von seltener Schönheit bedecke, und seine Phantasie hatte die Züge des Bildes gemalt, doch darin kam er mit seinem Freunde überein, daß er die Dame alles Widerstandes ungeachtet dazu bringen müße, den Schleier zu lüften. Er mußte fallen, und wenn sein Leben dabey auf dem Spiele stünde. War es geschehen, so konnte man sich am Besten von der Beschaffenheit der Dinge überzeugen.

Fernando beſchloß, noch an dieſem Tage die Fortſetzung ſeines Verſuches ins Werk zu ſetzen, und Benno wollte ihm, wenn es nöthig wäre, getreulich beyſtehen. Da es gewiß war, daß der Ritter auf die Gräfin Eindruck gemacht hatte, ſollte er davon Gebrauch machen, ihr auf den Fall daß ſich Blanca nicht entſchleiern wollte, ſeine Entſagung merken laſſen, vor Allem aber geradezu ihr erklären: daß er ſie nach ihrer Weiſe für häßlich halten müſſe. Er erſuchte ihn dringend, ja dieſes Wort nicht etwa mit minder ſchön, unlieblich u. d. gl. zu verwechſeln, wenn es gehörig Eindruck machen ſollte. Um ihn zu züchtigen würde ſie, wenn ſie es nicht wäre, unſtreitig den Schleier löſen — ſie würde ihn gehen heißen, er aber könne ihr zu Füßen ſinken, und eine hinlängliche Zeit den Reuigen ſpielen.

Fernando war damit einverſtanden.

Unterdeſſen hatte der Graf es verſucht, ſeine Tochter zu überreden, von dem Verfolgen ihrer gefährlichen Grille abzuſtehen. Er hatte zwar früher beſchloſſen, nie mehr mit ihr über dieſen

Gegenstand zu reden, aber die Ankunft Fernandos und die Aeußerung der Theilnahme an Blanca schien seine Vaterpflicht aufzufordern, und ihm einen neuerlichen Versuch als eine Art von Nothwendigkeit aufzulegen. Ein Gemahl wie der Ritter de la Pittone fand sich nicht zum zweitenmale wieder.

Alle Macht seiner Worte zerbrach an der seltenen Fertigkeit ihres Verfahrens. Sie erklärte dem Vater, daß sie zwar, wenn er befehlen würde, den Schleier sogleich wegzulegen bereit sey, aber dann würde sie auch gewiß nie irgend einem Manne ihre Hand reichen, denn Niemand wäre im Stande, ihr den Zweifel an die Reinheit und an die Dauer eines Verhältnisses zu benehmen, von denen allein sie gerade das Glück ihres Lebens erwartete. Sie läugnete nicht, daß Fernando auf sie einen seltenen Eindruck gemacht habe, aber gerade dieß habe sie in ihrem Vorsatze bestärkt, denn sie zweifle keinen Augenblick, daß wenn der Ritter wirklich der wahren Liebe fähig sey, er ihrem Willen sich fügen werde. Als de la Torre merkte, daß seine Bestrebungen ihren Widerstand noch ver-

ſtärkten, verließ er ſie, obſchon mit merklichem Unmuthe. Er wolle lieber die Sache ihren Gang gehen laſſen, als ſeinen väterlichen Willen geltend machen. Hier war wahrſcheinlich Alles verloren, denn von einem Mädchen wie Blanca ſtand zu vermuthen, daß ſie eher abſichtlich unglücklich werden wollte, als ſich zum Glücke zwingen laſſen; dort aber waren zwei mögliche Fälle, die zum Ziele führten. Entweder wich Blanca den Bemühungen des Ritters, oder dieſer den ihrigen.

Es war der Abend herangekommen. Blanca trieb ſich im Garten umher, ihre Gedanken auf Fernando gerichtet. Die edle Ritterlichkeit ſeiner Handlungen ſtand mit der Schönheit ſeines Aeußeren im freudigen Vereine. Blanca fühlte zum erſtenmale, welchen mächtigen Antheil die Geſtalt bei dem Gefühle habe, das ſie bisher nur dem Namen nach kannte. Die männliche Schönheit Fernando's war es nicht allein, was ihr an ihm gefiel, aber ſie mußte ſich auch geſtehen, daß ſie einen guten Theil von dem Gefallen ausmacht, welches ſie an de la Pittone nahm. Unwillig kämpfte ſie dieſe Bemerkung nieder, kaum daß ſie

in ihr aufgestiegen war. Alles was sie in ihrer Neigung zum Wanken bringen wollte, erschien ihr wie eine feindliche Anfechtung.

Wenn sich Fernando ihrem Willen nicht fügte, war sie freilich hart bestraft, aber eine Ahnung sagte ihr, er sollte sich fügen. Wenn er auch von manchem Truggebilde umfangen lebte, wollte sie ihn zu sich erheben, ihm der Liebe eigentliches Walten erkennen lassen, und vielleicht heute noch sollte er zu ihren Füßen den langen Wahn früher Tage bereuen. — Daß Fernando sie den Tag über vermieden hatte, suchte sie durch die Scheu vor der Uebergewalt ihrer Gründe, die er zu widerlegen außer Stande war, zu entschuldigen.

Da kam er eben mit Benno den Lindengang herab. Sollte sie ihm ausweichen — sollte sie es nicht — sie war nicht darauf gefaßt, ihn in diesem Augenblicke zu sehen, doch konnte sie nicht zurück — er hätte leicht ihr Ausweichen bemerken, und es falsch deuten können. Heftig tobte es in ihrem Busen, sie wollte sich verbergen, aber es war kein Ort dazu in der Nähe; schnell beschloß

ſie, ſich in eine nahe Laube zu ſetzen, und das Haupt auf eine Raſenbank geſtützt, zu thun, als ob ſie ſchliefe. Vielleicht gingen ſo die Ritter, ohne ſie zu bemerken, an ihr vorüber, und gewahrten ſie ſie auch, würde doch keiner es wagen, ſie zu wecken.

Blanca eilte der Laube zu, und kaum daß ſie ſich dort auf die Raſenbank niedergelaſſen hatte, kamen die Ritter an ihr vorbei. Sie ſprachen von ihr, und Blanca drückte die Augen ſo feſt als möglich zu, denn ſie wußte, daß der Sinn des Gehörs verſtärkt wird, wie der des Geſichtes abnimmt, und ſie konnte der Luſt nicht widerſtehen, Alles zu vernehmen, was geſprochen wurde. Plötzlich wendete ſich Fernando um, und bemerkte die Schläferin.

Wie ein Fieber ergriff den Ritter der Anblick des Mädchens. — Er wagte es nicht mehr, ein Wort zu ſprechen: — Benno am Mantel zerrend zeigte er ihm bebend nach der Laube hin.

Benno ſchlich auf den Zehen gegen Blanca, und horchend bemerkte er, daß ſie wirklich ſchlafe.

Die Gelegenheit ſchien ihm überaus günſtig, und wie vom Zufall in die Hand gegeben. Er beredete Fernando, den Augenblick zu benützen, und es zu verſuchen, den Schleier, der lieblich mit anlockender Läſſigkeit ums Geſicht lag, wegzuziehen, um ſich wenigſtens von der Geſtalt des Mädchens zu überzeugen. Jener blickte in den Gängen des Gartens umher — kein Lauſcher war in der Nähe. Die Einſamkeit, die Stille, das milde Licht, welches die Sonne im Scheiden auf die Gräfin warf, drangen mit vereinter Gewalt auf Fernando ein, dem Rathe ſeines Freundes zu folgen. Zum Zweifel hatte ihn bey längerem Nachdenken doch die Meinung des Freundes gebracht, daß es möglich wäre, daß Blanca wegen einer Widrigkeit der Form ihr Geſicht verhülle.

Benno ſollte ſich auf die Lauer legen, ob Niemand nahe, und Fernando in dieſem Falle davon in Kenntniß ſetzen; dieſer aber ſchritt leiſe zu Blanca hin, ſein Vorhaben auszuführen. Schon war er in ihre Nähe gekommen, und wollte die Hand nach der neidiſchen Hülle ausſtrecken, aber wie gefeſſelt blieb er vor der Dame ſtehen, ſeine

Kniee wankten, wie Flammen fuhr ihm's durch die Hand, er vermochte keinen Finger zu rühren.

Blanca ſchlief, wie es ſchien, ruhig und regungslos. Die Gelegenheit war zu lockend. — Nie vielleicht mehr wurde ſie ihm zu Theil. Er ermannte ſich, ſchlich dicht zur Dame hin, und verſuchte mit bebender Hand und hoch klopfendem Herzen den Schleier emporzuheben. Die Gräfin wendete, wie im Traum den Kopf. Fernando fuhr erſchrocken zurück.

Nach einer Weile wagte er zum zweitenmale den Verſuch, aber es war der Hülle nicht beyzukommen. Durch die fatale Wendung hing der Schleier, der zuvor aufgezogen war, in langen Falten zur Erde nieder. Fernando verſuchte von allen Seiten ihn zu lüften — aber vergebens. Endlich kam er auf den Gedanken, daß es möglich ſey, das Geſicht der Dame von unten auf zu ſehen, der Schleier durfte dabey nicht zurückgezogen, durfte nur etwas gehoben werden, und der Ritter verlangte nur ein einziges kleines Mal, nur eine Sekunde einen Anblick, ohne den er

nicht leben zu können glaubte. Er kniete vor Blanca hin, hob den Saum des Schleiers von der Erde; und ſchon hatte er ihn ein ziemlich Theil gelüftet, ſchon durchglühte die Ahnung des Gelingens ſeine Pulſe, als Blanca, wie vom Schlafe erwachend, ſich erhob, er aber, der nicht mehr entfliehen konnte, wie erſtarrt zu ihren Füßen lag.

Die Gräfin ſtellte ſich überraſcht von dem Anblicke des Ritters, und fragte ihn, was dieſe Stellung zu bedeuten habe. Der Ton, in dem ſie ſprach, war zitternd und ungewiß. Fernando geſtand ihr ſeine Liebe, welch unnennbar tiefen Eindruck Blanca bei ihrem erſten Erſcheinen auf ihn gemacht habe, wie er all ſeinen Ruhm, all ſein Glück mit ihr theilen wolle, wie heißeſte Sehnſucht ihn zu ihren Füßen gezogen habe.

Blanca konnte den Worten des jugendlichen Helden nicht widerſtehen, leiſe hob ſie ihn empor, ihre Blicke begegneten ſich, und mit ſtürmiſcher Liebesglut drückte er die Dame an ſein glühendes Herz.

Als ſich die Glücklichen von ihrem erſten Entzücken erholt hatten, zog Blanca den Ritter auf die Raſenbank nieder, und auf ſeine Schulter gelehnt, ſprach ſie zu ihm: Fühlſt du dich, mein Geliebter, nun nicht überſelig durch meinen Vorſatz? Läßt ſich die Liebe, welche wir fühlen, die reine geiſtige Flamme mit den Reizungen der Irrlichtflämmchen der Menſchen vergleichen, wie ſie aus ſumpfigem Grund emporſteigend mit trügeriſchem Schimmer ſie verlocken durchs ganze Leben. Nun erſt bin ich ganz überzeugt von der tiefen Wahrheit, die meinem Entſchluſſe zum Grunde lag, und die mich dadurch, daß du mich verſchleiert zum Altare führen wirſt, zur glücklichſten Sterblichen gemacht hat.

Erſchrocken ſprang Fernando von der Raſenbank auf. Er hatte geglaubt, daß die Gräfin mit dem Geſtändniße ihrer Liebe zugleich ihren Irrthum abgelegt, und daß der glänzende Strom ſeiner mächtigen Leidenſchaft ihr Herz von jenem Trotz und jener Kälte gereinigt habe, die jenem Wahne zum Grunde lag. Kaum war er im Stande, dieſen raſchen Wechſel von Sehnſucht,

Liebe, Furcht und Hoffnung zu ertragen, der im kurzen Zeitraume von zwei Tagen ihn ergriffen, um nun mit einem Male aus all den Himmeln ſeines ſo ſchwer erreichten Glückes in die ſchrecklichſte Tiefe nieder zu ſtürzen.

„Wie!“ — rief er aus — „Ihr konntet in jenem Augenblicke, in welchem die Allmacht der Liebe alle Bande ſprengt, noch an das Beſtehen desjenigen glauben, welches Eitelkeit und Laune geknüpft haben? Ihr könntet von einem Manne, den Ihr Euer Liebe werth gehalten habt, begehren, daß er um der Grille eines Weibes willen den Spott der ganzen Ritterſchaft ertrüge?“

„Verräther!“ — erwiederte Blanca, raſch ſich emporhebend — „Ihr fügt Euch meinem Willen nicht, und wagt es dennoch, um meine Hand zu werben. Ihr wußtet die Bedingung die ich Euch ſetzte — Ihr ſtellt Euch an, als wolltet Ihr ſie erfüllen, und entlockt mir ſo das Bekenntniß meiner Liebe. Dieſen Verrath ſollt Ihr mir büßen. Wißt, daß ich mein Haupt eher ins Grab lege, ehe ich den Schleier davon wegziehe, daß Euer freches Auge nie das ſchauen wird, was

Ihr im Trotz, den ich verlache, von mir erzwingen wollt, Und nun verlaßt mich, und zwar für immer."

Dieser Ton, in welchem noch nie ein Weib zu de la Pittone gesprochen, gab ihm seine ganze Besinnung, und das volle Gefühl seiner Kraft wieder. Er verneigte sich vor der Gräfin. „Lebt denn wohl!" sagte er — „und weil Ihr es selbst so gewollt, für immer. Hat meine Rede Euch beleidigt, so vergebt mir, ich bin nicht schuld daran, denn es war nicht vorauszusehen, daß Ihr ein Spiel so ernsthaft nehmen würdet, und als etwas anderes konnte ich diese Mummerey bei der Kraft Eures Verstandes nicht erkennen. So gering könnt Ihr unmöglich im Ernste von dem Manne denken, daß er alle übrigen Eigenschaften des Geistes, des Herzens und dergleichen über den kleinen Raum des Gesichtes übersehen sollte, welches mit der Summe Eurer Lieblichkeit vielleicht nicht völlig im Verhältniß steht." Damit entfernte er sich.

Schnell war Blanca ihm nachgeilt und hielt ihn zurück. Sie hieß ihn etwas verziehen, und

ging nachdenkend auf und nieder. Er zweifelte an ihrer Schönheit und begriff die Möglichkeit davon nicht. Mit Kurt hatte er, wie sie zwar wußte, noch nicht gesprochen, da sie den Alten, seit jener Erlaubniß, ihr Angesicht zu entstellen, nicht mehr aus den Augen ließ.

Ein heftiger Kampf zwischen ihrem Entschlusse und ihrer Eitelkeit durchtobte ihr Inneres. Sie dachte darüber nach, ob sie den Ritter zu züchtigen, nicht den Schleier zurückschlagen, ihn mit der siegenden Macht ihrer Schönheit zu Boden schlagen, und dann ihn für ewig entfernen sollte. Schon hatte sie die Hand an den Schleier gelegt da ergriff sie der Gedanke, daß Fernando diesen Zweifel an ihrer Schönheit nur als ein Mittel gebrauche sie zur Entschleierung zu bringen. Jemehr sie darüber nachdachte, desto mehr gewann er an Wahrscheinlichkeit, da der Ritter ihrer Ueberzeugung nach gar keinen Grund zu seiner Meinung hatte. Nach einer Weile trat sie vor ihn und sprach, mit stark bezeichnetem Hohn:

„Lebt wohl, Herr Ritter de la Pittone, Ihr habt mich durchschaut. Der Grund, warum ich

mich verſchleiere, iſt die Häßlichkeit meines Geſichts — glaubt daran, Ihr habt's errathen. Den Triumph, mich beſiegt zu haben, verweigere ich Euch vor der Hand nicht. — Uebrigens habt Ihr volle Freiheit, zu bleiben oder zu gehen." Damit entfernte ſie ſich.

Kaum daß ſie fort war, trat Benno hervor, welcher die ganze Unterredung mit angehört hatte. Fernando bedurfte ſeiner jetzt mehr als je, denn er war durch die Reden und entgegengeſetzten Eindrücke ſo verwirrt, daß er ſich keines Entſchluſſes fähig fand. An Benno's ruhiger Feſtigkeit erholte ſich allmählig ſeine Betäubung wieder, und die Ritter kamen darinn überein, mit allem männlichen Ernſte den Trotz der Dame zu ſtrafen. Uebrigens trat Fernando halb und halb der früheren Meinung Bennos bey, daß doch bei der Mummerey irgend ein Mangel an gehöriger Schönheit im Spiele ſeyn müße. Sie beſchloſſen demnach, da in dieſem Falle dem Vater nicht zu trauen ſey, Kurt durch bedeutende Geſchenke auf ihre Seite zu bringen, da die Dame ſelbſt Fernando erklärt hatte, daß er ihr Geſicht geſehen habe.

Das Bild.

Kurt war den Tag über den Rittern gleich ihrem Schatten gefolgt, und hatte ſich bei jeder Gelegenheit an ſie gedrängt; aber von wichtigeren Intereſſen erfüllt, gewahrten ſie ihn nicht. Er zerquälte ſich damit, wie er mit guter Art von der Erlaubniß der Gräfin Gebrauch machen könnte, und war, um den Eindruck recht zu verſtärken, auf einen eigenen Einfall gerathen. Er war noch von ſeinen Eltern her im Beſitze eines Bildes, welches das Geſicht eines Weibes vorſtellte, die, weil man ſie der Hexerey beſchuldigte, verbrannt worden war. Es war eine künſtliche Zuſammenſetzung der widerlichſten Züge, von einem grauenerregendem Effekt, aber doch dabei von einer Wahrſcheinlichkeit in der Ausführung, welche an die Exiſtenz eines ſolchen Geſchöpfes glauben ließ. Das Bild ſteckte er zu ſich, und

wollte es in der Maske des Vertrauens den Rittern als das Abbild der jungen Gräfin zeigen. So meinte er die beabsichtigte Wirkung sicherer, als durch bloße Worte und Beschreibungen zu erreichen, welche, wie er wohl wußte, die Einbildungskraft des Liebenden weniger stark berühren.

In Fernando's Brust war, wie sich der erste Eindruck des Benehmens der Gräfin gegen ihn gemildert hatte, die Leidenschaft, welche er früher für sie gefühlt, mit aller Stärke erwacht. Er warf sich vor, daß auch sein Betragen gegen sie zu rasch und zu stürmisch gewesen sei, und wenig hätte gefehlt, so hätte er reuig ihr Alles abgebeten, und wenn die Dame den Vortheil recht zu benützen verstand, zuletzt vielleicht gar einen Schleier in sein Wappen malen lassen. Auch sein Zweifel in die Mißgestalt des Antlitzes der Gräfin war wieder verschwunden. Seiner Phantasie lächelte eine Gestalt entgegen, die Aylasa an Glanz — Thalia an Blüthenreiz — Euphrosine an Lebhaftigkeit weit übertraf.

Er hatte Benno nach Kurt geschickt, und

eben kam er auf ihn zu, den Diener am Arme führend, der ihm wie unwillig zu folgen ſchien. Die Ritter fielen ungeſäumt über den Alten her, und ſuchten ihn durch Verſprechungen aller Art zu gewinnen, daß er ihnen Nachricht über das Geſicht der jungen Gräfin geben ſollte. Kurt widerſtand zum Scheine einige Zeit allem Zudringen, flüchtete ſich hinter den Vorwand, daß er die Geheimniſſe ſeiner Herrſchaft nicht verrathen könne, und daß es ihm geradezu den Dienſt koſten würde, wenn er auch nur ein Wort von dem, was er wiſſe, verriethe. Damit ließ er aber zugleich den Rittern merken, daß hier ein Geheimniß, und zwar ein bedeutendes Geheimniß verborgen ſey, und ſpannte ihre Neugierde immer höher.

Endlich ſtellte er ſich an, als wiche er dem Uebergewichte ihres Zuredens. Er ließ ſich halb und halb ihre Verſprechungen gefallen, und bemerkte zugleich, daß wenn er je zum Schelm an ſeiner Herrſchaft werden könnte, es nur aus dem Grunde geſchehe, weil ihm die Jugend und die bekannte Tapferkeit der Ritter zu Herzen ginge

und er es geradezu für gewiſſenlos halte, daß ſie in eine ſo gefährliche Falle gingen, wie welche hier auf ſie lauerte.

Er zog nun die Ritter an ſich heran, und entdeckte ihnen: der Grund, warum die Dame ſich verſchleiere, liege darin, daß ihr Geſicht von einer ſo ſeltenen und ſo ſchreckhaften Häßlichkeit ſey, daß jedes Auge lieber erblinden möchte, als es ſchauen. „Herr" — ſprach er zu Fernando, der ſtarr wie eine Marmorſäule neben ihm ſtand — „ich hab's geſehen, ich weiß, was man ertragen kann, und Unſereins frägt nicht viel nach häßlich oder ſchön, aber das Geſicht der Gräfin hat die Natur ſo fürchterlich bedacht, daß, gebt Ihr mir auch zur Stelle den Ritterſchlag, ich es nicht beſtändig ohne Schleier ſchauen möchte."

Benno lächelte dem Freunde zu, ihn heimlich befragend, ob er es verſtände, durch den Schleier zu blicken; Fernando aber drang, ohne auf Benno's Rede zu hören, in den Alten, ihm ganz genau das Geſicht der Dame zu beſchreiben.

„Herr" — ſprach dieſer — „begehrt das nicht, ſo etwas läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben,

das muß geſehen werden, und — ich kann Euch's ſehen laſſen — ich hab ihr Bild.

„Ihr Bild?" — riefen beide Ritter, wie aus einem Athem — „Gieb her!"

„Gemach!" — erwiederte Kurt — „Ihr werdet bald wünſchen, es nicht geſehen zu haben. Es iſt täuſchend ähnlich, nur möcht ich ſagen, noch etwas verſchönert. Ich ſelber hab's, der Seltenheit wegen vor einigen Jahren gemalt, und ich kann Euch verſichern, ich führe meinen Pinſel ganz ordentlich. Jetzt mögt Ihr Euch auch mein Betragen bei Eurer Ankunft erklären, und warum ich Euch mit dem Grafen nicht zuſammenbringen wollte. Ihr begreift, daß er das Mädchen verſorgt wiſſen will, mich aber habt Ihr gedauert in der Seele. Euch iſt was Beſſeres aufgeſpart. Da ſeht her!"

Damit zog er das Bild der Hexe aus dem Buſen und hielt es den Rittern vor.

Sie ſtarrten es eine Weile mit weit aufgeriſſenen Augen an, ſtießen einen heftigen Schrei aus, und eilten darauf mit verhüllten Geſichtern fort.

Kurt ſteckte lächelnd das Bild zu ſich und

wollte sich entfernen, aber in demselben Augenblicke stürzte Blanca auf ihn zu. Hinter einer Statue verborgen hatte sie die unnennbarsten Qualen gestrafter Eitelkeit empfunden, vor den Augen eines Mannes, den sie so heiß und so innig liebte, in einer Gestalt zu erscheinen, die jede weitere Bewerbung von seiner Seite unmöglich machen, die ihn ganz von ihr zurückschrecken mußte. Obschon sie nicht ihre verhüllte Schönheit dem Auge des Geliebten enthüllen mochte, wollte sie doch noch weniger als häßlich vor ihm erscheinen, ja sie duldete nicht einmahl den Zweifel an der Vollkommenheit ihrer Gestalt, denn sie war überzeugt, daß er sich in dem Herzen eines Mannes, welches mit Liebe sie umfing, gar nicht regen konnte.

Sie fühlte nun immer stärker die verderblichen Folgen und das Gefährliche ihres Vorsatzes, und mußte sich gestehen, daß sie selbst, und vielleicht ohne hinlänglichen Grund sich all die Uebel bereitet hatte. Was ihr bei früheren Bewerbungen, wo ihr Herz ohne Theilnahme war, leicht erschien, fühlte sie nun als schwere, drückende Last.

„Gieb mir das Bild, Unmenſch!“ — redete ſie Kurt an, der erſchrocken vor ihr ſtand, und ſie ſtockend befragte: „Von welchem Bilde die Rede ſey?“

„Von jenem“ — erwiederte die Gräfin — „welches du ſo eben den Rittern gezeigt haſt.“

Kurt wollte ſich weigern, es herauszugeben, aber die Gräfin drohte, unverzüglich ihren Vater zu Hülfe zu rufen, ihm des Dieners Widerſetzlichkeit zu klagen, und mit Gewalt das Bild abnehmen zu laſſen: Da hielt es ihr Kurt mit weggewandten Augen hin.

Blanca warf einen Blick darauf und die Sinne vergingen ihr. Ohnmächtig ſank ſie ihrem Vater, der eben kam, in die Arme. „Was iſt geſchehen!“ — ſprach erſchrocken de la Torre zu Kurt. — Dieſer wollte ihm die Sache nach ſeiner Weiſe entſtellt vortragen, aber ſchnell richtete ſich Blanca in die Höhe, und erzählte Alles, wie es ſich begab.

Der Graf warf einen ſtrafenden Blick auf den Alten, dieſer aber entſchuldigte ſich damit, daß

ihm die Gräfin ſelbſt die Erlaubniß gegeben habe, ſie etwas zu entſtellen.

„Etwas! darinn liegt's" — fiel ihm Blanca, ſchnell ſich erholend ins Wort — „etwas — aber nicht ſo wie du es gethan haſt, für das die Sprache keinen Namen hat. So ein Geſicht wie das, jenes Bildes, haſt du für das meinige ausgegeben. Dieſer Mund — ein ſolcher Frevel iſt ohne Beyſpiel — bedenke, daß ich die Gebietherin bin. Aber ſie ſoll dir keine Früchte tragen, dieſe That. Obſchon ich zu ſtolz bin, meinen Vorſatz zu brechen, ſo ſollen doch die Ritter erfahren, daß ſie getäuſcht worden ſind, bevor ſie unſer Schloß verlaſſen, darauf geb ich dir mein Wort. Die Strafe für dein Vergehen überlaſſe ich meinem Vater. — Sie entfernte ſich ſchnell.

Der Graf ſtellte den Diener zur Rede, daß er auf eine ſo vermeß'ne Art die Erlaubniß ſeiner Tochter überſchritten habe, und verbot, bei der Strafe, augenblicklich entlaſſen von ihm zu werden, das Mindeſte zu unternehmen, was dazu dienen könnte, die Ritter in der Meinung über die Geſtalt ſeiner Tochter zu beirren. Daß er dießmal, ohne Züchtigung durch-

komme, möge er ſeinen früheren Dienſten zuſchreiben. Der Graf eiferte aber nur mit Worten ſo ergrimmt, denn innerlich war er durch die Handlung des Alten erfreut. Er hatte den Knoten, den er unaufhaltlich ſchürzen wollte, dadurch aller Wahrſcheinlichkeit nach gelöst; denn Blanca konnte es nicht ertragen, in der Hexen-Geſtalt vor einem Manne da zu ſtehen, den ſie liebte. Sie mußte ihn vom Gegentheile überzeugen, und dieß konnte nur geſchehen, wenn er ihr Geſicht ſah. Er hätte dem Alten um den Hals fallen können für ſein Unternehmen, mit dem er ihm wider Willen genützt, und ſeine Tochter zum Ziele geführt hatte.

Kurt aber fühlte ſich in der Seele erfreut, daß ſein Plan ſo wohl gelungen war. Er hatte auf nichts weiter zu denken, als die Ritter ſobald als möglich aus dem Schloſſe zu bringen, und zwar noch bevor ſie mit Blanca oder dem Grafen geſprochen hätten.

Er verfügte ſich gleich zu ihnen, und fand ſie eben damit beſchäftigt, ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Sich ihnen zur Hülfe anbiethend,

äußerte er ihnen den Wunſch, ſie auf den Weg nach Neapel führen zu dürfen. Seiner Meinung nach ſollten ſie das Schloß des Grafen noch heute verlaſſen. So wären ſie am beſten aller Unannehmlichkeit und alles Widerwärtigen des Abſchiedes überhoben. Die nöthigen Entſchuldigungen wegen der ungewöhnlichen Eile wollte er beim Grafen auf ſich nehmen. Die Ritter waren natürlich damit nicht einverſtanden, ſie fanden dieſes einer Flucht ähnliche Entweichen geradezu unſchicklich, und weder mit dem Range des Burgherrn, noch mit der Art, wie ſie im Schloſſe aufgenommen worden, im Einklange. Sie wollten bis morgen bleiben, und dann, wie es ziemlich, Abſchied vom Grafen und ſeiner Tochter nehmen. Das Unangenehme desſelben ſollte durch die Freundlichkeit und das Gaſtliche der Aufnahme vergolten werden.

Die Qualen der Eitelkeit.

Blanca befand ſich ſeit der Geſchichte mit dem Bilde in einem wirklich bedauernswürdigen Zuſtande. So ſchnell vom Gipfel ihres Glückes herabzuſtürzen, wie ſie, war ein Ereigniß, welches die Seele auch eines weniger empfänglichen Mädchens vernichtend hätte ergreifen müſſen. Sie liebte Fernando mit der vollen Sehnſucht eines weiblichen Gemüthes, und wie ſie in Allem gern und leicht zum Uebertriebenen und Ungewöhnlichen ſchritt, nahm auch dieſe Leidenſchaft, einem Strome gleich, der brauſend ſeine Ufer überſchwillt, einen gewaltſamen Gang. Der Ritter war ſo mit ihrem Leben verbunden, daß es ihr

unmöglich ſchien, ihn aus dem Herzen loszureiſſen. Wie ſie auch die innere Stimme übertäuben wollte, ſie mußte doch einſehen, daß ſie ſelbſt durch einen unhaltbaren Wahn ihr wahres Glück hindangeſetzt und vielleicht für immer verloren habe.

Freilich durfte ſie nur von ihrem Vorſatze abſtehen und den Schleier löſen, aber wie ſtand ſie dann vor den Augen des Mannes da, der ſie liebte, welche Achtung konnte er vor ihr haben, und welche Demüthigung mußte ſie ſich von ihm gefallen laſſen, wie konnte ſie dieſe ertragen, wie konnte ſie überhaupt ein glückliches Loos an der Seite eines Gatten finden, vor dem ſie beſiegt und lächerlich erſchien? Von der andern Seite wollte ſie Fernando nicht mit dem Glauben an eine ſo beiſpielloſe Häßlichkeit ihrer Geſtalt aus dem Schloße ziehen laſſen, ſie konnte es nicht ausdenken, daß er von ihr, die begehrte, — daß ihr Bild ihn mit Liebe, Sehnſucht und Entzücken erfülle, wie vor einem Scheuſale floh, und das mußte er doch, nach dem, was er geſehen hatte. — Wenn es ihr Leben koſten ſollte, mußte

der Ritter erfahren, daß er betrogen ſey, aber durch wen? Außer ihr war nur Kurt und der Vater im Schloſſe — und der erſte, wenn er gleich widerrufen wollte, würden ihm die Ritter auch glauben? würden ſie nicht vielmehr vermuthen, daß er aus Zwang widerrief? konnte die Ausſage des Vaters über die Geſtalt der Tochter den Rittern unverdächtig ſcheinen? Es war ſchon ziemlich ſpät am Tage, jeden Augenblick mußte ſie die Entfernung der Ritter befürchten, und noch wußte ſie nicht, was ſie beginnen ſollte, ihrem bewegten Herzen Ruhe zu verſchaffen.

Fernando war indeß in einer nicht minder ſchmerzlichen Lage. Er ſollte für immer von ſeinen Träumen ſcheiden, die ihn auf eine ſo ſelige Weiſe umfangen, die ihn in ein Zauberland voll duftiger Blüthen geführt hatten. Er bedauerte jetzt, den Alten dahin vermocht zu haben, daß er ihm das Bild zeigte. Hätte er nur jene entſetzliche, von Häßlichkeit zuſammengeſetzten Züge nicht geſehen, die er nicht mehr aus dem Gedächtniſſe zu bringen im Stande war! Er fühlte nun das Wohlthätige, was für ihn im Entſchluſſe der

Gräfin lag. Warum hatte er absichtlich mit rauher Hand durch eine grausame Wirklichkeit die lieblichen Gebilde seiner Phantasie gestört, warum hatte er, unzufrieden mit dem gegenwärtigen Glücke, nicht eher geruht, als bis er unglücklich war!

Die Dame, so wie er früher sie sah, hatte ihn mit unnennbarer Wonne erfüllt — was ihn an sie zog, konnte er sich nicht erklären, er fühlte nur daß es so war. Jetzt mußte er sich hinter dem Schleier das Gesicht denken, das er gesehen hatte, und ein Fieberschauer rieselte durch seine Glieder. An der Aechtheit des Bildes konnte er nicht zweifeln. Alles traf zusammen; das Bild war so gemalt, daß es der Arbeit nach, auf die Geschicklichkeit des Meisters schließen ließ, die Eheſcheue Kurts konnte ihm als eine ungewöhnliche Eigenheit nicht zu Sinne kommen, nnd so fand er keinen andern annehmbaren Grund, warum dieser so hätte handeln sollen, wie er that. Blancas Meinung, die nun ganz gerechtfertigt vor ihm erschien, und die Benehmungsweise von ihr zeigten ihm klar, daß sie ihr Herz mit dem Verstande übertäuben wollte.

Ein Einziges schien ihm möglich, und an dem wollte er halten, daß das Bild ähnlich, aber doch übertrieben war. Er versuchte mit aller Gewalt, diese Meinung zur Gewißheit zu erheben, aber es ging nicht. Zu lebhaft standen jene Züge vor ihm da, und wenn auch Herz und Verstand sich lange mühsam ein Gebilde zusammengefügt hatten, warf ihm der Sinn in einem Augenblick das Ganze zusammen, wie ein Kartenhaus. Er sah nun deutlich die Wahrheit von dem ein, was ihm Benno einmal scherzweise gesagt hatte: die Liebe sei einer Pflanze gleich, ihre Blüthen hebt sie zum Himmel auf, aber mit den Wurzeln steckte sie in der Erde.

Er beschloß sie aufzusuchen, und schnellen Abschied von ihr zu nehmen, ihr jedoch von seiner Vermuthung nicht das Geringste merken zu lassen. Alles war schon zur Abreise vorbereitet, und Benno harrte seiner mit Ungeduld.

Es war Abend geworden, und der Mond blickte mit derselben freundlichen Klarheit herunter, wie damals, als Fernando zum erstenmale in dieß Schloß kam. Sein Weg führte ihn an dem Ge-

büsche vorbey, wo er die Lautenklänge und Blanca's Stimme gehört. Eine tiefe Sehnsucht hielt ihn zurück. Er blieb vor dem Gebüsche stehen, und schaute wehmuthsvoll hin. Welche Kluft lag zwischen sonst und jetzt! Der Anblick und die Erinnerung wirkten mit aller Gewalt auf sein Herz. Sein Entschluß, die Gräfin für immer zu verlassen, fing an zu wanken. Damals, als er ihn gethan, war ihm der Schmerz des Verlustes nicht so gegenwärtig, wie er nun es war; und wie die Sonne im Scheiden am schönsten ist, erschien ihm auch Blanca, von einem wunderbaren Lichte verklärt, da er von ihr scheiden sollte. Jetzt in dem Augenblick, der sie ihm ganz zu rauben drohte, fühlte er, sie sey so fest mit seinem ganzen Seyn verflochten und verwebt, daß Eins ohne dem Andern nicht bestehen könne. Die Liebe machte in seiner Brust ihre Alles besiegende, ewige, Gewalt geltend.

Da erklangen Lautentöne aus dem Gebüsche, ihnen folgte eine Stimme. — Es war Blanca's Stimme. Sie sang dasselbe Lied, was sie gesungen, als er zuerst sie gesehen. Nach der Strophe:

Was blüht auf Erden
Fällt wieder ab,
Die Lieb allein nur
Blüht über's Grab —

verklangen Lautenton und Stimme, und Fernando, von allem Zauber vergangener Luſt ergriffen, verſank in dem Strome ſeiner Empfindung. — Jetzt fuhr er empor — er wollte mit Gewalt ſich entreiſſen — die Sage von der Sirene, welche den Wanderer mit zauberiſchen Tönen lockt, und ihn, wenn er folgt, unrettbar in den Abgrund zieht — ergriff ihn — er wollte fliehen, aber vergebens. Er konnte nicht fort, eine namenloſe Luſt hielt ihn zurück, ſein Herz war gefangen; ſein Sinn umſtrickt, und trotz dem Schreckbilde, was er zuvor ſah, — zog's ihn hin zu dem, vor dem er floh.

Da fing der Geſang wieder an. So herrlich ſo ſelig, ſo hold und liebevoll hatte noch nie eine weibliche Stimme an ſein Ohr geklungen. Es waren Töne aus einer höhern Welt, Ahnung einer geheimen Seligkeit ſchwamm in ihren Accorden. Es war nicht möglich, dieſer Ton konnte nicht

über jene Lippen gekommen ſein, welche ſein Auge ſah — dieſer Ton ſtand nicht im Einklang mit den Zügen des verhaßten Bildes — die Natur konnte ſo Himmliſches nicht mit ſo Entſetzlichem zuſammenfügen in eine Geſtalt. Nach der Strophe:

O ſchöne Liebe,
Du volles Glück,
Du bringſt den Segen
Der Welt zurück. —

ſtürzte er mit dem Ausrufe: „Ich muß ſie ſelber ſehen!“ — auf das Gebüſch zu. Lautenton und Stimme waren verklungen, ein Gärtnermädchen trat heraus! — Sie hatte die Finger auf den Mund gelegt, als ob ſie dem Ritter anzeigen wollte, die Dame im Geſange nicht zu ſtören.

Erſchüttert trat Fernando zurück. Seine Augen verſchlangen die wundervolle Erſcheinung. Eine Geſtalt wie dieſe hatte er nie noch geſehen. Alles was die Phantaſie in ſeiner beſten Stunde ihm zuſammen fügte, ſah er vor ſich, Hoheit und Anmuth, Glanz und Lieblichkeit, Freundlichkeit

und Würde waren in diesen Zügen gepaart. Das tief dunkle Haar rollte in üppigen Locken nieder zum Schnee der kleinen Hand, das glühende Auge senkte sich verlegen zu Boden, ein Lächeln wie in Guido's Engeln schwebte um den weichgeformten Mund, der durch die halbgeöffneten Rubin-Lippen die Perlenschnur der Zähne sehen ließ, und wenn die hohe, Dianen ähnliche Gestalt Ehrfurcht gebothen, erfüllte die mädchenhafte Schüchternheit, die über der holden Erscheinung ausgegossen war, das Herz mit zärtlicher Sehnsucht. Die Glut des Morgens schien mit der Milde des Abends in diesem Mädchen verschmolzen.

Schüchtern näherte das Mädchen sich dem Ritter. „Ich bin" — sagte sie mit zitterndem Ton und zur Erde gesenkten Blick — „die Dienerin des Fräuleins, und wünschte Euch gerne etwas im Geheim zu vertrauen.

Der Ritter bat sie zu sprechen.

„Ich bitte Euch sehr" — antwortete sie, im nämlichen Tone — „daß Ihr nicht etwa mißverstehet, und einen Schritt mir mißdeuten mögt, zu welchem nur die reinste Liebe, die ich zu meiner

Gebietherin habe, der ich soviel schuldig bin, mich vermocht hat — — Ihr seyd im Irrthum, man hat Euch getäuscht, und jenes Bild, welches Kurt Euch gezeigt hat, ist nicht das der Dame.

„Nicht?" — fiel ihr Fernando rasch ins Wort „Und wie sieht sie aus? — Beschreibe mir sie, du hast sie wohl gesehen."

„Sie ist" — erwiederte ihm das Mädchen — und eine Röthe, wie die der Rose, wenn sie zum erstenmale die Knospe sprengt, überflog ihr Gesicht — „sie ist nicht häßlich! — wenigstens" — setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu — „nicht häßlicher als andere."

„Wirklich!" — rief der Ritter mit ausbrechendem Entzücken aus — „nun hast du doch wahr gesprochen, mein Herz."

„Und doch„ — sagte das Mädchen darauf — „doch habt Ihr gezweifelt. Ein Zweifel, der, ich muß gestehen — sich schwer entschuldigen läßt." — Und nun fing sie an, so viel und so Gewähltes über die Gräfin zu sprechen, und über den Frevel, welchen Fernando durch den Zweifel sich schuldig gemacht hatte, daß

dieſer ſie immer genauer und immer prüfender ins Auge nahm. Sie zeigte ihm, wie es unmöglich ſey, daß das, was er vom Sehen kenne, ſich neben einer Fratze von ekelhafter Art finde, neben ihrem Herzen neben ihrem Verſtande und allem Andern. Wie ſie bemerkte, daß ſie zu weit gegangen war, und er ſie feſt ins Auge nahm, erröthete ſie noch tiefer als zuvor, und wollte mit einer leichten Verbeugung ſich entfernen.

Der Ritter hielt ſie zurück.

„Nicht ſo, liebes Mädchen" — ſprach er — ſo kommſt du mir nicht fort. Warum zitterſt du? Gieb mir deine Hand und ſetz dich zu mir. Die edle und uneigennützige Idee, deine Gebietherin zu vertheidigen, hat dir meine Theilnahme gewonnen. Sprich weiter — ich höre gerne von der Gräfin, ich höre dich ſo gerne von ihr erzählen.

Blanca wollte ſich losmachen, aber Fernando hielt ſie zurück, „Bleibe" — ſprach er „du ſollſt mir eine der ſüßeſten Täuſchungen erfüllen helfen, die ich in meinem Leben genoß. Ich will mir die Gräfin mit deinem Geſichte vorſtellen, in Wuchs und Haltung gleichſt du ihr ohnedieß auf eine ſel-

tene Weiſe. Leihe ihr andere Vorzüge, leihe ihr deine wunderbare Schönheit, und ſie wird das vollkommenſte Weſen ſeyn, welches die weite Erde trägt. — Ja, ſo muß ſie auch ſeyn, ganz ſo wie du, ſo hat meine Phantaſie ſie gemalt, ſo erſchien ſie mir in meinen Träumen.

Blanca — denn ſie war es ſelbſt, die in jener Verkleidung erſchien — wendete immer mehr das Auge von ihm ab, und immer fiebriſcher bebte ihre Hand in der ſeinigen. Fernando aber fiel ihr zu Füßen und ſprach: „warum wendet Ihr Euch von mir, Gräfin — ſchämt Ihr Euch des Sieges, den Eure Schönheit errungen. O haltet ſie nicht für gering, dieſe hehre reizende Göttinn, zu der jedes Leben freudig ſich wendet, die allein alle, alle jene Qualen vergelten kann." — Die Gräfin hob ihn empor, und drückte ihn ſtürmiſch an ihr klopfendes Herz.

„Ja, Fernando!" — rief ſie aus — „Ihr habt mich geheilt von einem Wahne, der mich ſo lange und ſo grauſam umfing."

„Liebe Tochter!" rief der Graf der hinter den Liebenden mit Benno eingetreten war, indem er

die Hand auf Blancas Nacken legte. — „Als dein Verſtand dich zum Entſchluße trieb, vergaß er aufs Herz; das hat ſich dafür gerächt. Bitte und Zwang haſt du verſpottet, und gingſt zuletzt freiwillig in die Schlinge, die du dir ſelber gelegt haſt.

„Amen!“ — ſagte Benno — Eure Geſchichte, Gräfin, bring ich zu Papier, und laſſe den Schleier vordrucken, damit ſich jede Dame, die ſo ſchön, wie Ihr, iſt, und ſo ſpröde zugleich, ein commodes Beiſpiel daran nehmen möge.

Kurt ſtand an einem Baum gelehnt, die Mütze hin und wieder zerrend, und murmelte bitter lächelnd in den Bart: Jetzt hat er Alles gethan, ihr den Schleier vom Geſicht zu bringen — vielleicht wird er einmahl Alles verſuchen, ſie zu bewegen, daß ſie ihn wieder vorhängt.

Pesth.
Gedruckt bei Landerer und Heckenast.
1843.